

Zürcher Taschenbuch

Antiquarische Gesellschaft in Zürich,
Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde





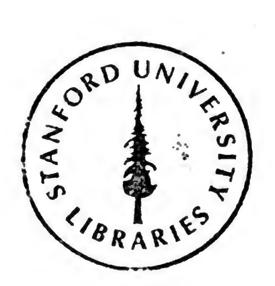
Aug. F. Ammann

Dieser Band

gehört in's

Fach ....







ZÜRCHERISCHE STANDESSCHEIBE
aus der
Stadtbibliothek Winterthur

1878.



Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

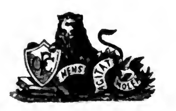
1878.

Herausgegeben von einer Gesellschaft
zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge.

Erster Jahrgang.

Mit 2 Abbildungen.



Zürich,
Druck und Verlag von Orell Füßli & Co.

1878.

Vorrede.

Nicht in der Absicht, eine überraschende Novität darzubieten, oder für sich selbst einen schriftstellerischen Namen zu erwerben, treten die Herausgeber des vorliegenden Bandes in Concurrenz mit den vielen mehr oder weniger gehaltreichen literarischen Erscheinungen, welche um diese Zeit des Jahres das Interesse des lesenden Publikums für sich in Anspruch nehmen, sondern am liebsten möchten sie blos als die Testamentsvollstrecker der zwei verdienten und in der vaterländischen Geschichte so wohl bewanderten Mitbürger angesehen werden, welche in den Jahren 1858—1861 die erste Serie eines „Zürcher Taschenbuches" herausgaben, durch den Tod des Einen jedoch an der Weiterführung des mit großer Theilnahme aufgenommenen Unternehmens leider verhindert wurden.

In der Vorrede zum ersten, 1858 erschienenen Bande ward der Zweck des Taschenbuches folgendermaßen gezeichnet:

„Das Bedürfniß und die Lust, die allgemeine Betrachtung der Länder und Völker auf einzelne Anschauungen aus engern Kreisen zu begründen und damit jener Betrachtung eine anziehendere Gestaltung und namentlich auch eine wahrhaftere Grundlage zu geben, ist in unsern Tagen mehr als je erwacht. Eine Frucht davon sind auf dem ernsteren Gebiete der Geschichtsforschung die Quellensammlungen und die urkundlichen Darstellungen einzelner Geschlechter- oder Ortsgeschichten. Aber auch die Sammlungen kleinerer Bilder aus dem Leben einzelner Menschen oder ganzer Gemeinschaften haben nicht nur für einen größern Leserkreis ihr Anziehendes, sondern können zugleich dem Forscher und Darsteller der Geschichte in ihrem weitern Umfange

gleichsam die Bausteine darbieten, aus denen er seine Werke um so schöner aufführen wird, je mehr lebendige Anschaulichkeit jene Einzelbilder ihm gewähren. Gehören endlich solche Darstellungen einem bestimmten heimatlichen Kreise an, so mag ihnen die erhöhte Liebe der Schreibenden wie die besondere Theilnahme der Leser noch einen eigenthümlichen Werth verleihen. Und wo wäre ein geeigneterer Boden für solche Arbeiten als in unserm Vaterlande, das mit großem Rechte von jeher seinen Söhnen der liebevollen Betrachtung in hohem Grade werth erschienen ist?"

Sehr richtig wird dann beigefügt, daß allerdings die zürcherischen Neujahrsblätter, vom gleichen Gesichtspunkte ausgehend, seit langen Jahren dasselbe Feld in ausgiebigem Maße bearbeitet haben, „daß aber ihr Erscheinen als Begleiter eines einzelnen vaterstädtischen Festtages, auch eine gewisse Beschränkung ihrer Verbreitung auf engere Kreise und ein flüchtigeres Vorübergehen ihrer Eindrücke bedinge". Es muß überdies zugestanden werden, daß auch die Schwierigkeit der Aufbewahrung und öftern Benützung so vieler einzelner Hefte, die schwierige und kostspielige Ergänzung allfälliger Lücken und die nur für unsre Alt-Zürcher noch geläufige und beliebte Art des Verkaufs ihrer Verbreitung Eintrag gethan, ja leider eine fortwährende Abnahme ihres Leserkreises bewirkt haben.

Um so mehr ist es von vielen Seiten längst bedauert worden, daß die frühere Folge des Taschenbuchs mit dem dritten Bande schon ihr Ende erreichte, während das in Geist und Form verwandte Unternehmen in Bern trotz mehrfachem durch Tod oder andere Ursachen veranlaßten Redaktionswechsel Jahr für Jahr sich wieder ankündigte und zu einer stattlichen und geschätzten Sammlung von Beiträgen zur Geschichte jenes Gemeinwesens herangewachsen ist.

Eine Gesellschaft von jüngern Freunden zürcherischer Geschichte glaubte darum die Feier ihres zwanzigjährigen Bestandes nicht besser begehen zu können, als mit der Wiederaufnahme des frühern Zürcher Taschenbuchs und sie hofft, daß es trotz längern Unterbruchs auch

wieder Wurzel auf zürcherischem Boden schlagen werde. Es ist eine zwar oft mißachtete aber darum doch unbestreitbare Thatsache, daß der ächte, feste und allen Zeitwinden trotzende Patriotismus da anfangen muß, wo auch der „Staat“ seinen Anfang genommen, in der Familie, in der Gemeinde, in der engern Heimat, heiße sie nun Bezirk oder Kanton oder Thalschaft oder Landschaft und wenn hinwiederum das Interesse am öffentlichen Leben die beste Anregung erhält in der Kenntniß von den wackern Thaten der Väter und in dem darin liegenden Sporn, sie nachzuahmen und zu übertreffen, so ist auch die Wichtigkeit des Studiums unsrer, an edlen Zügen reichen zürcherischen Geschichte für uns Zürcher außer Zweifel gestellt. Aber es ist nicht Jedermanns, und namentlich nicht der Frauen Sache, selbst an die Quellen der Archive und Bibliotheken zu gehen und die Menge der trockenen Register und Staatspapiere, Abschiede und Aktenstöße schreckt selbst manchen Wißbegierigen zurück. Die Geschichte, als Summe des Lebens früherer Zeit, ist aber im Grunde durchaus nichts trockenes, sondern etwas sehr lebendiges, denn Menschen von Fleisch und Blut schufen sie, und es bedarf für die, welche ihre Quellen studiren, nur des rechten Blickes für die kleinen Federn und Rädchen, welche das große Zeitwerk in Bewegung setzen, und des rechten Tons der Darstellung, um sie vor aller Augen wieder lebendig erstehen zu machen.

Eine solche Popularisirung unserer zürcherischen Geschichte und ihrer Beziehungen zur allgemein schweizerischen bezweckt dieses neu erstandene Zürcher Taschenbuch und will damit das Zürich der frühern Zeit, dessen Kenntniß mit der äußern Umwandlung der Stadt auch zu schwinden droht, der jüngern Generation wieder näher bringen, bei der ältern auffrischen.

Von der herausgebenden Gesellschaft ist für die Leitung des Unternehmens eine Redactions-Commission, bestehend aus den Herren Prof. Dr. R. Rahn, W. Tobler-Meyer, Diakon L. Pestalozzi, H. Zeller-Werdmüller und dem Unterzeichneten

bestellt worden; mit großer Bereitwilligkeit haben aber auch sowohl Herr Prof. S. Vögelin, der überlebende Herausgeber des frühern Taschenbuches, als Herr Prof. Dr. G. Meyer von Knonau, der Sohn des verstorbenen, ihre freundliche Mithülfe zu der neuen Serie zugesagt und unter den übrigen Erforschern und Freunden schweizerischer Geschichte in unserm Kanton dürfen wir eine Reihe der besten als unsere Mitarbeiter nennen, so die Herren Ed. Ferd. Meyer, Dr. A. Nüscheler, Prof. Dr. A. von Orelli, Dr. Staub, Prof. Dr. L. Tobler, Dr. Werdmüller in Uster, Pfarrer Wethli in Wallisellen, Pfarrer Wolfensberger in Zollikon, Prof. Dr. G. von Wyß, Dekan Zimmermann. Der vorliegende Jahrgang gibt von ihrer thätigen Mithülfe bereits Zeugniß. Einen trefflichen Freund des Taschenbuches haben wir leider noch vor dessen Erscheinen durch den Tod verloren: Herrn Dr. J. C. Mörikofer, dessen Arbeit über Göthe und Lavater den Schluß seiner reichen Thätigkeit auf dem Gebiete vaterländischer Geschichtsforschung bildet.

Die folgenden Jahrgänge werden, wie es das Berner Taschenbuch thut, eine Chronik der wesentlichsten Zürich betreffenden Ereignisse des vergangenen Jahres bringen, und die Uebersicht der neuesten Publikationen über Stadt und Kanton Zürich, welche den Schluß des diesjährigen Bandes bildet, wird selbstverständlich fortgesetzt werden.

Als Kunstbeilagen gedenken wir neben den durch den Text bedingten Illustrationen zunächst eine chronologische Folge historisch oder künstlerisch bedeutsamer zürcherischer Wappen zu geben und damit einen Beitrag zur Iconographie des spätern Mittelalters und der Renaissance zu liefern, welcher bei dem großen Werthe, den jene Zeiten der Heraldik beilegten, eine erwünschte Ergänzung der allgemeinen kunsthistorischen Forschungen in der Schweiz bilden dürfte.

Zum Schlusse ersuchen wir alle diejenigen Freunde, welche sich mit unsrer zürcherischen Geschichte beschäftigen und im Falle sind, uns mit Berichtigungen, Beiträgen und Mittheilungen über handschriftliches,

zur Veröffentlichung im Taschenbuch passendes Material an Hand zu gehen, sich an den Unterzeichneten wenden zu wollen und unsers Dankes zum Voraus versichert zu sein.

Unsre Leser aber bitten wir, das dem frühern Taschenbuch entgegengebrachte Wohlwollen auch der neuen Folge zuwenden zu wollen.

Zürich, im October 1877.

Für die Redactions-Commission:

Friedr. Otto Pestalozzi.

Inhalts-Verzeichniß.

Lavater im Verhältniß zu Göthe.

Von **J. C. Mörikofer.***)

Wenn ich diese beiden Männer zusammenstelle, so drängt sich die Frage auf, wie es je möglich gewesen, daß zwischen zwei so grundverschiedenen Charakteren habe Freundschaft bestehen können. Denn der Eine war im höchsten Grade beweglich, unruhig, subjectiv, der Andere von olympischer Kraft der Gelassenheit, von harmonischem Gleichgewicht, von weltumfassender Objectivität; der Eine war von überhastiger, ordnungsloser, vom Augenblick bestimmter Productivität, bei dem Andern war sein ganzes Leben und Schaffen Ein großes, zusammenhängendes, aus der Tiefe des Geistes und der Lebensanschauung geschaffenes Kunstwerk; der Eine umfaßte mit gleicher Liebe die ganze Menschheit, war glücklich, Allen Alles zu sein, den Vertrauten und Seelenfreund für alle Klassen zu bilden und fand die schönste Befriedigung in der Hingebung an die Kleinen, der Andere thronte wie ein donnerbewaffneter Jupiter auf erhabenem Throne, nur einer kleinen Zahl auserwählter Geister zugänglich; der Eine fand alle Wahrheit und alle Poesie in seinem lebendigen Christus, der Andere aber begnügte sich mit der „Wahrheit der fünf Sinne"; der Eine prüfte sein Leben und Denken Schritt für Schritt mit zarter Gewissenhaftigkeit vor Gott, und nahm Freud und Leid dankbar aus der Hand seines Herrn, der Andere ging mit titanischem Selbstvertrauen seinen Gang, um Menschenurtheil, Sitte und Sittengesetz wenig sich kümmernd.

Wie und wo fanden denn zwei so verschieden geartete Menschen den Mittelpunkt ihrer Herzensgemeinschaft? Ein hervorragender Zug der Sturm- und Drangjahre war jene Sucht nach einer Verbrüderung der

*) Im dießjährigen zweiten Quartalhefte der Wochenschrift „Im neuen Reich" erschien von demselben Verfasser die Darstellung der Freundschaft zwischen Lavater und Göthe, jedoch mit beträchtlichen Auslassungen und Verkürzungen. Da aber die Ausführungen des ursprünglichen Originals auf Angaben beruhten, welche zum Theil neu sind und auf bisher unbenutzten Quellen beruhen, so schien ein unverkürzter Abdruck der Darstellung wünschenswerth, welche nun im Zürcher Taschenbuch erscheint, mit Genehmigung der verehrlichen Verlagsbuchhandlung S. Hirzel in Leipzig.

Geister, die sich allgemein geltend machte, die verschiedensten Charaktere suchten sich auf und zogen sich an, oft gerade nur um der Sonderbarkeiten willen; man übersprang in weitherziger Humanität die Schranken des Standes, des Berufes und der Confession. Dem vornehmen und wählerischen Göthe war freilich nicht so leicht beizukommen. Die Individuen, welche ihn anzogen, waren nicht die schul- und professionsmäßig gebildeten, daher Gelehrsamkeit bei ihm wenig in's Gewicht fiel; die eigenartigen, wenn auch excentrischen Geister fesselten vor andern aus seine Theilnahme: daher schenkte er den Lenz und Merk, den Klinger und Behrisch, den Salzmann und Jung-Stilling seine besondere Aufmerksamkeit. Denn seine Vertrautheit mit der mütterlich liebevollen Katharina von Klettenberg, nebst seiner Bekanntschaft mit der Bibel von Jugend an, eröffnete ihm auch das Verständniß und die Werthschätzung religiöser Charaktere. Demnach mußte der „Prophet" von Zürich, welcher die rege Theilnahme des deutschen Publikums in den weitesten Kreisen gleichsam im Sturme erobert hatte, für Göthe eine anziehende Erscheinung sein, und namentlich mußte sich der kühngesinnte Bürger der freien Stadt Frankfurt mit dem freien Schweizer, dem ritterlichen Bekämpfer des ungerechten Landvogts, in näherer Verwandtschaft fühlen.

Doch als Göthe sich zum ersten Male mit Lavater beschäftigt, steht er diesem noch fern und fremd gegenüber. Göthe's Recension der Aussichten in die Ewigkeit in den Frankfurter gelehrten Anzeigen findet die Vorstellungen von der künftigen Welt ebenso willkürlich als die redseligen Vorbereitungen auf das projectirte Gedicht überflüssig, während der Verfasser sich gleich unmittelbar auf das Gedicht selbst hätte einlassen sollen. Aus dem, was Lavater bisher von Göthe wußte und namentlich aus diesem tiefen Kennerwort überzeugte sich sein rascher und scharfer Blick, daß ein überlegener Geist an ihn herangetreten, daher sich Lavater den 11. Juli 1773 an Deinet in Frankfurt, Göthe's Verleger und zu dessen Handen also vernehmen läßt: „Ich erstaune über das unvergleichliche Genie des Herrn Göthe; wahrlich der hat nicht nur Genie — Er ist ein Genius von der ersten Größe. Aber ein ungläubiger! der jedoch sagen kann: Verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist. Nun denn dieser Mann sey einige Tage mein tägliches und nächtliches Studium." Zu eben dieser Zeit war der Götz von Berlichingen erschienen, daher sich Lavater veranlaßt sah, einen Monat später an Deinet zu schreiben: „Wie angenehm haben Sie mich mit dem Göthe'schen Geschenke des Götzen mit der eisernen

Hand überrascht. Sie können sich nicht vorstellen, wie interessant mir dieser Mann und alles ist, was von ihm herkömmt. Ich sehe, deucht mich, tief in seine Seele und liebe ihn und hochachte ihn bei allen seinen Schwächen. Unaussprechlich wünsch' ich mir sein Bild." — Unterdessen war Lavater auch von einer andern Seite dem Göthe'schen Kreise näher gerückt worden, indem Göthe's Schwester Cornelie mit Hofrath Schlosser sich verlobte, welche Nachricht der Bräutigam mit dem Berichte begleitete, daß er auf die Freundschaft eines Mannes und die mit demselben beabsichtigten Lebenspläne nun einen doppelten Werth lege, da dessen Herz einen Göthe liebe.

In einem Briefe an Herder, mit welchem Lavater seit einiger Zeit in Verbindung stand, eröffnete Lavater den 4. October 1773 folgenden merkwürdig klaren Blick über ein künftiges Freundschaftsverhältniß mit Göthe: „Göthe hat mir seinen Götz von Berlichingen geschickt. Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Unter allen Schriftstellern kenne ich kein größeres Genie — und vielleicht ist er auch der feinste und naivste Sentimentalist — und dennoch ahndet's mir, jene feste, platte, gerade Bruder-Einfalt — wie ich sie in Pfenninger täglich vor Aug und Herzen habe — jene sanfte und doch feste, jene stille und doch kühne Menschlichkeit oder menschliche Thätigkeit, und die wahre Duldung des Menschenfreundes dürft' ich vielleicht an ihm nicht in der Proportion mit seinem Denken und Empfinden antreffen. Gewiß ist's, daß mir der Mann unendlich viel nützen kann, mich erheben, erwärmen, begeistern, abschleifen, demüthigen, reinigen kann. Gewiß ist's aber auch, daß es einem Betrug eher, als jener oben gerühmten Bruder-Einfalt ähnlich sieht, wenn ich seine Freundschaft annehme, da ich ihm vielleicht minder als nichts werde sein können. Aber ich bin eigennützig und gebe, wie Du weißt, weil ich nicht Silber und Gold habe, — was ich habe und wär's auch nur Nürnberger Metallschlag."

Nach diesen mehrfachen Einleitungen zur nähern Bekanntschaft legte nun auch Göthe ein öffentliches Zeugniß für Lavater ab. Er ließ es sich nicht verdrießen, dessen Predigten über Jonas zur Hand zu nehmen und seine bemerkenswerthe Recension mit folgenden Worten einzuleiten: „Jedes große Genie hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eignen Ton, sein eignes System, und sogar sein eigenes Costüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavater'schen Schrift mit den andern den seltsamsten

Contrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerey, von Edelm und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit studiert, und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contrast ist nur scheinbar 2c." Darauf setzt Göthe mit merkwürdigem Verständniß die Darstellungsweise Lavater's und die Grundgedanken jener Predigten auseinander. — Nachdem Lavater bei Göthe diese wohlwollende Anerkennung gefunden, war er nun zunächst bemüht, den Menschenbeobachter und Kunstkenner zur Mitwirkung für seine Physiognomik zu gewinnen. Mochte man vom Standpunkt, aus welchem Lavater der Physiognomik den höchsten Werth beilegte, noch so entfernt sein, so wußten die Menschenkenner seiner Lieblingsaufgabe in den weitesten Kreisen ein Interesse und einen Reiz zu verleihen, daß es schwer war, sich seiner liebevollen Dringlichkeit zu entziehen. Für Göthe aber war es eine Freude, den dankbaren Physiognomiker mit der Zusendung interessanter Menschengesichter zu erfreuen. So beginnt von Anfang des Jahres 1773 zwischen den Beiden ein lebhafter Briefwechsel, dessen Anfänge indessen verloren gegangen sind und daher in den von Hirzel herausgegebenen Briefen Göthe's an Lavater fehlen müssen.

Dagegen bringen wir aus den Briefen Lavater's dieser Periode einige Mittheilungen. Den 1. September 1773 schrieb er an Göthe: „Ich kann nicht aussprechen, wie meine Seele dürstet, von einem Doktor Juris Theologie zu lernen. Warum haben wir Theologen keinen Sinn?" Und später wiederholt er nochmals: „Willst Du mein Lehrer bleiben?" — Den 30. November macht er folgende Eröffnung: „Mein lieber Bruder, Gott weiß es, Du bist's noch mehr, seit Du's mir gesagt hast: Ich bin kein Christ. Aber nun Bruder, sage mir, wie Du's sagen kannst: Was hast Du wider den Christus, dessen Namen ich zu verherrlichen dürste?" — Nicht ohne Absichtlichkeit führt Lavater den unstät umherschweifenden, poetischen Liebesritter in seine einfache Häuslichkeit ein: „Meine Frau, liebster Göthe, ist ein herzgutes, taubenähnlich sanftes, lang und zart und reinlich gebildetes, geduldiges und unschuldiges Herzens-Lämmchen — ein edles, stilles, friedliches, in meinen Armen unaussprechlich anmuthsvolles — mich unaussprechlich beglückendes Weibchen; ungelehrt, ungestutzt, ohne Coketerie und Prätension. — Nie schöner, himmlischer, einziger, als wenn wir allein sind; Sie allein ist,

Sie Niemanden, Niemand Sie sieht. — Das allerliebste Kinder-Mütterchen — das liebste Töchterchen und Schwesterchen. Nichts weniger als schön — aber voll Anmuth und Jungfräulichkeit. — Lebe wohl im Leben der Liebe — Du Allen Alles — und trage den schwachen, Alles Allen sein wollenden" — So geduldig übrigens Lavater in Göthe den Nichtchristen ertragen will, so ist es doch wieder bezeichnend, wie er ihm beizukommen sucht und ihm seinen Christus in unvermittelter Schroffheit entgegenhält: „Ich habe keinen Gott als Jesum Christum; Sein Vater — großer Gedanke — ist mir nur in ihm; ist mir in Allem — wäre mir nirgends, wär' er mir nicht in ihm. Ich bethe — die Lüfte an, wenn ich Gott außer Christus anbethe; ich liebe ein Idol meiner Symbolik, wenn ich Gott außer den Menschen liebe! Es ist alles Schwärmerey außer Glauben an Christus, der sich auf sinnliche Erfahrungen gründet; außer Liebe zu den Menschen, als Gottes, **meines** Gottes Kindern, meines Bruders Geschwistern. Nicht ein einziges Glaubens-Beyspiel führt die Schrift an, wo nicht sinnliche Erfahrung zum Grunde lag; darum bitt' ich oft — „Bist Du, so zeige mir, daß Du bist."

Lavater's zarter Körperbau, seine unruhige Beweglichkeit, seine hastige Vielthätigkeit brachten immer wieder körperliche Störungen mit sich, daher er sich i. J. 1774 zu einer Reise nach dem Bad Ems, wozu Zimmermann ihm rieth, entschloß. Reisen und Menschenverkehr dienten ihm zur außerordentlichen Belebung, daher die Anmuth seiner Erscheinung, die freudig gehobene Seelenstimmung, die liebevolle Umgänglichkeit mit den verschiedenartigsten Menschen, und dagegen die Sehnsucht nach der persönlichen Bekanntschaft des durch seine Schriften in weiten Kreisen tief ergreifenden und erweckenden Mannes diese Reise zum ersten jener Triumphzüge machen sollte, da ihm von aller Welt eine Huldigung entgegengetragen wurde, wie es bisher für einen Privatmann unerhört war. Unter den vielen Leuten beiderlei Geschlechts, welche Lavater auf dieser Menschenerforschungsreise sah, war Göthe für ihn das bedeutendste und fesselndste Individuum, um so anziehender, weil er aus dessen enger Verbindung mit der frommen Fräulein von Klettenberg die stille Hoffnung nährte, diese Freundin werde den jungen Mann allmälig zu einer verwandten Gesinnung herüberziehen. Daher Lavater schon vor seinem Aufbruch Herdern gegenüber „Cordata (wie sich die Klettenberg unterschrieb) den Sabbath seiner Reise" nannte. Denn mit und durch Göthe war Lavater auch schon mit Katharina von

Klettenberg in Verbindung getreten, und mit welchem Verlangen er der persönlichen Bekanntschaft mit dieser gleichgestimmten Seele entgegensah, vernehmen wir aus dem Schreiben, welches er den 14. Mai an dieselbe richtete: „O wie innig freue ich mich der heitern, gefühlvollen, schwesterlichen Seele, die mich nun zum dritten Male meinem himmlischen Freunde näher ruft. Gewiß bringst Du mich weiter, oder Niemand, meine Schwester, Du mich zur Einfalt, zur Ruhe, oder ich bleibe im Wirbel..... Aber dafür, daß Du mir so entgegen kommst, wie dank ich Dir! Doch Deine Christusfreude, wie viel mehr ist sie als all' mein Dank! Ich will Dein gedenken und Deines ewigen Mein seyns — meines ewigen Dein seyns. Lebe! liebe! leide! Bist Du selig, so mach' mich selig!" — Aus Cordata's freudeseliger Antwort, welche sie am 20. Mai in ihrem und Göthe's Namen an Lavater richtet, die im „jungen Göthe" abgedruckt ist, heben wir folgende bezeichnende Stelle heraus: „Die brüderliche Verbindung und Bekanntschaft mit Lavater ist ein Geschenk meines himmlischen Freundes: Er wandelt mit Lavater und mit Göthe — ich kenne Ihn am Gang, noch werden ihre Augen gehalten, daß sie Ihn nicht erkennen. Aber ein etwas — ein sanfter Zug — eine Empfindung, die alle Empfindungen übertrifft, so lebhaft diese Beide sonst fühlen können, macht, daß sie sich von dem Unbekannten nicht trennen können. Sie, lieber Bruder, hier zu sehn, wird ebenfalls eines Seiner die Erwartung übertreffenden Geschenke seyn. Aber Strafe — Plage und Kummer wäre vor mich jede zärtliche freundschaftliche Verbindung, wenn die Gewißheit nicht mit verknüpft wäre, daß sie ewig dauern sollte — ja wir werden Ihn und uns bey Ihm ewig schauen, erneuet, und viel lebhafter als jetzo leben und lieben." — Als Fräulein von Klettenberg in demselben Jahre starb, beauftragte sie auf ihrem Todbette ihre vertrauteste Freundin Grießbach, der Mutter des bekannten Theologen Lavatern zu melden, daß sie in der ihm bekannten friedevollen Verfassung ihrer Seele sich befinde, und daß sie ihm 100 Gulden für seine Liebeszwecke übersende.

Der Eindruck des ersten Zusammentreffens der angehenden Freunde entsprach den gegenseitigen Erwartungen vollkommen, denn sie begegneten sich mit dem klaren Bewußtsein der weit auseinander gehenden Differenz ihres Wesens, aber zugleich mit der Bereitwilligkeit eines weitherzigen und liebevollen Wohlwollens, wodurch ihnen jener komische Zusammenstoß erspart blieb, welcher vor 24 Jahren beim ersten Blick Bodmers enggepfählte Bürgerlichkeit und Klopstocks trotzig-anspruchvolles

Selbstgefühl verblüfft hatte. Schon die beiden schönen Männergestalten mußten sich anziehen. Der Eine, ein 25-jähriger Heros in stolzem Jugendglanz, mit allen körperlichen Uebungen und Künsten vertraut, ein Bergsteiger und ein Kletterer, ein Reiter und ein Jäger, ein Tänzer und ein Schlittschuhläufer. Der Andere, in feingebildeter Mannesreife, mit dem unverkennbaren Gepräge des Geistlichen, aber offen und hell, von schwebender, schwungvoller Beweglichkeit; beide mit seelenvollen, leuchtenden, Herz und Sinne durchdringenden Augen. Beide haben uns die Zeugnisse ihres gegenseitigen Eindruckes überliefert; der Eine in den Ausrufungen eines verallgemeinenden Pathos, der Andere mit dem unvergleichlichen Geschick des Menschenmalers, welcher beflissen ist, weniger das an sich Reale, als den Eindruck auf das Individuum mit psychologischem Tiefblick und anmuthigster Klarheit zu schildern, wo sich freilich bei mehr als dreißigjährigen Rückerinnerungen mehrfache Irrthümer und Verwechselungen einschleichen mußten. Beide Männer theilten bei aller Verschiedenheit Einen bedeutenden Zug, jeder hatte das liebevolle Geschick zu hören, und mit offenem Verständniß auf den andern einzugehen; und so wurden denn die beiden während der fünf Tage, welche Lavater im Göthe'schen Hause verlebte, mit den mannigfaltigsten gegenseitigen Mittheilungen, allein und in Gesellschaft, nie müde. Von Göthe's anmuthiger Ausmalung über die Erlebnisse mit seinem Gastfreunde nur ein paar Striche. „Bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes, blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig, und mochte das Gleiche gern an andern, nur daß es innerhalb der Gränzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er einen auf die Achsel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges Bis guet! zur Sitte aufzufordern. — — — Reinlich wie er war, schaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren."

Ein so gearteter Mann mußte auf das wohlgeordnete, heimlich anmuthige Haus der Eltern Göthe's einen wohlthuenden Eindruck machen. Auf seiner Weiterreise empfing daher Lavater folgenden Brief von der Mutter: „Tausend Dank nochmahls, lieber bester Sohn, vor euren Aufenthalt bey uns. — Abschied konnte ich nicht nehmen, mein Herz war zu voll. — — Niemahls, niemahls verliere ich euer Bild

aus meiner Seele — — Lebt wohl. Gott der Allmächtige segne euch, behüte euch auf allen euren Wegen, bringe euch gesund und wohl an Ort und Stelle. — — O, vergesset uns nicht, bester, bester Lavater — — ich muß aufhören, und muß weinen — — mein Haus ist mir so einsam, wie ausgestorben — noch einmahl lebt wohl!" Und der Vater sandte dem Hausfreunde einen ausführlichen Brief voll herzlicher Anhänglichkeit nach der Schweiz, mit dem Schlusse: „Uns werden Sie, bewährter Freund, immerhin liebenswürdig, schätzbar und unvergeßlich bleiben. Gönnen Sie uns Ihr liebwerthes Andenken, dem wir uns angelegenst empfehlen." Es sind noch zwölf herzenswarme Briefe vorhanden, welche Frau Rath von Zeit zu Zeit an ihren „lieben Sohn" Lavater richtete.

Wie erfreut der junge Göthe über die persönliche Bekanntschaft war, geht daraus hervor, daß er Lavatern sogleich nach Ems begleitete. Lavaters liebevolle Anmuth, sich leicht und frei mit den verschiedensten Menschen einzulassen und ihr Vertrauen zu gewinnen, und die Virtuosität seines Blicks, die Anlagen ihres Geistes und Gemüthes und ihre geheimsten Gedanken und Empfindungen zu erforschen, so häufige und ergötzliche Verirrungen und Täuschungen vorkommen mochten, fesselte den Dichter in hohem Grade, daher er auch sich sofort werben ließ, den Freund in seinem physiognomischen Werke zu unterstützen. Als Göthe Lavater in Ems das zweite Mal besuchte und daselbst auch mit Basedow zusammentraf, nahm jeder der beiden Propheten, der christliche und der pädagogische, den Dichter bekanntlich auf seine Weise in Anspruch. Indem aber Göthe die beiden mit bekanntem Humor skizzirt

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitte,

hebt er Lavatern neben dem unfreiern Basedow auf's liebenswürdigste hervor. Und an Consul Schönberg in Algier schreibt Göthe den 4. Juli: „Lavater war fünf Tage bei mir und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über Niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch alles. Er sagt oft, daß er schwach sey, und ich habe niemand gekannt, der schönere Stärke gehabt hätte, als er. In seinem Element ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen, und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine

Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel ihres eigenen Herzens führt, so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen. Er ist im Emser Bad, wohin ich ihn begleitet habe. — Lavaters Physiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit vielen Kupfern. Es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten, und dem Historien- und Portraitmaler unentbehrlich seyn."

Merkwürdiger Weise sah Lavater nach seiner Rückkehr in die Heimat sich schon damals veranlaßt, über seinen Freund an Zimmermann zu schreiben: „Göthe wäre ein herrliches handelndes Wesen für einen Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein. Er hat nicht nur Weisheit und Bonhomie, sondern auch Kraft."

Wie wohl Lavater auf der Lahn- und Rheinfahrt war, beweist das von Hirzel herausgegebene „Lavater's Tagebuch der Emser Reise" (1—2).

Im Sommer 1775 kamen die Brüder Stollberg und Haugwitz, der nachherige Minister, bei Göthe vorbei und veranlaßten ihn, sie nach der Schweiz zu begleiten. Die Schweiz war damals nicht nur wegen ihrer Naturschönheiten in Bergen, Thälern und Seen besucht, sondern seit Haller's und Bodmer's Zeiten fanden die Zustände und die Verfassung, die Lebensweise und die Lebensanschauungen des freien Volkes die Theilnahme der gebildeten Welt. Das Wohlgefallen gerade dieser geistreichen und vornehmen jungen Männer an der Schweiz fand in den höhern Kreisen einen günstigen Wiederhall. Auch jetzt fühlte sich Göthe wieder in hohem Grade von Lavater angezogen, in dessen gastlichem Hause er Herberge nahm und darüber also berichtet: „Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß gestehen anmuthig ohne gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen zartfrommen Zügen, stimmte völlig, wie alles andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise."

Nach Göthe's bekannter Reise durch die Schweiz kehrte er wieder bei Lavater ein, und dieser meldet den 8. November an Wieland: „Ich muß Ihnen sagen, daß seit letztem Dienstag Göthe bei uns ist, und daß ich den herrlichen Menschen binnen dieser drei Tage so herzlich lieb gewonnen habe, so daß ich durch schauen, fühlen und begreifen so ganz voll von ihm bin. — Wie Sie besser sich selbst vorstellen, als ich Ihnen beschreiben könnte. Er hat eine sehr glücklich gerathene

Silhouette von mir gemacht." Zwei Tage später schreibt er wieder an Wieland: „Sie werden über den Mann erstaunen, der mit dem Grimme des Tigers die Gutherzigkeit eines Lammes verbindet. Ich habe noch keinen festern und zugleich wirksamern Menschen gesehen. Billiger ist kein Mensch in mündlicher Beurtheilung anderer — toleranter niemand als er. Ich habe ihn neben Basedow und Hasenkamp — bei Herrenhutern und Mystikern, bei Weibchens und Männinen, bei Kleinjoggen und Boßhard, allenthalben denselben edlen, alles durchschauenden, duldenden Mann gesehen." — Göthe selbst spricht über seine Schweizerreise folgendes merkwürdige Ergebniß für Land und Volk an Frau von la Roche aus: „Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist; nun geh' mir's, wie's wolle, hab' ich doch immer da einen Zufluchtsort."

In Folge dieses Zusammenseins trat Göthe mit voller Hingebung zur Förderung der Physiognomik ein. Lavater schickte ihm das ganze Material an Bildern und Texten, und gab ihm unbedingte Vollmacht, zu ändern, zu streichen, beizufügen, was er räthlich finde. Das von Göthe Revidirte ging dann unmittelbar zum Druck an Buchhändler Reich in Leipzig ab. Es wäre sehr anziehend, wenn sich nachweisen ließe, welche Stücke und Einschiebsel in den physiognomischen Fragmenten von Göthe herrühren. Zimmermann hatte wirklich Lavatern aufgefordert, die Beiträge Göthe's aus Dankbarkeit, sowohl als zur Empfehlung des Werkes, zu bezeichnen. Lavater aber entschuldigte sich, Göthe habe solches aus Bescheidenheit, oder wohl eher noch aus Klugheit, sich verbeten. Weder die Zimmermann'sche, noch die Göthe'sche Korrespondenz ermöglicht diese Ausscheidung, weil Göthe in seinen Beiträgen sich Lavater's Schreibart anbequemte. Schon dieser Verkehr mußte zwischen den beiden einen lebhaften Briefwechsel mit sich bringen. Allein man sieht aus jedem Briefe Göthe's, das Geschäftliche ist völlige Nebensache; dagegen ist es ihm Bedürfniß, Herzensache, gegen den eigenartigen, himmelweit anders gesinnten Freund sein Innerstes herauszukehren, zutrauensvoll ihn in die Eigenheiten seines Lebens und Denkens schauen zu lassen, oder sich in liebevollem Humor mit ihm herumzunecken, aber immer geradewegs, offen und ehrlich. Bekanntlich giebt es keine anmuthigern, herzensfrischern, lichtsprühendern Briefe Göthe's als diese an Lavater, wie Jedermann weiß, doch lohnt es sich der Mühe, einige Züge hervorzuheben. Während sich Göthe bei jeder Gelegenheit mit der dicksten Ungeniertheit als „dezidirter Nichtchrist"

erklärt, läßt er sich dagegen angelegen sein, kund zu thun, daß das religiöse Bewußtsein ihm als eine Wahrheit und eine Realität gilt, und daß er die Natur und die Kraft des religiösen Glaubens versteht. Daher er schreiben kann: „Mir wird Gott gnädig sein. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing ihm Psalmen, von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst.“ Und ein ander Mal: „Der Friede Gottes, der sich täglich mehr an mir offenbaret, walte auch über Dich und die Deinigen, und daß Dein Glaube unüberwindlich werde. Sieh hier wieder, daß er mich überwindet.“ — Sehr überraschend ist ferner die liebevolle Einläßlichkeit und Schonung, womit Göthe die in rascher Folge herauskommenden Schriften Lavaters aufnimmt. Während wir nun die Entstehung solcher Stücke kaum begreifen können und mit deren Inhalt nichts anzufangen wissen, läßt es Göthe an Verwunderung und Hieben nicht fehlen; aber weil er einmal den Menschen lieb gewonnen, so nimmt er auch seine Bücher mit in den Kauf. So schreibt er den 22. Juli 1781: „Zuvörderst danke ich Dir, Du Menschlichster, für Deine gedruckten Briefe. Es ist natürlich, daß sie das Beste von allen Deinen Schriften sein müssen.“ Und ferner: „Deine Poesien sind auch mir als Aufschluß Deines Innersten, und als Bild Deines äußern Lebens sehr willkommen. Mit gutem Vorbedacht hast Du sie Deinen Freunden gewidmet, denn sie schließen sich so an Deine Individualität an, daß niemand, der Dich nicht liebt und nicht kennt, eigentlich was damit zu machen weiß.“ Die Korrespondenz umfaßt zehn Jahre, und enthüllt welch eine Fülle von Gedanken, von Liebe und Treue! Denn selbst gegen das Ende, wo der Zwiespalt der Richtungen und Gesinnung immer mehr auseinander klafft, wie gutherzig läßt sich Göthe auch da vernehmen: „Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir, in unsers Vaters Apotheke sind viele Recepte. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen nebeneinander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten.“ Selbst der letzte Brief, in welchem Göthe herauskehrt: „Ich fühl' erst jetzt, wie weit wir auseinander kommen sind, ich kann Dir nichts schreiben“ — schließt er mit der treuherzigen Aufforderung: „Schreib' mir doch!“ Es ist eine empfindliche Lücke in Lavaters Nachlaß, daß in demselben die Abschriften von dessen früheren Briefen an Göthe fehlen. Ganz besondere Freude an der Freundschaft der beiden hatte Zimmermann, welcher solche gewünscht und vermittelt, daher dieser an Lavater schreibt: „Du kannst

nicht glauben, wie wichtig es mir ist, daß ein Mann wie Göthe Dein Freund ist. Deine Schwärmerey, Göthens (von mir vermuthete) Freydenkerey, und Dein und Göthens Genie machen nach meinen Begriffen ein ganz vortreffliches Medium von Engel und Mensch." Und zu gleicher Zeit schreibt Wieland an Zimmermann: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Göthe, Lavater, Herder, warum sollten sie nicht auch meine Freunde seyn? Seit ich dieses Kleeblatt kenne, sind sie meine Heiligen." Lavater selbst meldet einem Freund in den Rheinlanden: „Göthe — man kennt den Mann noch nicht. Es liegt ein Paulus im Saulus. Doch Saulus nicht einmal ist er. Die selige Klettenberg sagte immer: „Gewiß ist Göthe in der Gnadenwahl." Göthe wartet des Herrn."

Göthe, der Freund und Liebling des jungen Herzogs von Weimar, erweckte an jenem Hofe ein hochpoetisches, farbenreiches, stürmisch bewegtes Leben, eine geistreiche Fröhlichkeit, welche gelegentlich bis zur Ausgelassenheit sich vergaß, so daß nicht nur der junge Fürst in diesem ihm zusagenden Lebenselement sich wohl fühlte, sondern auch seine Mutter, die Schützerin geselliger Munterkeit, solches begünstigte. In dieser Zwanglosigkeit mannigfaltiger Lustbarkeiten fühlte sich Eine Seele vereinsamt und beengt, die würde- und maßvolle, ernstgesinnte junge Herzogin, Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt. Göthe erkannte den ganzen Werth der edeln Fürstin, welcher er durch deren Vertraute, Frau von Stein, seine Freundin, näher trat und war daher herzlich besorgt um das anfangs etwas getrübte Glück des jungen Fürstenpaares. Göthe ist daher beflissen, der Fürstin seine herzlichsten Huldigungen darzubringen, namentlich hat er ihren Geburtstag wiederholt mit den zartesten poetischen Gebilden verherrlicht, und in der Iphigenie, dem edelsten seiner Frauenbilder, (anfangs zwar der Frau von Stein nachgebildet), ihr Wesen im reinsten Glanze dargestellt. Was aber bei allem Reichthum des Lebens zu jener Zeit in Weimar gebrach, war eine frieden- und liebevolle gottselige Häuslichkeit, welche dem jungen Fürstenpaar zum Vorbild und zur Ermunterung hätte dienen können. Denn die Familie Wieland war zu sehr auf frohmüthigen Weltsinn und behaglichen Lebensgenuß gerichtet, und bei allen Vorzügen der Familie Herder waren doch Mann und Frau zu anspruchsvoll, zu scharfstachlich und zu leicht gereizt, um ihrer Liebe und Theilnahme recht froh und gewiß zu werden. Göthe aber kannte den Mann, welcher eine solche Häuslichkeit darbot, und die Prinzessin Luise hatte

vor ihrer Heirath am Hofe zu Carlsruhe, wo ihre Schwester an den Erbprinzen verheirathet war, die Bekanntschaft Lavaters gemacht, ihm ihr Vertrauen geschenkt und mit demselben einen Briefwechsel begonnen. Sie hatte daher auch den verehrten Mann, bei aller edlen Zurückhaltung, in die Tiefe ihres nach Ruhe ringenden Herzens blicken lassen; (s. die Briefe von Carl August und Luise von Weimar an Lavater „Im neuen Reich." 1876. II. S. 266—275 und 291—299); und Göthe selbst hatte seinem Freunde die Hoffnung ausgesprochen, er solle über C. und L. ruhig sein, „sie sollen noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind." Im Hintergrunde der mit dem Fürsten verabredeten Schweizerreise lag daher die Absicht, denselben zum wohlthätigen Einfluß auf sein Herz mit Lavater bekannt zu machen. Den Schluß der Reise von 1779 bildete die Einkehr bei Lavater. Göthe berichtet darüber an Frau von Stein, in der offenbaren Voraussetzung der Mittheilung an die Herzogin, was er auch wirklich mit ausdrücklichen Worten verlangt: „Die Bekanntschaft von Lavatern ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, und eine Weide am Himmelsbort, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus, wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man auf's neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne." Und einige Tage später, den 30. November, schreibt er abermals an dieselbe Stein: „Wir sind in und mit Lavater glücklich, es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem was er wirkt, Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gerne möchte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müssig wie jetzt. Etwas zu arbeiten haben und Abends wieder zusammen laufen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen, wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen

Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen." Wenn in dieser Kundgebung die auffallende Bezugnahme und Nutzanwendung auf die häuslichen Kreise des Hofes von Weimar deutlich hervortritt, so ist vor allem die gewissenhafte Ehrlichkeit anzuerkennen, womit Göthe die sittliche Macht des Pfarrers von Zürich hervorhebt, und sich vor demselben demüthigt; denn wenn der hochpoetische, ideale Verkehr mit der sinnigen und verständnißvollen Herzensfreundin doch immer wieder damit wechselte, daß er sich in platter Alltäglichkeit mit leichten und gefälligen „Misels" vergnügte, so konnte der innere Zwiespalt und die Unbefriedigung nicht fehlen. Wie ernst es Göthe damals mit der Beherzigung eines reinen Familienlebens nahm, geht daraus hervor, daß er am gleichen Tage, wie an Frau von Stein, auch an Knebel schrieb: „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe, bei allem Drang der Welt nur ein anhaltendes Mitgenießen von Freud und Schmerz; doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat. Das schließt an einander und speit, was feindlich ist, sogleich aus. — Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man, nur drei Schritte von ihm, gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden. — Grüß Herdern, und gieb ihm seinen Theil von diesem Briefe."

Wie wohlthätig aber die durch Göthe eingeleitete Bekanntschaft mit Lavater und die Werthschätzung von dessen Vorzügen auf das fürstliche Paar gewirkt, geht aus dem vieljährigen Briefwechsel hervor, welchen Carl August und Luise von Weimar mit Lavater führten, daher der Herzog nach seiner Rückkehr an diesen in seiner kurzen Weise schrieb: „Ich bin mit ungemein glücklicher Stimmung und schönen Begriffen angekommen." Und nach zwei Jahren meldet Luise: „Wie vieles hat sich seit ein paar Jahren geändert, wie viel ist mir nach und nach aufgeschlossen worden, wie langsam hat sich mein Schicksal entwickelt und doch wie gut! Ach was wir blind geführt werden! Aber jetzt ist mirs wohl." Luise schätzt sich glücklich, zur Pathin von Lavaters jüngstem Kinde auserwählt zu werden, der nach ihr genannten Lieblingstochter Lavaters Luise. Lavater widmete dieser „Reinen" auch den zweiten

Theil seiner Physiognomik. Noch mehrere Jahre dauerte der Briefwechsel des fürstlichen Paares mit Lavater, nachdem Göthe völlig verstummt war.

Das Zusammensein Göthes mit Lavater im Jahr 1779 und die schöne Anerkennung von dessen Eigenschaften, gab der gegenseitigen Freundschaft für mehrere Jahre eine ungewöhnliche Wärme, um so mehr, da Lavaters klares Urtheil Göthes geistige Ueberlegenheit gerne und bescheiden anerkannte. Daher dieser schon in Erwartung des Freundes an ihn schrieb: „Allemal weiß ich, daß Du mich wieder eine Stufe höher heben und einen neuen Lebensfunken in mir entschlagen wirst.“ Später, als ihm ein Freund von Göthe's Thätigkeit in Weimar berichtete, bezeugt er diesem: „Deine Amtstreue und Gewissenhaftigkeit wurde mir neue Ermunterung.“ Dann fügt er nach dem Anschauen von Göthes Bild hinzu: „Dieß Gesicht ist ein theures, heiliges Pfand der ewigen Einzigkeit meines Göthe. Gereinigt einst von jedem Anhauch des Grimmes, wie wird er niedersehn, anbethen und anbethen lehren!“ Als Göthe derlei Bekehrungsversuche derb genug zurückwies, ließ sich Lavater also vernehmen: „Ich halte mich für redlich und stark genug, Alles hören zu können, weil es mir Ernst ist, mich von Allem, was sittlich fehlerhaft heißt, zu verbessern. Mein ganzes Leben wenigstens ist das notorischste, möglichste Gegentheil eines ausschließlichen Sinnes. Ja ich getraue mir zu behaupten, daß unter allen Schriftstellern Deutschlands kein toleranterer, allgemeiner duldender, alles Gute schätzender Schriftsteller und Mensch sey, als Ich. Ich finde Millionen Sachen neben dem Evangelium schön — obgleich ich noch nichts gefunden habe, das so schön sey wie das Evangelium, das Evangelium, das mich tausend mal schärfer richtet, als Feind Steinbrüchel und Freund Göthe.“

Im Sommer 1782 machte Lavater eine Reise durch das südwestliche Deutschland bis Frankfurt. Darüber mahnte Göthe: „Du verwendest und verthust manchen Augenblick, gönne mir auch über Menschen und Sachen, die Du auf dieser Reise gesehen hast, ein Wort, ich verdiens und brauchs.“ Wir geben folgenden Auszug aus Lavater's merkwürdigem Briefe vom 10. August: „Mein Genius machte mir immer Bahn und bestellte mir Quartier — ohne zu sagen für wen. Alte Bekanntschaften habe ich wohl sechzig erneuert, wohl sechzig interessante neue gemacht. — Iselin sah ich ruhig, voll Lebenshoffnung — quasi in agone — wie den gemeinsten gutherzigen Menschen. Die Fürstin von Zerbst, wie die

gemeinste fromme Barönin — in ein Bußzimmer eingesperrt, wie mir vorkam — die gute, reizlose Seele. — In Straßburg sah ich Cagliostro, der sehr ernsthaft gegen Alles entschied, was wider H. Obrigkeit schreibe, sehr wenig von den 7 Geistern merken ließ, mir menschlicher und edler schien. Ferner Duc et Pair de France Caylus, ein widerlich hagerer, aber profonder, feiner, beredter, von passiver Geisterseherei zu seinem größten Aerger sehr geplagter Vielwisser, der viel auf Cagliostro's Wissen, aber auf seinen Charakter wenig hält. — Des Marggrafen anfängliche Kälte, besser Marmornheit, fiel mir sehr auf. Neben (dem Fürsten von) Dessau war er anfangs fast ungenießbar. Die Vielwisserin, Vielfragerin von Baden war sehr honett gegen mich. Die Erbprinzessin von Baden wurde mir herzlieb, ohne daß ich jedoch ein herzliches Wort zu ihr sagen, oder von ihr hören konnte. Der Erbprinz schien mir, obgleich sie sich sehr lieben, nicht zu ihr zu passen. — Edelsheim drückte mich anfangs durch seine höfische Suffisance. Nachher kamen wir auf Kunst-Capitel, wo wir wohl fortkamen. — Der fürstliche Dessau — über den Augen etwas erhebendes, ernsthelles, was ich noch nie sah — der Edle, Feste, Feingute, Allgenießer alles Genußbaren. — In Heidelberg fiel mir der erzfreie, erzfeine, erzdienstfertige und dienstkundige Mieg, und sein sehr gescheites, fühlendes, mannlenkendes, unanziehendes Weibchen auf. In Darmstadt sah ich des Herdern Schwester, unkenntlich, ausgelärt, todtenähnlich — eine athmende Leiche, zum Schrecken aller Augen! — Merk begleitete mich nach Frankfurt, wo wir herzlich göthisirten, weimarisirten, tischbeinten. Dort sah ich nur Mama — Du denkst Dir wie sie sich stellte. — In Ofenbach sprach mir Prinz Carl vom Gebethe!! Herzog Ferdinand, in dem ein halb Dutzend Kerls steckten — ohne eigentlichen Verstand, voll Unternehmungsgeist, Klugheit, savoir dire. Prinz Friedrich, Schneider und Perrükier in einer Person. — Frau von Löw, ein großmütterlich herrenhutisch, englisch hanövrischer Adelsgeist im edelsten Sinn. Schrautenbach, der erste denkende, philosophische Herrenhuter, den ich gesehen habe. Ein Mann, in dessen Umgang ich wieder einmal gefühlt habe, was Umgang mit Menschen ist, die nicht nur empfangen, sondern geben. Ich wünschte, daß Du das große Capitel über Dich, das zwischen Ihm und mir und Frau von Löw abgehandelt ward, mit angehört hättest. — Zu Schwezingen sah ich La Roche und Frau. Er kam mir wie ein Hofkauz vor, insbesonder war mir Minister Stadion aus seinem Gesichte transparent. Sie schien mir, seit ich sie sah, größer gewachsen. Ihre

harmlose Zuthulichkeit behagte mir; jedoch nicht so viel, als mir ihre sentimentale Preziosität schenant war. — In Wisloch hielt ich in der Lutherischen Kirche Lutheranern, Reformirten, Katholiken, wohl auch einigen Juden eine sehr tolerante Predigt über das: Eins ist Noth. — In Schweigern Graf Neiperg und Frau. Er die allergemeinste, trivialste gräfliche Hoflaus, die viel weiß, ohne etwas zu kennen, viel hat, ohne etwas zu besitzen. Seine Frau, eine erzgelehrte Jakobitin, mit der Prätension von „Mondsucht" behaftet. Uebrigens sicherlich kein gemeines Weib, von dem aber einer meiner Freunde sagen würde: „Ich mag sie nicht zur Frau, nicht zur Freundin, nicht zur Maitresse, nicht zur Correspondentin." — In Ludwigsburg sah ich den immer gleichen Nathanael Hartmann, in dem gewiß ein halbes Dutzend Apostel-Seelen sich zu Einer vereinigt haben könnten; den häßlichen und herrlichen Obrist Nicolai, einen wahrhaft philosophischen Soldaten. — In Hohen Asperg sah ich Schubart, ein Mensch mit Bahrdtischen Talenten, mit viel ehrlichem Herzen; übrigens fürchte ich, weiter nichts als Meteor von Genie und Tugend. — In Stuttgart sah ich die große Prachtmaschine des militärischen Treibhauses. — In Eßlingen sah ich nebst einigen subalternen klugen und guten Menschen das vortreffliche Schwesterkleeblatt Palm, in meinen Augen ein einziges Phänomen von Verstand, Nachdenken, Lichtbedürfniß, Adel der Seele, Sitte, Unschuld, Religion, Frohheit. — In Echterdingen sah ich den immer gleichen, scharf denkenden, jedoch sans ame Schriftforschenden, feinen, geschmacklosen, unanziehenden, lehrreichen, Sternenlauf und die Minute der Wiederkunft Christi ernst berechnenden Pfarrer Hahn. — In Waldenburg einen sehr wackern Jägerbaron von Röder und seine hausmütterlich brave Frau. — In Tübingen den süß, sanft bescheidenen Schweiger und gutherzig weise redenden, innerlich unbeweglichen D. Merklin; sonst keine Dir interessante Personen, als zwei oder drei sehr talentreiche, thätige Dichter, Reichard und Konz, in deren Gestalten und Gesichtern ich das feine und originelle ihrer Poetereyen mühsam heraussuchen mußte. — Glücklich kehrte ich ohne die mindeste Erhitzung oder Ermüdung nach drei Wochen sehr gefühlter Existenz in den Schooß der Meinigen zurück." — Ein Brief Göthe's an Lavater ist vom 28. November 1783, welcher also schließt: „Lebe wohl und liebe mich, du alter, erfahrener, verständiger, kluger, menschenfreundlicher, thätiger Arzt, der, wenn es die Noth erfordert, es nicht für einen Raub hält, auch einmal zu quacksalbern. Wir stehen hie alle auf menschlichen

Füßen, Sey brav, so will ich wohl auch gut seyn." — Gegen Ende des Jahres 1783 stellt sich Göthe nochmals mit einem ausführlichen Briefe an Lavater ein, wo er unter mancherlei Nachrichten meldet, daß ihn nun nichts mehr von Herder trenne, und richtet an Lavater das freundliche Wort: „Wäre es Dir gegeben, mir das nächste Jahr öffter zu schreiben, daß wir einander mehr genössen, so wollte ich auch fleißiger seyn. Gieb mir vom menschlichen Deines Treibens und Wesens. Sende mir nochmals etwas wie Du sonst thatst." — Darauf antwortete Lavater anfangs 1784 schon etwas schüchtern und kleinmüthig im Gefühl der Entfremdung: „Mich freut, daß Herder und Du wie zwei Adler über alle Nationen und Zonen hinfliegen. Ich verachte nicht, was ich nicht habe, nicht thue und nicht kann. Alle Wahrheit ist mir Gotteswort."

Im Sommer 1786 kam Lavater auf der Rückreise von Bremen, vom Fürsten von Dessau begleitet, in Weimar an. Der Briefwechsel zwischen den beiden Freunden war unterdessen erloschen; vieles in ihren Richtungen und Bestrebungen war anders geworden. Göthe hatte sich mit allem Eifer in die Naturwissenschaften vertieft, und war eben bereit, nach Italien aufzubrechen, in leidenschaftlichem Verlangen, nach einer in jedem Sinne poesievollen Existenz. Lavater hatte seine Freunde und Verehrer durch mancherlei Sonderbarkeiten überrascht, wie durch seine auffallende Theilnahme für den Teufelsbanner Gaßner, durch die ausposaunten von ihm verrichteten magnetischen Wunderkuren an seiner Frau, durch das immer sehnsuchtsvollere Schmachten, seinen Christus mit leiblichen Augen auf Erden zu schauen. Darum war Göthe schon zum Voraus verstimmt, den alten Freund bei sich empfangen zu müssen, und schrieb daher den 12. Juli an Frau von Stein: „Es scheint ich werde gezwungen, Lavatern zu erwarten, es kommen Briefe an ihn schon bei uns an. Wie gerne wäre ich ihm auf seinem apostolischen Zug aus dem Wege gegangen, denn aus Verbindungen, die nicht bis in's Innerste der Existenz gehn, kann nichts Kluges werden." Als die Beiden sich gegenüberstanden, mußte so klarblickenden Männern das Gefühl der Entfremdung sich sofort kund thun. Daher berichtet Göthe den 21. Juli an Frau von Stein: „Lavater hat bei mir gewohnt. Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe

unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, und weiß nun was mir per saldo von ihm übrig bleibt." Unter solchen Umständen wollte Lavater seinem Gastfreunde nicht lästig sein, sondern füllte seine Zeit mit Besuchen aus. Abends gab Göthe seinem Gaste zu Ehren Gesellschaft, an welcher der Herzog, Herder und Wieland Theil nahmen. Wieland war von Lavater so entzückt, daß er ihm beim Abschiede die Hand küßte. Die Herzogin Amalie schätzte sich glücklich, „den großen Zürcher Propheten" kennen zu lernen. „Wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle ebensogut bekleiden würde, als jetzt die von einem Premierminister Christi." — Mit schonender Zurückhaltung meldet Lavater an Spalding: „Ich fand Göthe älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer." Lavater beeilte sich nicht, Göthen für seine Gastfreundschaft zu danken, allein so rücksichtsvoll wie er für jede Freundlichkeit war, schrieb er den 27. September an Göthe in wohl abgewogenen Ausdrücken: „Herzlichen Dank für die edle, freundschaftliche, gütige Manier, womit Du mich bewirthetest. Die anderthalb Tage in Weimar vergeß ich so bald nicht. Das Lokale lieber Menschen zu kennen, ist wahrlich kein geringes Vergnügen in dieser Zeitlichkeit. Dank allen um Dich her in meinem Namen, was mir in Weimar wohl machte, von der Herzogin Mutter an, bis auf den braven Diener, dem ich noch etwas schuldig bin, besonders Herdern und Wielanden."

Von da an zwischen den Beiden tiefes Schweigen. Aber nach Pfenninger's Tod, wo Lavater auf's treueste für dessen hülfsbedürftige Familie besorgt war und den Herzog von Weimar veranlaßt hatte, den Unterhalt eines der Söhne Pfenningers zu übernehmen, schreibt Lavater den 3. October 1792: „Lieber Göthe Zürne nicht, daß ich Dich zu verfolgen scheine. Ach! könnt ich Dir etwas Interessantes schreiben! Doch Freunden nach dem Tode dienen, ist auch Etwas, was kein Edler verachtet." Aber Göthe blieb kalt und abweisend, wie er sich im Jahr 1793 erzeigte, als Lavater auf der Reise nach Kopenhagen durch Jena kam, wo er mit Reinhold nähere Bekanntschaft angeknüpft hatte, und durch diesen bei Schiller eingeführt wurde. Nachher erwähnt Reinhold gelegentlich: „Sie wünschten Schillers persönliche Bekanntschaft; ich begleitete Sie zu ihm. Meines Wissens war zwischen euch kein Gespräch von Bedeutung vorgefallen." Schiller berichtet von diesem ihm nicht sympathischen Besuche an den abwesenden Göthe, worauf dieser folgender Maßen antwortet: „Für die sonderbare Nachricht,

daß der Prophet in Jena sei, danke ich auf's Beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen, und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden. — Wenn die Conferenz zwischen dem Propheten und Paulus zu Stande kommt, so zieht der Letztere wahrscheinlich den kürzern, und muß sich noch bedanken, daß er beleidigt worden ist. Es kostet den Propheten nichts sich bis zur niederträchtigsten Schmeicheley erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können." — Zu gleicher Zeit schrieb Göthe an Herder, welcher mit Lavater längst völlig gebrochen hatte: „Ich habe meinen Genius verehrt, der mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. Wo sich dies Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent ist ihre Nase wie Wünschelruthe gerichtet."

Bei dieser Stimmung Göthes kann man sich leicht denken, daß in den Xenien auch Lavater mit einer scharfen Ladung bedacht werden mußte. Indessen sind von den fünf auf Lavater gemünzten Distichen nicht alle gelungen und treffend. Wir führen davon zwei an, welche schlagend genug sind.

Der Prophet.

Schade daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig gemischt.

Im Jahr 1797 machte Göthe mit seinem Kunstfreunde Heinrich Meyer von Stäfa eine Reise durch die innere Schweiz, und verweilte auf der Rückkehr vom 22. bis zum 26. October in Zürich. Wir lassen darüber Hegner berichten: „Als Göthe 1797 mehrere Tage in Zürich war, machte er Besuche bei Antistes Heß, Chorherren Rahn und Hottinger, Frau Schultheß, Dr. Lavater, Professor Fäsi, Zeitungsschreiber Bürkli, und andern. Lavatern selbst aber, den alten Herzensfreund, ignorirte er gänzlich, wandelte sogar auf dem Petersplatz, wo dieser wohnte, hin und her, ohne in sein Haus, wo ihm einst so wohl war, einzutreten; und als Lavater ihn im Gasthof aufsuchte, nicht antraf, und seinen Namen an die Stubenthüre schrieb, blieb er unbeweglich. — Lavater erzählte mir später dieses selbst, mit Bedauern, doch ohne laute Klage." Von Lavater's milder und edler Gesinnung zeugt auch, was er bald darauf an Dr. Hoze schrieb: „Göthe sah ich nur von ferne — Er will

in keinem Verhältniß mehr mit mir stehen. Indeß — Saulus ist Paulus geworden. Göthe kann wohl noch ein Christ werden — so sehr er über dieses Wort lachen würde." Und den 29. November fügt er weiter bei: „Daß ich Göthe nicht sprach, weißt Du schon. Sein Hermann ist vortrefflich — und ein Versöhnungsopfer für die Xenien."

Bei dieser Härte des Sohnes bewahrte die gute Frau Rath das alte liebevolle Andenken an Lavater. Daher empfiehlt sie noch den 9. April 1795 den Jüngling eines befreundeten Hauses in folgender Weise: „Lieber Sohn Lavater! Es ist eine kleine Ewigkeit, daß wir uns einander nicht genähert haben, und schon längst wünschte ich eine schickliche Gelegenheit mein Andenken bei Euch aufzufrischen — Euch Frau Aja einmahl wieder ins Gedächtniß zu bringen — gegenwärtige erwünschte Gelegenheit ergreife ich daher mit Freuden — Euch zu versichern, daß Ihr theurer Freund in meinem Andenken noch grünet und blühet, daß ich noch immer mit freudiger Seele an die Zeit Eures Hierseyns denke. Auch bin ich überzeugt — daß Ihr mich noch lieb und werth habt. Amen. — Seid diesem jungen mann freundlich und belohnet dadurch den Glauben den jederzeit an Eure Menschenliebe und Freundlichkeit gehabt hat und noch hat

Eure wahre und treue Freundin Göthe."

Ich habe in den verschiedenen Göthe'schen Briefsammlungen nachgeschlagen, ob irgend ein Laut der Theilnahme an dem tragischen und heldenhaften Ausgange des alten Freundes sich kund thue, ich habe nichts gefunden. Es wird auch nicht hoch anzuschlagen sein, wenn der greise Göthe, als Nachklang aus der Zeit des bittern Unmuthes im Gespräche mit Eckermann das Wort fliegen ließ: „Er belog sich und Andere." Doch als der Dichter den höhern Jahren entgegenging und sich in jene Zeit des schönen Lebens und glücklichen Schaffens versenkte, da that sich seine Jugend wie eine sonnenbeglänzte Frühlingslandschaft vor ihm auf, und es erschienen ihm Menschen und Zustände, welche ihn in jener Blüthezeit berührt hatten, in neuem und fröhlichem Lichte. Wie anmuthig und herzgewinnend sind die Bilder, in welchen es die Jugendfreunde in seiner Seele zu neuem Leben ruft! Mit welch' freudigem Behagen, mit welch' einer Liebe ist da auch Lavater gezeichnet! Zwei Male zu verschiedenen Zeiten malt er sich mit der lebendigsten Anschaulichkeit die Eindrücke aus, welche der gefeierte Zürcher in seiner Seele zurückließ; das eine Mal beim ersten Zusammentreffen in Frankfurt, und das andere Mal beim Aufenthalt in Zürich. — Diese

Charaktergemälde, so warm und liebevoll gezeichnet, wie solches nicht einmal einem Herder zu Theil geworden, sprechen ebenso entschieden für die Bedeutung Lavater's, als für Göthe's gewissenhafte Gerechtigkeit. Aber wer kennt sie nicht, jene lichtvollen Auseinandersetzungen über Lavater in Dichtung und Wahrheit, voll des klarsten Tiefblicks und der liebevollsten Unbefangenheit, die er mit den Worten beginnt, mit denen ich versöhnend diese Skizze schließe: „Manche Epoche meines nachherigen Lebens ward ich veranlaßt, über diesen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichsten gehört, mit denen ich zu einem so vertrauten Verhältniß gelangte. Nach unsern auseinander strebenden Richtungen mußten wir uns allmählig ganz und gar fremd werden, und doch wollt' ich mir den Begriff von seinem vorzüglichen Wesen nicht verkümmern lassen." „Lavater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte nichts Ideelles, als unter der moralischen Form. Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, etwas methodisch zu fassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn nebeneinander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. Ebensowenig schriftstellerische Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens enthielten, und das was sie im Ganzen nicht leisteten, durch die herzlichsten geistreichsten Einzelheiten jederzeit ersetzten." „Lavaters Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren." „Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe sein möchte. Fügte sich hiezu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung, zu jedermann's Befriedigung, das Gehörige zu erwiedern. Die tiefe Sanftmuth seines Blick's, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizer-Dialekt, und wie manches andere, das ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine, bei flacher Brust, etwas vorgebogene Körperhaltung, trug nicht wenig dazu bey, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen: Denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht,

auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten."

Ich schließe meine Abhandlung mit dem Worte Göthe's, als er Lavater das erste Mal sah: „Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehn hat und nicht wieder sehn wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir."

Der Schuß von der Kanzel.

Novelle von C. Ferdinand Meyer.

I.

Zween geistliche Männer stiegen in der zweiten Abendstunde eines Octobertages von dem hochgelegenen Uetikon nach dem Landungsplatze Obermeilen hinunter. Der kürzeste Weg vom Pfarrhause, das bequem neben der Kirche auf der ersten mit Wiesen und Fruchtbäumen bedeckten Stufe des Höhenzuges lag, nach der durch ein langes Gemäuer, einen sogenannten Hacken, geschützten Seebucht führte sie durch leere Weinberge. Die Lese war beendigt. Zur Rechten und Linken zeigte der Weinstock nur gelbe oder zerrissene Blätter, und auf den das Rebgelände durchziehenden dunkelgrünen Rasenstreifen blühte die Zeitlose. Nur aus der Ferne, wo vielleicht ein erfahrener Mann seinen Wein außergewöhnlich lange hatte ausreifen lassen, damit der Tropfen um so kräftiger werde, scholl zuweilen ein vereinzeltes Winzerjauchzen herüber.

Die Beiden schritten, wie von einem Herbstgefühle gedrückt, ohne Worte einer hinter dem andern. Auch bot ihnen der mit ungleichen Steinplatten und Blöcken belegte steile Absteig eine unbequeme Treppe und wurden sie vom Winde, der aus Westen her in rauhen Stößen über den See fuhr, zuweilen hart gezaust.

Die ersten Tage der Lese waren die schönsten des Jahres gewesen. Eine warme Föhnluft hatte die Schneeberge und den Schweizersee auf ihre Weise idealisirt, die Reihe der einen zu einem einzigen stillen, großen Leuchten verbunden, den andern mit dem tiefen und kräftigen Farbenglanze einer südlichen Meerbucht übergossen, als gelüste sie eine bacchische Landschaft, ein Stück Italien, über die Alpen zu versetzen.

Heute aber blies ein heftiger Querwind und die durch grelle Lichter und harte Schatten entstellten Hochgebirge traten in schroffer, fast barokker Erscheinung dem Auge viel zu nahe.

„Pfannenstiel, Dein Vorhaben entbehrt der Vernunft!" sagte nun plötzlich der Vorangehende, ein kurzer, stämmiger, trotz seiner Jugend fast etwas beleibter Mann, stand still und kehrte sein blühendes Gesicht rasch nach dem schmalen und hagern Gefährten um.

Dieser stolperte zur Antwort über einen Stein; denn er hatte den Blick bis jetzt unverwandt auf die Thurmspitze von Mythikon geheftet, die am jenseitigen Ufer über einer dunkelbewaldeten Halbinsel als schlanke Nadel in den Himmel aufstach. Nachdem er seine langen Beine wieder in richtigen Gang gebracht hatte, erwiederte er in angenehmem Brusttone:

„Ich bilde mir ein, Rosenstock, der General werde mich nicht wie ein Lästrygone empfangen. Er ist mein Verwandter, wenn auch in entferntem Grade, und gestern noch habe ich ihm meine Dissertation über die Symbolik der Odyssee mit einer artigen Widmung zugesendet."

„Heilige Einfalt!" brummte Rosenstock, der sein kräftiges Colorit dem Gewerbe seiner Väter verdankte, die seit Menschengedenken eine in Zürich namhafte Fleischer- und Wursterfamilie gewesen, „Du kennst ihn schlecht, den da drüben!" und er deutete mit einer kurzen Bewegung seines runden Kinns über den See nach einem Landhause von italienischer Bauart, das an der nördlichen Einbuchtung der eichenbestandenen Halbinsel lag. „Er ist für seine Verwandten nicht zärtlich, und Deine schwärmerische Dissertation, die übrigens alle Verständigen befremdet hat, spottet er Dir zu Schanden." Der Pfarrer von Uetikon blies in die Luft, als formte er eine schillernde Seifenblase, dann fuhr er nach einer Weile fort:

„Glaube mir, Pfannenstielchen, Du hast besser mit den beiden Narren dort drüben, den Wertmüllern nichts zu schaffen. Der General ist eine Brennnessel, die Keiner ungestochen berührt, und sein Vetter, der Pfarrer von Mythikon, das alte Kind, bringt unsern Stand in Verruf mit seiner Meute, seinem Gewehrkasten und seinem unaufhörlichen Puffen und Knallen. Du hast ja selbst im Frühjahr als Vikar genug darunter zu leiden gehabt. Freilich die Rahel mit ihrem feingebogenen Näschen und ihrem rothen Kirschmunde! Aber sie liebt Dich nicht! Die Junkerin wird schließlich bei einem Junker anlangen. Es heißt, sie sei mit dem Leo Kilchsperger verlobt. Doch laß Dich's, hörst Du, nicht anfechten. Ein Korb ist noch lange kein consilium abeundi. Um Dich zu trösten: Auch ich habe deren einige erhalten, und, siehe, ich lebe und gedeihe, bin auch vor Kurzem in den Stand der Ehe getreten."

Der lange Candidat warf unter seinen blonden, vom Winde verwehten Haaren hervor einen Blick der Verzweiflung auf den Collegen, und seufzte erbärmlich. Ihm mangelte die dessen Herzmuskel bekleidende Fettschicht.

„Weg! Fort von hier!“ rief er dann schmerzvoll aufgeregt. „Ich gehe hier zu Grunde! Der General wird mir die erledigte Feldkaplanei seiner venetianischen Compagnie nicht verweigern.“

„Pfannenstiel, ich wiederhole Dir, Dein Vorhaben entbehrt der Vernunft! Bleibe im Lande und nähre Dich redlich.“

„Du nimmst mir allen Lebensathem“, klagte der Blonde. „Ich soll nicht fort, und kann nicht bleiben. Wohin soll ich denn? In's Grab?“

„Schäme Dich! Du sollst Deine Knabenschuhe vertreten! Der Gedanke mit der venetianischen Feldkaplanei wäre an sich so übel nicht. Das heißt, wenn Du ein resoluter Mensch wärest und nicht so blaue unschuldige Kinderaugen hättest. Der General hat sie neulich mir angetragen. Ein so geräumig entwickelter Brustkasten würde seinen Leuten imponiren, meinte er. Natürlich war es Ulk; denn er weiß, daß ich ein befestigter Mensch bin und meinen Weinberg nicht verlasse.“

„Warst Du drüben?“

„Vorgestern.“ — Dem Uetikoner stieg ein Zorn in den Kopf. — „Seit er wieder hier ist — nicht länger als eine Woche — hat der alte Störefried richtig Stadt und See in Aufruhr gebracht. Er komme, vor dem nächsten Feldzuge sein Haus zu bestellen, schrieb er von Wien. Nun er kam, und es begann ein Rollen von Karossen am linken Seeufer nach der Au zu. Die Landenberge, die Schmidte, die Reinharte, alle seine Verwandten, die den ergrauten Freigeist und Spötter sonst mieden wie einen Verpesteten, alle kamen und wollten ihn beerben. Er aber ist nie zu Hause, sondern fährt wie ein Satan auf dem See herum, blitzschnell in einer zwölfrudrigen Galeere, die er mit seinen Leuten bemannt. Meine Pfarrkinder reißen die Augen auf, werden unruhig und munkeln von Hexerei. Ich gehe hinüber, ihn zu warnen. Kreuzsapperlot, an den Abend werd' ich mein Lebtag denken. Meine Warnung beseitigte er mit einem Hohnlächeln, dann faßte er mich am Rockknopfe und ein Diskurs bricht los, wie Sturm und Wirbelwind, sag' ich Dir, Pfannenstiel. Mit abgerissenen Knöpfen und gerädert kam ich nach Hause. Mosler hat er mir vorgesetzt, aber mit den größten Bosheiten vergällt. Natürlich sprach er von seinem Testamente, denn das ist jetzt sein Steckenpferd. „Ihr steht auch darin, Ehrwürden!“ Ich erschrecke. „Nun, ich will Euch den Paragraphen weisen.“ Er öffnet das Convolut. „Leset.“ Ich lese, und was lese ich, Pfannenstiel?

. . . . . „Item, meinem schätzbaren Freunde, dem Pfarrer Rosenstock, zwei hohle Hemdknöpfe von Messing mit einer Glasscheibe versehen, worunter auf grünem Grunde je zwei winzige Würfelchen liegen. Gestikulirt der Herr auf der Kanzel nun mit der Rechten, nun mit der Linken, und schüttelt besagte Würfelchen auf eine ungezwungene Weise, so kann er vermittelst wiederholter schräger Blicke bei währendem Sermone mit sich selbst ein kurzweiliges Spielchen machen. Vorgenannte Knöpfe sind in Algier, Tunis und Tripolis bei den Andächtigen beliebt und finden ihre Anwendung in den Moscheen während der Vorlesung des Korans" . . .

„Nun denke Dir, Pfannenstiel, das Aergerniß bei Eröffnung des Testamentes! — Der Bösewicht ließ sich dann erbitten, mir die Gabe gleich einzuhändigen und den Paragraphen zu streichen. Hier!" Und Rosenstock hob das niedliche Spielzeug aus seiner Brusttasche.

„Das ist ja eine ganz ruchlose Erfindung", sagte Pfannenstiel mit einem Anfluge von Lächeln, denn er kannte die Neigung des Uetikoners zum Würfelspiele, „und Du meinst, der General ist allen geistlichen Leuten aufsäßig?"

„Allen ohne Ausnahme, seit er puncto gottloser Reden prozessirt und um eine schwere Summe gebüßt wurde!"

„Ist ihm nicht zu viel geschehen?" fragte Pfannenstiel, der sich den helvetisch reformirten Glaubensbegriff mit etwas bescheidener Mystik versüßte und in dem keine Ader eines kirchlichen Verfolgers war.

„Durchaus nicht. Nur mußte er die ganze große Rechnung auf einmal bezahlen. Auf seinem ganzen Lebenswege, von Jugend an hat er blasphemirt und das wurde dann so gesammelt, das summirte sich dann so. Als er endlich in unserm letzten Bürgerkriege Rapperswyl vergeblich belagerte, ohne Menschenleben zu schonen, was doch die erste Pflicht eines republikanischen Heerführers ist, erbitterte er die öffentliche Meinung gegen sich und wir durften ihm an den Kragen. Da wurde ihm eingetränkt, was er alles an unserer Landeskirche gefrevelt hatte. Jetzt freilich dürfen wir dem Feldherrn der apostolischen Majestät weiter nichts anhaben, sonst wird er uns zum Possen noch katholisch und das zweite Aergerniß schlimmer als das erste. Man erzählt sich, er tafle in Wien mit Jesuiten und Kapuzinern. Wir geistlichen Leute sind eben, so oder so betitelt und verkleidet, in der Welt nicht zu entbehren!"

Der Uetikoner belachte seinen Scherz und blieb stehen. „Hier ist die Grenze meines Weinbergs", sagte er, mit diesem Ausdrucke be-

zeichnete er seine Gemeinde, „willst Du nach dem Erzählten noch hinüber zum Generale? Pfannenstiel, begehst Du die Thorheit?“

„Ich will es ein Bischen mit der Thorheit versuchen, die Weisheit hat mir bis jetzt nur herbe Früchte gezeitigt“, erwiderte Pfannenstiel sanftmüthig und schied von seinem gestrengen Collegen.

II.

Wenig später saß der verliebte und verzweifelnde Kandidat auf dem Querbrete eines langen und schmalen Nachens, den der junge Schiffmann Bläuling mitten über die Seebreite mit kaum aus dem Wasser gehobenem Ruder der Au zulenkte.

Schon warf das schweigsame Eichendunkel seine schwarzen Abendschatten weit auf die schauernden Gewässer hinaus. Bläuling, ein ernsthafter, verschlossener Mensch mit regelmäßigen Gesichtszügen, that den Mund nicht auf. Sein Nachen schoß gleichmäßig und kräftig, wie ein selbstständiges Wesen durch die unruhige Flut. Auf und nieder war der ganze See mit gewölbten Segeln bevölkert; denn es war Sonnabend und die Schiffe kehrten von dem gestrigen städtischen Wochenmarkte heim. Drei Segel flogen heran, die eine Figur mit sich verschiebenden Endpunkten bildeten, und schlossen das Schifflein des Candidaten in ihre Linien ein. „Nehmt mich mit in die weite Freiheit!“ flehte er sie unbewußt an, aber sie entließen ihn wieder aus ihrem wandernden Netze.

Unterdessen näherte sich zusehends das Landhaus des Generals und entwickelte seine Fassade. Der leichte Bau hatte nichts zu thun mit den landesüblichen Hochgiebeln und es war, als hätte er bei seiner Eigenart die Einsamkeit absichtlich aufgesucht.

„Dort ist das Kämmerlein der Türkin“, ließ sich jetzt der schweigsame Bläuling vernehmen, indem seine Rechte das Ruder fahren ließ und nach der Südecke des Hauses zeigte.

„Der Türkin?“ Der ganze Candidat wurde zu einem bedenklichen Fragezeichen.

„Nun ja, der Türkin des Werdmüllers; er hat sie aus dem Morgenlande heimgebracht, wo er für den Doggen von Venedig Krieg führte. Ich habe sie schon oft gesehen, ein hübsches Weibsbild mit goldenem Kopfputz und langen, offenen Haaren; gewöhnlich wenn ich vorüberfahre, legt sie die Finger an den Mund, als pfiffe sie einem Mannsvolk; aber gegenwärtig liegt sie nicht im Fenster.“

Ein langgezogener Ruf schnitt durch die Lüfte, gerade über die Barke hin: „Sweine-und", scholl es vernehmlich vom Ufer her.

Der aufgebrachte Bläuling schlug jetzt sein Ruder in's Wasser, daß zischend und spritzend ein breiter Strahl an der Seite des Fahrzeuges emporschoß.

„So wird man", zürnte er, seit den paar Tagen, daß der Werdmüller wieder hier ist, überall auf dem See mit Namen gerufen. Es ist der verreckte Schwarze, der mit dem Sprachrohre des Generals rumort und spektakelt. Vergangenen Sonntag im Löwen zu Meilen schenkten sie ihm ein und soffen ihn unter den Tisch. Dann brachten sie ihn nachts in meinem Schiffe dem Werdmüller zurück. Nun schimpft der Kaminfeger durch das Rohr nach Meilen hinüber, aber morgen, beim Eid, sitzt er wieder unter uns im Löwen. — Nun frage ich: woher hat der Mohr das fremde Wort? Hier sagt man sich auch wüst, aber nicht so."

„Der General wird ihn so schelten", bemerkte Pfannenstiel kleinlaut.

„So ist es, Herr", stimmte der Bursche ein. „Der Werdmüller bringt die hochdeutschen, fremdländischen Wörter in's Land, der Staatsverräther! Aber ich lasse mir auf dem See nicht so sagen, beim Eid nicht."

Bläuling wandte ohne Weiteres seine Barke und gewann mit eiligen, kräftigen Ruderzügen wieder die Seemitte.

„Was ficht Euch an, guter Freund? Ich beschwöre Euch", eiferte Pfannenstiel. „Hinüber muß ich! Nehmt doppelte Löhnung!"

Doch das Silber verlor seine Kraft gegen die patriotische Entrüstung und der Candidat mußte sich auf das Bitten und Flehen legen. Mit Mühe erlangte er von dem beleidigten Bläuling, daß ihn dieser, „weil Ihr es seid", sagte der Bursche, außerhalb der Tragweite des Sprachrohres um die ganze Halbinsel herum in ihre südliche Bucht beförderte. Dort ließ er den Candidaten an's Ufer steigen und ruderte nach wenigen Minuten den sich rasch verkleinernden Nachen wieder mitten in der Bläue.

III.

So wurde Pfannenstiel wie ein Geächteter unter den Eichen der Halbinsel ausgesetzt. Ein enger Pfad vertiefte sich in das Halbdunkel und er zögerte nicht, ihn zu betreten. Mit Diebesschritten eilte er durch das unter seinen Sohlen raschelnde Laub einer nahen Lichtung

zu. Das an einen bösen Traum erinnernde Gefühl, den fremden Besitz auf so ungewöhnlichem Wege zu betreten, gab ihm Flügel, doch begann auch das Element des Abenteuerlichen, das in jedem Menschenherzen schlummert, seinen geheimen Reiz auf ihn auszuüben. So wirft sich ein Badender in die Fluth, die er zuerst leise schauernd mit der Zehe geprüft hat.

Die bald erreichte Lichtung war nur eine beschränkte, von oben wie durch eine Kuppelöffnung erhellte Moosstelle. Ein darauf spielendes Eichhorn setzte über den Kopf des Candidaten weg und erreichte einen niederhangenden Zweig, der erst ins Schwanken gerieth, als das schnelle Thierchen schon einen zweiten erreicht hatte.

Wieder führte der Pfad eine Weile durch das grüne Dunkel, bis er sich plötzlich wandte und der Candidat das Landhaus in der Entfernung von wenigen Schritten vor sich erblickte.

Diese Schritte aber that er sehr langsam. Er gehörte zu jenen schüchternen Leuten, für welche das Auftreten und das Abgehen mit Schwierigkeiten verbunden ist, und der General stand im Rufe, seinen Gästen nur dieses, nicht aber jenes zu erleichtern. So kam es, daß er hinter der äußersten Eiche, einem gewaltigen Stamme, unschlüssig stehen blieb. Was er indessen aus seinem Verstecke hervor erlauschte, war ein idyllisches Bild, das ihn in keiner Weise hätte einschüchtern können.

Der General plauderte in der hohen Veranda, deren Säulen ein prächtiges ausländisches Weinlaub umwand, gemüthlich mit seinem Nachbar, dem Krachhalder, einem der Kirchenältesten von Mythikon, die der Candidat während seines Vicariats allsonntäglich im Chore hatte sitzen sehen und die ihm bekannt waren, wie die zwölf Apostel. Mit aufgestützten Ellenbogen ritt Werdmüller auf einem leichten Sessel und zeigte seine scharfe Habichtsnase und das stechende Kinn im Profil, während der schöne, alte, schlaue Kopf des Krachhalders einen ungemein milden Ausdruck hatte.

„Wir sind wie die Blume des Feldes“, führte der Alte in erbaulicher Weise das Gespräch, „und es trifft sich, Herr Werdmüller, daß wir beide in diesen Tagen unser Haus bestellen. Ich mache Euch kein Geheimniß daraus: Drei Pfund vergabe ich zur neuen Beschindelung unserer Kirchthurmspitze.“

„Ich will mich auch nicht als Lump erweisen“, versetzte der General, „und werfe testamentarisch ebensoviel aus zur Vergoldung

unsers Gockels, daß sich das Thier nicht schämen muß, auf der neu beschindelten Spitze zu sitzen."

Der Krachhalder schlürfte bedächtig aus dem vor ihm stehenden Glase, dann sprach er: „Ihr seid kein kirchlicher Mann, aber Ihr seid ein gemeinnütziger Mann. Erfahret: Die Gemeinde erwartet etwas von Euch."

„Und was erwartet die Gemeinde von mir?" fragte der General neugierig.

„Wollt Ihr es wissen? Und werdet Ihr es nicht zürnen?"

„Durchaus nicht."

Der Krachhalder machte eine zweite Pause. „Vielleicht ist Euch eine andere Stunde gelegener", sagte er.

„Es giebt keine andere Stunde, als die gegenwärtige. Benützt sie!"

„Ihr würdet Euch ein schönes Andenken stiften, Herr General, bei Kind und Kindeskind" . . .

„Ich unterschätze den Nachruhm nicht", sagte der General.

Dem Krachhalder, der den wunderlichen Herrn so aufgeräumt sah, schien der günstige Augenblick gekommen, dem lange genährten Wunsche der Mythikoner in vorsichtigen Worten Gestalt zu geben.

„Euer Forst im Wolfgang, Herr Werdmüller", begann er zögernd. Der General verfinsterte sich plötzlich und der alte Bauer sah es wie eine Donnerwolke aufsteigen, „stößt seine Spitze" . . .

„Wohin stößt er seine Spitze?" fragte Werdmüller grimmig.

Der Krachhalder überlegte, ob er vor- oder rückwärts wolle, ungefähr wie ein mitten auf dem See vom Sturm Ueberraschter. Er entschied sich für das Vorrücken, „. . . mitten durch unsere Gemeindewaldung" . . .

Jetzt sprang der General mit einem Satze von seinem Sessel auf, faßte ihn an einem Bein, schwang ihn durch die Lüfte und setzte sich in Fechtpositur.

„Wollen mich die Mythikoner plündern?" schrie er wüthend, „bin ich unter die Räuber gefallen?" Dann fuhr er, seine hölzerne Waffe senkend, gelassener fort: „Daraus wird nichts, Krachhalder. Redet das den Leuten aus. Ich will Euch nicht noch von jenseits des Grabes eine Nase drehen!"

„Nichts für ungut", versetzte der Alte mit Ruhe, „Ihr werdet es bedenken, Herr Werdmüller."

Auch er hatte sich erhoben und nahm von dem Generale mit einem treuherzigen Händedruck den landesüblichen Abschied.

Werdmüller geleitete ihn ein paar Schritte, dann wandte er sich und vor ihm stand sein Leibmohr Hassan. Der Schwarze machte eine flehentliche Geberde und bat, das Deutsche wunderlich radbrechend, um einen Urlaub für morgen Nachmittag; denn seine Seele zog ihn zu seinen neuen Freunden in Meilen.

„Bist Du ganz des Teufels, Hassan!“ schalt ihn der General. „Sie haben Dir letzten Sonntag drüben arg genug mitgespielt.“

„Mitgespielt!“ wiederholte der Mohr, der das Wort mißverstand, „Schön, wundervoll Spiel!“

„Hast Du denn gar kein Ehrgefühl? Die Berührung mit der Civilisation richtet Dich zu Grunde, — Du säufst wie ein Christ!“

„Nicht saufen, Gnaden! Schön Spiel, einzig Spiel! J—aß!“ Er riß eine solche Grimasse und verdrehte die Augen mit so leidenschaftlicher Inbrunst, daß Pfannenstiel, der, wie oft die unschuldigen Menschen, viel Sinn für das Komische und überdieß jetzt etwas gespannte Nerven hatte, in ein vernehmliches Gekicher ausbrach, welches er mit aller Gewalt nicht unterdrücken konnte.

„Was will denn Er hier?“ fragte der General gedehnt, während der Candidat, seine Gegenwart verrathen sehend, unter wiederholten Bücklingen näher trat und maß ihn vom Wirbel bis zur Zehe: „Wer ist Er?“

„Ich bin der Vetter . . . des Vetters . . . vom Vetter . . .“ stotterte der Angeredete.

Der General runzelte die Stirne.

„Mein Vater war ein Pfannenstiel und meine Mutter ist eine selige Rollenbutz . . .“

„Will Er mir seinen ganzen verfluchten Stammbaum expliziren? Was Vetter? Mein Bruder ist Er — alle Menschen sind Brüder! Scheer Er sich zum Teufel!“ und Werdmüller wandte ihm den Rücken.

Pfannenstiel regte sich nicht. Der Empfang des Generals hatte ihn versteinert.

„Fannen-stiel —“ buchstabirte der Schwarze das ihm noch unbekannte Wort, als wolle er seinen deutschen Sprachschatz bereichern.

„Pfannenstiel?“ wiederholte auch der aufmerksam werdende General, „der Name ist mir bekannt — halt, Er ist doch nicht der Autor“, und er kehrte sich dem Jüngling wieder zu, „der mir gestern seine Dissertation über die Symbolik der Odyssee zugesendet hat?“

Pfannenstiel neigte bejahend das Haupt.

„Dann ist Er ja ein ganz liebenswürdiger Mensch!" sagte Werdmüller und ergriff ihn freundlich bei der Hand. „Wir müssen uns kennen lernen."

Er trat mit dem Gast in die Veranda, drückte ihn auf einen Sitz nieder, goß ihm eines der auf dem Schenktische stehenden Gläser voll und ließ ihn sich erholen und erquicken. „Der Empfang war militärisch", tröstete er ihn dann, „aber Ihr werdet im Soldaten keinen unebenen Hauswirth finden. Ihr nächtigt heute auf der Au — ohne Widerrede! — Wir haben Manches zu verhandeln. — Seht, Lieber, Eure Abhandlung hat mich ganz angenehm unterhalten", und Werdmüller langte nach dem Buche, welches in einer Fensternische des die Rückwand der Veranda bildenden Erdgeschosses lag und zwischen dessen Blätter er die zerlesene Dissertation des Candidaten eingelegt hatte. „Zuerst eine Vorfrage: Warum habt Ihr mir Euer Werk nur mit einer Zeile zugeschrieben, statt mir es coram populo auf dem ersten weißen Blatte mit aufrichtigen, großen Druckbuchstaben zu dediciren? Weil ich mit den Faffen, Euern Collegen, gespannt bin, he? Ihr habt keinen Charakter, Pfannenstiel; Ihr seid ein schwacher Mensch."

Der Candidat entschuldigte sich, seine unbedeutende Arbeit habe den Namen des berühmten Feldherrn und Literaturkenners nicht vor sich her tragen dürfen.

„Durchaus nicht unbedeutend", lobte Werdmüller. „Ihr habt Phantasie und seid in die purpurnen Tiefen meines Lieblingsgedichtes untergetaucht, wie nicht leicht ein Anderer. Freilich um etwas Absurdes zu beweisen. Aber es ist einmal nicht anders: wir Menschen verwenden unsere höchsten Kräfte zu albernen Resultaten. Dachtet Ihr daran, mich rechtzeitig zu Rathe zu ziehen, ich gab Eurer Dissertation eine Wendung, die Euch selber, Euere fäffischen Examinatoren, das ganze Publikum in Erstaunen gesetzt hätte. Ihr habt es gefühlt, Pfannenstiel, daß die zweite Hälfte der Odyssee von besonderer Schönheit und Größe ist. Wie? Der Heimgekehrte wird als ein fahrender Bettler an seinem eigenen Herde mißhandelt. Wie? Die Freier reden sich ein, er kehre niemals wieder und ahnen doch seine Gegenwart. Sie lachen und ihre Gesichter verzerrt schon der Todeskrampf — das ist Poesie. — Aber Ihr habt Recht, Pfannenstiel, was nützt mich die Poesie, wenn nicht eine Moral dahinter steckt? Es ist eine Devise in das Zuckerwerk hineingebacken — zerbrechen wir es! Da der Odysseus

nicht bloß den Odysseus bedeuten darf, wen oder was bedeutet er denn? Unsern Herrn und Heiland, — so beweist Ihr und habt Ihr es drucken lassen, — wenn er kommt zu richten Lebendige und Todte. Nein, Candidat, Odysseus bedeutet jede in Knechtesgestalt mißhandelte Wahrheit mitten unter den übermüthigen Freiern, will sagen Faffen, denen sie einst in sieghafter Gestalt das Herz durchbohren wird.

He, Candidat, wie gefällt Euch das? — So hättet Ihr es wenden sollen und seid gewiß, Eure Dissertation hätte gerechtes Aufsehen erregt!"

Pfannenstiel erbebte bei dem Gedanken, daß sich seiner Symbolik diese gotteslästerliche und verwegene Wendung hätte geben lassen. Sein einfaches Wesen ließ ihn den Pferdefuß des alten Spötters nicht oder doch nur in unbestimmten Umrissen erkennen.

Um sich der Verlegenheit zu entziehen, dem alten Freigeiste eine Antwort geben zu müssen, nahm der Candidat den Pergamentband in die Hände, mit welchem Werdmüller während seiner Rede gestikulirt hatte. Es war die aldinische Ausgabe der Odyssee. Pfannenstiel betrachtete andächtig das Titelblatt des seltenen Buches. Plötzlich fuhr er zurück wie vor einer züngelnden Natter. Er hatte auf dem freien Raume links neben dem Wappen des venetianischen Buchhändlers etwas verblichene, kühnfließende Federzüge entdeckt, die folgende Zeilen bildeten:

Georgius Jenatius me jure possidet.
Constat R. 4. Kz. 12.

Er warf das Buch weg, als athme es einen Blutgeruch aus.

Damals moderte der fragwürdige Bündner schon seit Decennien in der Domkirche von Chur, während sein Bild in zahmern und unpatriotischen Zeiten sich zu einem widerwärtigen verzerrt hatte, so daß nur der Apostat und der Blutmensch übrig blieb. Pfannenstiel betrachtete ihn einfach als ein Ungeheuer, an dessen Dagewesensein er kaum glauben, das er sich nicht realisiren konnte.

Der General weidete sich an seinem Schrecken, dann sagte er leichthin: „Der liebe Mann, Euer gewesener College, hat mich damit beschenkt, wie wir noch auf gutem Fuße standen und ich ihn auf seinem Malepartus in Davos besuchte."

„Also hat er doch gelebt!" sprach der Candidat halblaut vor sich hin, „er hat Bücher besessen, wie Unsereiner, und ihren kostenden Preis auf das Titelblatt geschrieben."

„Ja wohl hat er gelebt, und recht persönlich und zähe", sagte der General mit kurzem Lachen. „Noch heute Nacht träumte mir von dem Bündner . . . Das kam daher, daß ich mich den ganzen gestrigen Tag mit einem häßlichen Geschäfte abgegeben hatte. Ich schrieb mein Testament nieder, und was ist thörichter, als bei athmendem Leibe über seinen Besitz zu verfügen, der ja auch ein Theil von uns selber ist!"

Die Neugierde des jungen Geistlichen wurde rege. Vielleicht war es ein warnendes Traumgesicht gewesen, das, fein und erbaulich ausgelegt, in dem ihm gegenüber Sitzenden einen guten und frommen Gedanken konnte entstehen lassen. „Wollt Ihr mir Euern Traum nicht mittheilen?" fragte er mit einem gefühlvollen Blicke.

„Er steht zu Diensten. Es war in Chur. Menschengedränge, Staatsperücken, Militärpersonen, — von der Hofkirche her Geläute und Salutschüsse. Wir treten unter dem Thorbogen hervor in den bischöflichen Hof. Jetzt gehen wir zu Zweien, neben mir ein Coloß. Ich sehe nur einen Federhut, darunter eine Gewaltsnase und den in den Kragen gesenkten pechschwarzen Spitzbart: „Werdmüller", fragte der Große, „wen bestatten wir?" — „Ich weiß nicht", sage ich. Wir treten in die Kathedrale zwischen das Gestühl des Schiffes. „Werdmüller", fragt der Andere, „wem singen sie ein Requiem?" — „Ich weiß nicht", sag' ich ungeduldig. „Kleiner Werdmüller", sagt' er, stell' Dich einmal auf die Zehen und sieh', wer davorn aufgebahrt liegt." — Jetzt unterscheide ich deutlich in den Ecken des Bahrtuches den Namenszug und das Wappen des Jenatschen, und im gleichen Augenblicke wendet er, neben mir stehend, mir das Gesicht zu — fahl mit verglühten Augen. „Donnerwetter, Oberst", sag' ich, „Ihr liegt dort vorn unter dem Tuch mit Euern sieben Todeswunden und führt hier einen Diskurs mit mir! Seid Ihr doppelt? Ist das vernünftig? Ist das logisch? Scheert Euch in die Hölle, Schäcker!" Da antwortete er niedergeschlagen: „Du hast mir nichts vorzurücken — mach' Dich nicht mausig. Auch Du, Werdmüller, bist todt."

Pfannenstiel überlief es kalt. Dieser Traum am Vorabend des ohne Zweifel blutigen Feldzuges, welcher dem General draußen im Reiche bevorstand, schien ihm von ernster Vorbedeutung und er sann auf ein Wort geistlicher Zusprache.

Auch Werdmüller konnte seinen Traum, nachdem er ihn einmal mitgetheilt, nicht sogleich wieder los werden. „Der Oberst wurde von seinem Liebchen mit der Art wie ein Stier niedergeschlagen", erging er

sich in lauten Gedanken, „mir wird es so gut nicht werden. Fallen — wohlan! Aber nicht in einem Bettwinkel krepiren!"

Vielleicht dachte er an Gift, denn er war am Hofe zu Wien in ein hartnäckiges Intriguenspiel verwickelt und hatte sich dort durch seinen Ehrgeiz Todfeinde gemacht.

„Ehe ich meinen Koffer packe", fuhr er nach einer Pause fort, „möchte ich wohl noch einen Menschen glücklich machen —"

Dem Candidaten schoß das Wasser in die Augen, nicht in selbstsüchtigen Gedanken, sondern in uneigennütziger Freude über diese schöne Regung; doch es trocknete schnell, als der General seinen Satz abschloß: — „besonders wenn sich ein kräftiger Schabernack damit verbinden ließe."

Das abergläubische Gefühl, das den General angewandelt hatte, war rasch vorübergegangen. „Was ist Euer Anliegen?" fragte er seinen Gast mit einer jener brüsken Wendungen, die ihm geläufig waren. „Ihr seid nicht hierher gekommen, um Euch meine Träume erzählen zu lassen."

Nun berichtete Pfannenstiel dem Generale mit einer unschuldigen List, denn er wollte ihm seine Liebesverzweiflung, für die er ihm kein Organ zutraute, nicht verrathen, wie ihn über dem Studium der Odyssee ein unwiderstehliches Verlangen ergriffen, die Heimat Homers, die goldene Hellas kennen zu lernen. Da er keinen andern Weg wisse, seine Wanderlust zu befriedigen, sei ihm der Gedanke gekommen, sich bei dem Herrn für die Feldkaplanei seiner venetianischen Compagnie zu melden, die ja in den griechischen Besitzungen der Republik stationire. „Sie ist erledigt", schloß er, „und wenn Ihr mir ein Weniges gewogen seid, weiset Ihr mir die Stelle zu."

Werdmüller blickte ihn scharf an. „Ich bin der Letzte", sagte er, „der einem jungen Menschen eine gefährliche Carriere widerriethe! Aber er muß dazu qualifizirt sein. Euer Knochengerüste, Freund, ist nicht fest genug gezimmert. Der erste beste relegirte Corpsbursche von Leipzig oder Jena wird meinen Kerlen mehr imponiren, als Euer Johannesgesicht. Schlagt Euch das aus dem Kopfe. Wollt Ihr den Süden sehen, so sucht als Hofmeister Dienste bei einem jungen Cavalier und klopft ihm die Kleider! Doch auch das kann Euch nicht taugen. Das Beste ist, Ihr bleibt zu Hause. Blickt aus! Zählt alle die Thurmspitzen am See — das Kanaan der Pfarrer. Hier ist Euer Rhodus, hier tanzt — will sagen predigt! — Wozu sind die Geleise bürger-

licher Berufsarten da, als daß Euresgleichen sie befahre? Ihr wißt nicht, welcher Schenkelschluß dazu gehört, um das Leben souverän zu tractiren. Steht ab von Eurer Laune!“ und er machte die Geberde, als griffe er einem Roß in die Zügel, das mit einem unvorsichtigen Knaben durchgegangen ist.

Es entstand eine Pause. Wieder warf der General dem Candidaten einen beobachtenden Blick zu.

„Ihr seid ein lauterer Mensch“, sagte er dann, „und es war Euer Ernst, Ihr würdet das griechische Abenteuer bestanden haben. Wie reimt sich das mit dem Pfannenstiel, den ich hier vor mir sehe? Da liegt ein Aal unter dem Steine. Ein verrückter Antiquar, wie sie zwischen den Ruinen herumkriechen, seid Ihr nicht. Also seid Ihr desperat. Aber warum seid Ihr desperat? Was treibt Euch weg? Heraus damit. Eine Figur? He? Ihr erröthet!“

Der sechzigjährige Werdmüller behandelte die weiblichen Wesen als Staffage und pflegte sie schlechtweg mit dem Malerausdrucke „Figuren“ zu benennen.

„Wo habt Ihr zuletzt konditionirt?“

„In Mythikon bei Euerm Herrn Vetter während seiner Gichtanfälle.“

„Bei meinem Vetter? Will sagen bei der Rahel. Nun ist alles klar und deutlich wie mein neuverfaßtes Exerzierreglement. Das Mädchen hat Euch den Kopf verrückt und dann, wie recht und billig, einen Korb gegeben?“

Der zartfühlende Candidat hätte sich eher das Herz aus dem Leibe reißen lassen, als eingestanden, daß die Rahel — wie er daran nicht zweifeln konnte — ihm herzlich wohl wolle. Er antwortete bescheiden:

„Der Herr Werdmüller, sonst mein Gönner, hat mich verabschiedet, weil ich mit Schießgewehr nicht umzugehen verstehe und mich auch davor scheue. Vor zwanzig Jahren ist damit in meiner Familie ein Unglück begegnet. Er nöthigte mich, mit ihm in die Scheibe zu schießen und ich habe keinen Schuß hinein gebracht.“

„Ihr hättet Euch weigern sollen. Das hat Euch in Rahel's Augen heruntergesetzt. Sie trifft immer in's Schwarze. — Donnerwetter, da fällt mir ein, daß ich dem Alten noch etwas schuldig bin. Der geistliche Herr hat mir, während ich am Rheine bataillirte, meine Meute hier ganz meisterhaft beaufsichtigt. Er ist ein Kenner. Hassan, hol' mir gleich das violette Saffianfutteral her, links zu unterst

im Glasschranke der Waffenkammer. — Laßt Euch nicht stören, Candidat."

Der Mohr beeilte sich und nach wenigen Augenblicken hielt Werdmüller zwei kleine Pistolen von zierlicher Arbeit in der Hand. Er reinigte mit einem Lederlappen die damascirten Läufe und den Silberbeschlag der Kolben, in welchen hübsche seltsame Arabesken eingegraben waren.

„Fortgefahren, Freund, in Eurer Elegie!" sagte er. „Das Mädchen also gab Euch einen Korb — oder ist es möglich, liebt sie Euch? . . . Es giebt wunderliche Naturspiele! — und nur der Alte hätte Euch abblitzen lassen, he? Was gab er Euch für Gründe?"

Pfannenstiel blieb erst die Antwort schuldig. Ihm war ängstlich zu Muthe geworden, denn der General hatte, während er sprach, den Hahn der einen Pistole gespannt. Jetzt berührte Werdmüller den Drücker mit ganz leisem Finger und der Hahn schlug nieder. Er spannte die zweite, streckte den Arm aus, schnitt eine Grimasse; nur nach harter Anstrengung gelang es ihm loszudrücken. Das Spiel der Feder mußte sich aus irgend einem Grunde verhärtet haben und er schüttelte unzufrieden den Kopf.

Der Candidat, der stark mit den Augen gezwinkert hatte, nahm jetzt den Faden des Gesprächs wieder auf, um den wahren Grund seiner Hoffnungslosigkeit anzudeuten. „Eine Werdmüllerin und ein Pfannenstiel!" sagte er in einem resignirten Tone, als nenne er Sonne und Mond und finde es ganz natürlich, daß dieselben nicht zusammenkommen.

„Laß Er mich mit diesen Narretheien zufrieden!" fuhr ihn der General hart an. Sind wir noch nicht über die Kreuzzüge hinaus, in welcher geistreichen Epoche die Wappen erfunden wurden? Aber auch damals, wie überhaupt jeder Zeit, galt der Mann mehr als der Name, sonst wäre die Welt längst vermodert wie ein wurmstichiger Apfel. Seh' Er, Pfannenstiel, ich gelte hier für einen Patricius; als ich aber in kaiserliche Dienste trat, wie blickten die Herren Collegen von so und so viel Quartieren hochnasig auf das plebejische Mühlrad in meinem Wappen herunter. Dennoch mußten sie es eben leiden, daß der Müller die von ihnen mehr als zur Hälfte ruinirte Campagne wiederherstellte und gewann! Hör' Er, Pfannenstiel, es fehlt Ihm an Selbstgefühl und das schadet Ihm bei der Rahel."

Der Candidat befand sich in einem seltsamen Falle. Er konnte den Standpunkt Werdmüllers nicht theilen, denn er fühlte dunkel, daß

eine so vollständige Vorurtheilslosigkeit die ganze alte Ordnung der Dinge durchstieß und diese war ihm ehrwürdig, auch da, wo sie zu seinen Ungunsten wirkte.

Aber Werdmüller verlangte keine Antwort. Er hatte sich erhoben und trat, in jeder Hand eine Pistole, einem hochgewachsenen Mädchen entgegen, das auf dem vom festen Lande her ausmündenden Wege einherkam. Der General hatte den Kies unter ihren leichten, raschen Schritten knirschen hören.

„Guten Abend, Pathchen“, begrüßte er sie und seine grauen Augen leuchteten.

Das schöne Fräulein aber zog die Brauen zusammen, bis der Alte die beiden Pistolen, die ihr offenbar ein Aergerniß waren, die eine in die rechte, die andere in die linke seiner geräumigen Rocktaschen steckte. Ich habe Besuch, Rahel“, sagte er. „Erlaube mir, meinen jungen Freund Dir vorzustellen, den Herrn Candidaten Pfannenstiel.“

Die Werdmüllerin war näher getreten, während sich Pfannenstiel linkisch von seinem Stuhle erhob. Sie bekämpfte ein Erröthen, das aber sieghaft bis in die feine Stirn und bis unter die Wurzeln ihres vollen braunen Haares aufflammte. Der Candidat schlug erst die Augen nieder, als hätte er mit ihnen ein Bündniß geschlossen, keine Jungfrau anzuschauen, erhob sie dann aber mit einem so innigen und strahlenden Ausdrucke des Glückes und der Liebe und seine guten Blicke fanden in zwei braunen Augen einen so warmen Empfang, daß selbst der alte Spötter seine Freude hatte an der ungeschminkten Neigung zweier unschuldiger Menschenkinder.

Er vermehrte seltsamer Weise die erste süße Verwirrung der Beiden mit keinem Scherzworte. Ist es nicht, als ob ein tiefes und wahres Gefühl in seinem natürlichen und bescheidenen Ausdrucke aus dieser Welt des Zwanges und der Maske uns in eine zugleich größere und einfachere versetze, wo der Spott keine Stelle findet?

Lange freilich hätte er sie nicht ungeneckt gelassen, aber das gescheite und tapfere Mädchen enthob ihn der Versuchung. „Ich habe mit Euch zu reden, Pathe,“ sagte sie „und gehe voran nach der zweiten Bank am See. Laßt mich nicht zu lange warten!“

Sie verbeugte sich leicht gegen den Candidaten und war verschwunden.

Der General nahm diesen bei der Hand und führte ihn eine Treppe hinauf in sein Bibliothekzimmer, in das die Seebreite durch drei hohe Bogenfenster hineinleuchtete.

„Seid getrost," sagte er, „ich werde bei der Rahel für Euch Partei nehmen. Unterdessen wird es Euch hier an Unterhaltung nicht mangeln. Ihr liebt Bücher! Hier findet Ihr die Poeten des Jahrhunderts tutti quanti. Er zeigte auf einen Glasschrank und verließ den Saal. Da standen sie in glänzenden Reihen, die Franzosen, die Italiener, die Spanier, selbst einige Engländer, ein gehäufter Schatz von Geist, Phantasie und Wohllaut, und Werdmüller, der ohne Frage auf der Höhe der Zeitbildung stand, würde ungläubig den Kopf geschüttelt haben, wenn ihm zugeflüstert worden wäre, Einer fehle hier, der sie alle insgesammt voll aufwiege.

Der überall Belesene hatte William Shakespeare nicht einmal nennen hören.

Der Candidat ließ die Poeten unberührt, denn für ein junges Blut ist die Nähe der Geliebten mehr als alle neun Musen.

V.

Der General hatte einen Pfad eingeschlagen, der sich dicht am Ufer um die Krümmungen der Halbinsel schlängelte und hier erblickte er bald Rahel Werdmüller, die, auf einer verwitterten Steinbank sitzend, das feine Profil nach der jetzt abendlich dämmernden Flut hinwendete. Ein aufrichtiger Ausdruck tiefer Betrübniß lag auf dem hübschen und entschlossenen Gesichtchen.

„Was dichtest und trachtest Du?" redete er sie an.

Sie antwortete, ohne sich zu erheben: „Ich bin nicht mit Euch zufrieden, Pathe."

Der General lehnte sich an eine bemooste Eiche und kreuzte die Arme. „Womit habe ich es bei Euer Wohlgeboren verscherzt?" sagte er.

Das Fräulein warf ihm einen Blick des Vorwurfs zu. „Ihr fragt noch, Pathe? Wahrlich, Ihr handelt an Papa nicht gut, der Euch doch nur Liebes und nichts zu Leide gethan hat. — Was war das wieder für ein Spektakel vergangenen Sonntag! Durch Euere Verleitung hat er den ganzen Nachmittag mit Euch auf Euerm Au-Teiche herumgeknallt. Welch' ein Schauspiel! Auffflatternde verwundete Enten, im Moor nach der Beute watende Jungen, der Vater in großen Stiefeln und wilder Mordlust und das ganze Dorf als Zuschauer!" ...

„Es beurtheilte die Schüsse," warf Werdmüller ein.

„Pathe" — das Mädchen war von seinem Sitze aufgesprungen und seine schlanke Gestalt bebte vor Unwillen, — „ich meinte bisher,

Ihr hättet — trotz mancher Wunderlichkeit — das Herz am rechten Flecke. Aber ich habe mich geirrt und fange an zu glauben, hier sei bei Euch etwas nicht in Ordnung!" und sie wies mit einer kleinen Geberde des Zeigefingers nach der linken Brustseite des Generals. „Ich hielt Euch," fügte sie schon freundlicher hinzu, „für eine Art Rübezahl" ...

„Dem es zuweilen Spaß macht, Gutes zu thun und der, wenn er Gutes thut, dabei sich einen Spaß macht."

„So ungefähr. Doch, wie gesagt, wenn Ihr ebenso boshaft seid, wie der Berggeist, — von Wohlthat ist dabei nichts sichtbar. Ihr werdet den Vater noch in's Verderben stoßen. Wären unsere Mythikoner im Grund nicht so gute Leute, die ihren Pfarrer decken, wo sie können, längst wäre in Zürich gegen ihn Klage erhoben worden. Und mit Recht; denn ein Geistlicher, der wachend und träumend keinen andern Gedanken mehr hat, als Halali und Halalo, muß jeder christlichen Seele ein tägliches Aergerniß sein. — Und Ihr, Herr General, der seine Schwäche kennt, stachelt und reizt ihn auf als wäret Ihr sein böser Engel. Nächstens wird er noch einmal mit geladenem Gewehr die Kanzel besteigen! ... Ich freute mich, da Ihr kamet und nun frage ich: „Reis't Ihr bald, Pathe?"

„Mit geladenem Gewehr die Kanzel besteigen?" wiederholte Werdmüller, den dieser Gedanke zu frappiren schien. „La, la, Pathchen! Der Vater ist mir der erträglichste aller Schwarzröcke und Du bist mir die liebste aller Figuren. Ich will dem Alten eine Genugthuung geben. Weißt Du was? ich gehe morgen bei Euch zur Kirche — das rehabilitirt den Vater zu Stadt und Lande."

Rahel schien von dieser Aussicht wenig erbaut. „Pathe," sagte sie, „Ihr habt mich aus der Taufe gehoben und das Gelübde gethan, auf mein zeitliches und ewiges Heil bedacht zu sein. Für das letztere könnet Ihr nichts thun, denn es steht in diesem Punkte bei Euch selbst sehr windig. Aber ist das ein Grund, auch mein zeitliches zu ruiniren? Ihr solltet, scheint mir, im Gegentheil darauf denken, mich wenigstens auf dieser Erde glücklich zu machen — und Ihr macht mich unglücklich!" Sie zerdrückte eine Thräne.

— „Vortrefflich raisonnirt," sagte der General. „Pathchen, ich bin der Berggeist und Du hast drei Wünsche bei mir zu gut."

„Nun," versetzte das Fräulein, auf den Scherz eingehend. „Erstens: Heilt den Vater von seiner ungeistlichen Jagdlust!"

— „Unmöglich. Sie steckt im Blute. Er ist ein Werdmüller. Aber ich kann seiner Leidenschaft eine unschädliche Bahn geben. Zweitens?"

„Zweitens." . . . Rahel zögerte.

„Laß mich an Deiner Stelle reden, Mädchen. Zweitens: Gieb dem Hauptmann Leo Kilchsperger Urlaub zu Werbung, Verlöbniß und Heirat."

— „Nein!" versetzte Rahel lebhaft.

— „Er ist ein perfecter Cavalier."

— „Einem perfecten Cavalier hängt manches um und an, worauf ich Verzicht leiste, Pathe."

— „Ein beschränkter Standpunkt."

— „Es ist der meinige, Pathe."

— „Meinetwegen — Also ein anderes Zweites. Zweitens, Berggeist, verschaffe dem Candidaten Pfannenstiel die von ihm begehrte Feldkaplanei in venetianischen Diensten."

— „Nimmermehr!" rief die Werdmüllerin. „Was? der Unglückliche begehrt die Feldkaplanei unter Euerm venetianischen Gesindel? Der zarte und gute Mensch? Darum ist er zu Euch gekommen?"

Der General bejahte. „Ich rede es ihm nicht aus."

— „Redet es ihm aus, Pathe. Grassirt nicht Pest und Fieber in Morea?"

— „Zuweilen."

— „Liest man nicht von häufigen Schiffbrüchen im adriatischen Meere?"

— „Hin und wieder."

— „Ist die Gesellschaft in Venedig nicht ganz entsetzlich schlecht?"

— „Die gute ist dort wie allenthalben und die schlechte ganz vortrefflich."

— „Pathe, er darf nicht hin, um keinen Preis!"

— „Gut. Also ein anderes Zweites verbunden mit dem Dritten: Berggeist, mache den Candidaten Pfannenstiel zum wohlbestellten Pfarrer von Mythikon und gib mich ihm zur Frau!"

Rahel wurde feuerroth. „Ja, Berggeist," sagte sie tapfer.

Diese resolute Antwort gefiel dem General aus der Maßen.

„Er ist eine reinliche Natur," lobte er, „aber ihm fehlt die Männlichkeit, welche die Figuren unwiderstehlich hinreißt —"

— „Bah," — machte sie leichthin und fuhr entschlossen fort: „Pathe, Ihr habt ein Dutzend Feldschlachten gewonnen, Ihr verderbt Euern listigsten Feinden in der Hofburg das Spiel, Ihr seid ein

berühmter und welterfahrner Mann — wendet ein Hunderttheilchen Eueres Geistes dazu an, mich — was sage ich — uns glücklich zu machen, und wir werden es Euch zeitlebens Dank wissen."

Der General ließ sich auf die leere Steinbank nieder und legte in tiefem Nachdenken die Hände auf die Kniee, wie eine ägyptische Gottheit. So berührte er die beiden Pistolen in seinen Taschen; es blitzte in seinen scharfen grauen Augen plötzlich auf und er brach in ein unbändiges Gelächter aus, wie er seit Decennien nicht mehr gelacht hatte, in ein wahres Schulbubengelächter. Da er zugleich aufgesprungen war, rasch dem Innern der Halbinsel sich zukehrend, wiederholte ein Echo diesen Ausbruch ausgelassener Lustigkeit in so geisterhafter und grotesker Weise, daß es war, als hielten sich alle Faune und Panisken der Au die Bäuchlein über einen tollen und gottvergessenen Einfall.

Der General beruhigte sich. Er schien in raschen Gedanken seinen Plan zu prüfen. „Zähle auf mich, mein Kind," sagte er väterlich.

— „Hört, Pathe, dem Papa darf kein Leides geschehen!"

— „Lauter Gutes."

— „Pfannenstiel darf nicht gezaust werden!"

Werdmüller zuckte die Achseln. „Der spielt eine ganz untergeordnete Rolle."

— „Und Ihr werdet Euern Spaß dabei haben?" fragte das Mädchen gespannt, denn das Gelächter hatte sie doch etwas bedenklich gemacht.

— „Ich werde meinen Spaß daran haben."

— „Kann es nicht mißlingen?"

— „Der Plan ist untadelig, aber etwas Chance gehört zu jedem Erfolg."

— „Und mißlingt es?"

— „So bezahlt Rudolf Werdmüller die Zeche."

Noch einmal besann sich das Mädchen recht ernstlich; aber ihre resolute Natur trug den Sieg davon. Sie hatte überdies ein unbedingtes Vertrauen zu der verwegenen Combinationsgabe und selbst in gewissen Grenzen zu der Loyalität ihres Verwandten. Daß ein schadenfroher Streich mitlaufen werde, wußte sie, — es war das eben der Kaufpreis ihres Glückes, — aber sie wußte auch, daß Werdmüller sie lieb habe und seinen Spuck darum nicht allzu weit treiben würde. Zudem lag etwas in ihrem Blute, das eine rasche, wenn auch gewagte Lösung einer nagenden Ungewißheit vorzog.

„An's Werk, Rübezahl!" sagte sie. „Wann beginnst Du Dein Treiben, Berggeist?"

— „Morgen Mittag bist Du Braut, Kindchen. Ich verreise Montag in der Frühe."

— „Adieu, Berggeist!" grüßte sie enteilend und warf ihm eine Kußhand zu, während er ihr nachsah und seine Freude hatte an ihrem schlanken und sichern Gange.

VI.

Zu später Abendstunde saßen der General und der Candidat an einer reichbesetzten und glänzend erleuchteten runden Tafel sich gegenüber in einem geräumigen Saale, dessen helle Stuccwände mit guten, in Oel gemalten Schlachtenbildern bedeckt waren.

Werdmüller wußte, welche Poesie das „Tischlein, deck' dich!" für einen in dürftigen Verhältnissen aufgewachsenen Jüngling hat; aber auch an geistiger Bewirthung ließ er es nicht fehlen. Er erzählte von seinen Fahrten in Griechenland, er rühmte die Naturwahrheit der Landschaften und der Meerfarben in der Odyssee, er ließ die edeln und maßvollen Formen eines hellenischen Tempels vor den Augen des entzückten Candidaten aufsteigen, — kurz, er machte ihn glücklich.

Seiner davon unzertrennlichen militärischen Abenteuer gedachte er nur im Vorbeigehen, aber so drastisch, daß Pfannenstiel in der Nähe des alten Lanzenknechtes sich als einen herzhaften und verwegenen Mann fühlte, während Werdmüller in der naiven Bewunderung seines Zuhörers um einige Dezennien sich verjüngte und erleichterte.

So achtete es Pfannenstiel nicht groß, als der General in der Hitze des Gespräches ihm auf den Leib rückte, von den vier breiten flachen Knöpfen, die sein Gewand zwischen den schmächtigen Schultern vorn zusammenhielten, den obersten abriß und denselben, nachdem er ihn einer kurzen Betrachtung unterworfen, in einen dunkeln Zimmerwinkel warf, dann an einem der mittlern drehte, bis dieser nur noch an einem Faden hing.

Zwischen den Birnen und dem Käse aber änderte sich die Szene. Der General hatte gegen seine Gewohnheit — er war längst ein mäßiger Mann geworden — einige Gläser feurigen Burgunders geleert und da er, wie man zu sagen pflegt, einen grimmigen Wein trank, begann es ihn denn doch ein Bischen zu wurmen, daß die schöne und tapfere Rahel ihr Herz an einen sanftmüthigen, unkriegerischen Menschen,

noch dazu an einen „Faffen" verschenkt hatte, und sein Dämon nöthigte ihn, den Candidaten, den er doch leiden mochte, zu gutem Ende noch einmal unbarmherzig zu foppen.

Er befahl dem aufwartenden Hassan, Pulverhorn und Kugelbeutel zu bringen, zog die beiden Terzerole aus seinen Rocktaschen und legte sie vor sich auf die Tafel.

„Die Rahel mag Euch," wendete er sich jetzt an den Candidaten, „aber wollt' Ihr sie zum Weibe gewinnen, müßt Ihr dem schönen Kind einmal als ein ganzer Mann entgegentreten. Das wird ihr einen bleibenden Eindruck machen und Ihr dürft Euch dann ruhig die eheliche Schlafmütze über die Ohren ziehen. — Mein Plan ist ganz einfach: Ich gehe morgen in Mythikon zur Kirche — erstaunt nicht, Pfannenstiel, ich bin kein Heide — und lade mich bei dem Vetter Pfarrer zu Mittag. Natürlich bleibt Rahel zu Hause und besorgt den Tisch, Ihr aber gewinnt bei währendem Gottesdienste auf Schleichwegen die Pfarre, entführt das Mädchen, bringt es hieher und, während Ihr sie küßt, armire ich die zwei eisernen Kanonen, die Ihr auf dem Hausflur gesehen habt, und vertheidige den schmalen Damm, der meine Insel mit dem Festlande verbindet. Treffen! Unterhandlung! Friedensschluß!"

Wäre der Candidat in seiner natürlichen Verfassung gewesen, er hätte diese Soldatenschnurre belächelt, aber der starke Wein war ihm in den Kopf gestiegen.

„Entsetzlich!" rief er aus, fügte dann aber nach einer Pause und erleichtert hinzu: „und unmöglich! Die Rahel würde niemals einwilligen."

— „Sie wird! Ihr erscheint, werft Euch zu ihren Füßen: Entflieh mit mir! oder" . . . Er ergriff ein Pistol und setzte es sich an die rechte Schläfe.

— „Sie ist eine Christin!" rief der erhitzte Candidat.

— „Sie wird und muß wollen! Jede Figur wird von der männlichen Elementarkraft bezwungen. Kennt Ihr die neueste deutsche Literatur nicht? . . . . den Lohenstein, den Hoffmannwaldau?"

— „Sie wird nicht wollen — nimmermehr!" wiederholte Pfannenstiel mechanisch.

— „Dann fahrt Ihr ab — glorios mit Donner und Blitz!" und Werdmüller drückte los. Der Hahn schlug nieder, daß es Funken stob.

Jetzt ermannte sich Pfannenstiel. Die ihm so nahe gelegte ungeheure Freventhat und sein Schauder davor gaben ihm die Besinnung

wieder und ernüchterten sein Gehirn. Auch fiel ihm die Warnung Rosenstock's ein. Er narrt und quält Dich boshaft, sagte er sich, Du bist ja ein geistlicher Mann und hast es mit einem schlimmen Feinde der Kirche zu thun.

Ein Hohnlächeln zuckte in den Mundwinkeln des ihn beobachtenden, scharf beleuchteten Gesichtes, das in diesem Augenblicke einer grotesken Maske glich. Der Candidat erhob sich von seinem Sitze und sprach nicht ohne Würde:

„Wenn das Euer Ernst ist, so verweile ich keine Minute länger unter einem Dache, wo eine mehr als heidnische Verruchtheit gelehrt wird; ist es aber Euer Scherz, Herr Werdmüller, wie ich es glaube, so verlaße ich Euch ebenfalls, denn einen einfachen Menschen, der Euch nichts zu Leide gethan hat, zu hänseln und zu verhöhnen, das ist nicht christlich, nicht einmal menschlich — das ist teuflisch."

Ein schöner, ehrlicher Zorn flammte in seinen blauen Augen und er schritt der Thüre zu.

„La, la," sagte der General. „Was frühstückt Ihr morgen? Eier, Rebhuhn, Forelle?"

Pfannenstiel öffnete und enteilte.

„Der Mohr wird Euch auf's Zimmer leuchten! Auf Wiedersehen morgen beim Frühstück!" rief ihm Werdmüller nach.

Der Alleingebliebene lud sorgfältig das leichtspielende Pistol mit Pulver und stieß einen derben Pfropfen nach. Das schwerspielende ließ er ungeladen. Beide übergab er dem Mohren mit dem Befehl, dieselben in seinen schwarzen Sammetrock zu stecken. Dann ergriff der General einen Leuchter und suchte sein Lager auf.

VII.

Der Candidat eilte in raschem Laufe dem Damme zu, durch welchen die Südseite der Insel mit dem festen Lande zusammenhing. Oft hatte er, da er sich im verflossenen Frühjahre in Mythikon aufhielt, den Sitz des damals in Deutschland bataillirenden Generals mit neugierigen Augen gemustert, ohne ihn je zu betreten. Er wußte, daß der Damm gegen seine Mitte hin durch ein alterthümliches kleines Thor und eine Brücke unterbrochen war, aber er war gewiß, kein Hinderniß zu finden, da dieses Thor, wie er sich erinnerte, niemals geschlossen wurde, sich auch nicht schließen ließ, da es keine Thorflügel hatte.

Jetzt erreichte er das Ufer und erblickte zu seiner Linken die Linie des Dammes. Aber, o Mißgeschick! der von dem dämmernden Hintergrunde scharf abgehobene Balken der Brücke schwebte in der Luft und bildete statt eines rechten, einen spitzen Winkel mit dem Profil der Pforte, an deren Steinbogen er durch zwei Ketten befestigt war. Das Thor, die aufgezogene Brücke, die kleine Verbindungslinie der Ketten — alles ließ sich mit überzeugender Deutlichkeit unterscheiden; denn der Mond gab genügendes Licht und in dem leeren, nicht zu überspringenden Zwischenraume flimmerte sein Wiederschein in dem silbernen Gewässer. Pfannenstiel war ein Gefangener. Unmöglichkeit durch das Moor zu waten! Er wäre, da er die Furten des tückischen Röhrichts nicht kannte, bei den ersten Schritten versunken und hätte ein klägliches Ende genommen. Rathlos stand er am Inselgestade, während aus dem Sumpfe dicht vor seinen Füßen ein volltöniges Brekeker, Koar, Koar erscholl.

Gerade an jenem Abend war unter den Fröschen der Au ein junger Lyriker von bedeutender Begabung aufgetaucht, der das feste und gegebene Motiv der Froschlyrik so keck in Angriff nahm und so gefühlvoll behandelte, daß der begeisterte Chor nicht müde wurde, die vorgesungene Strophe mit unersättlichem Enthusiasmus zu wiederholen. Auf den Kandidaten freilich machte das leidenschaftliche Gequäcke einen tief melancholischen Eindruck, als steige es aus den Sümpfen des Acheron empor.

In halber Verzweiflung wollte er nun über den Damm nach der Pforte eilen, ob sich die Zugbrücke mit Anstrengung aller Kräfte nicht senken ließe, da gewahrte er, noch einmal vorwurfsvoll nach dem unheimlichen Landhause sich umwendend, eine ihm entgegenwandernde Helle und nach wenig Augenblicken stand Hassan mit einem Windlicht in der Faust an seiner Seite. Mit unterthäniger Zuthunlichkeit redete ihm der gutmüthige Mohr zu, in die von ihm geflohene Wohnung zurückzukehren.

„Langweilig Frosch, geistlicher Herr!" radbrechte Hassan, „Schloß an Zugbrücke — Zimmer bereit!"

Was war zu thun? Nichts anderes als Hassan zu folgen. In der großen, auf den gepflasterten Hausflur mündenden Küche entzündete der Mohr zwei Kerzen und leuchtete dem Candidaten die Treppe hinan. Auf der zweitobersten Stufe ergriff er ihn rasch am Arme: „Nicht erschrecken, geistlicher Herr," flüsterte er. „Schildwache vor Zimmer von General."

Und in der That, da stand eine Schildwache. Hassan beleuchtete sie mit der Kerze und Pfannenstiel erblickte ein Skelet, das die Knochenhände auf eine Muskete gestützt hielt und an dem über die Rippen gekreuzten und blank gehaltenen Lederzeuge Patrontasche und Seitengewehr der zürcherischen Landmiliz trug. Ein kleines dreieckiges Hütchen war auf den hohlen Schädel gestülpt.

Der Kandidat fürchtete das Bild des Todes nicht, er war mit demselben von Amtswegen vertraut, ja er hatte eine gewisse Vorliebe für die warnende und erbauliche Erscheinung des Knochenmannes. Aber wer war der Mensch, der da drinnen unter der Hut dieser gespenstischen Wache schlief? Und welche seltsame Lust fand er daran, mit den ernstesten Dingen sein freveles Gespötte zu treiben?

Jetzt öffnete der Mohr das zweitäußerste Zimmer der Seeseite und stellte die beiden Leuchter auf den Kamin. Pfannenstiel, dessen Wangen glühten und fieberten, trat an's Fenster, um es zu öffnen; Hassan aber hielt ihn zurück. „Seeluft ungesund,“ warnte er und machte die Flügelthüre eines Nebenzimmers auf, um dem Erhitzten in unschädlicher Art mehr Luft zu verschaffen. Dann entfernte er sich mit einem demüthigen Gruße.

Der Candidat schritt eine gute Weile in der Kammer auf und nieder, um seine erregte Phantasie zur Ruhe zu bringen und den wunderlichsten Tag seines Lebens einzuschläfern. Aber das gefährlichste Abenteuer desselben war noch unbestanden.

Aus dem von Hassan geöffneten Nebenzimmer klang ein leiser Ton, wie ein tiefer Athemzug. Hatte die streichende Nachtluft die Falten eines Vorhanges bewegt oder war ein Käuzlein an den nur halb geschlossenen Jalousien vorbeigeflattert?

Der Candidat hemmte seinen Schritt und horchte. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieses nächste Zimmer, das letzte der Fassade kein anderes seink önne, als die Räumlichkeit, welche der Schiffer Bläuling der Türkin des Generals angewiesen hatte.

Die Möglichkeit einer solchen Nähe brachte den unbescholtenen jungen Geistlichen begreiflicherweise in die größte Angst und Unruhe, doch nach kurzer Ueberlegung beschloß er in die berüchtigte Kammer muthig hineinzuleuchten.

Er betrat einen reichen türkischen Teppich und stand, sich zur Rechten wendend, vor einem lebensgroßen Bilde, welches von vergoldetem üppigen Blätterwerk eingerahmt war und die ganze, dem Fenster

gegenüberstehende Wand des kleinen Cabinettes füllte. Das Bild war von einem Niederländer oder Spanier der damals kaum geschlossenen glänzenden Epoche in jener naturwarmen, bestrickenden Weise gemalt, die den Neuern verloren gegangen ist. Ueber eine Balustrade von maurischer Arbeit lehnte eine junge Orientalin mit den berauschenden dunkeln Augen und glühenden Lippen, bei deren Anblicke die Prinzen in Tausend und Einer Nacht unfehlbar in Ohnmacht fallen.

Sie legte den Finger an den Mund, als bedeute sie den vor ihr Stehenden: Komm', aber schweige!

Pfannenstiel, der nie etwas auch nur annähernd Aehnliches erblickt hatte, wurde tief und unheimlich erschüttert von der Verlockung dieser Geberde, der Sprache dieser Augen. Es tauchte etwas ihm bis heute völlig unbekannt Gebliebenes in seiner Seele auf, etwas, dem er keinen Namen geben durfte — eine brennende Sehnsucht, die glückselige Möglichkeit ihrer Erfüllung! Vor diesem Bilde begann er an so übergewaltige Empfindungen zu glauben und vor ihrer Macht zu erbeben . . .

Plötzlich wandte sich der Candidat, lief in sein Schlafgemach zurück und begnügte sich nicht, die Thüre zu verschließen, er schob noch den Riegel und drehte zuletzt den Schlüssel um. Nun glaubte er sein Lager gesichert und begrub sich in die Kissen desselben.

Doch kaum war er entschlummert, so trat das schöne Schemen durch die Thüre, ohne sie zu öffnen, und nahm tückisch Gestalt und Antlitz der Rahel Werdmüller an, ihren maidlichen Wuchs, ihre feinen geistigen Züge. Aber ihre Augen schmachteten wie die der Orientalin und sie legte den Finger an den Mund.

Nun kam eine böse, schlimme Stunde für den armen Candidaten. Er wollte fliehen und wurde von einer dämonischen Gewalt zu den Füßen des Mädchens hingeworfen. Er stammelte unsinnige Bitten und machte sich verzweifelte Vorwürfe. Er umfaßte ihre Kniee und verurtheilte sich selbst als den ruchlosesten aller Sünder. Rahel, erst erstaunt, dann strengblickend und unwillig, stieß ihn zuletzt empört von sich weg. Jetzt stand der General neben ihm und reichte ihm das Pistol. „Die Figur", docirte er, „wird bezwungen von der männlichen Elementarkraft." Dem Candidaten wurde wie von eisernen, teuflischen Krallen der Arm gebogen, und er setzte sich die tödtliche Waffe an die rechte Schläfe. „Fliehe mit mir!" stöhnte er. Sie wandte sich ab. Er drückte los, und erwachte, nicht in seinem Blute, aber in kaltem Schweiße gebadet. Dreimal trieb ihn der quälende Halbtraum in diesem

Kreislaufe von Begierde, Frevel und Reue herum, bis er endlich das Fenster aufriß und im reinen Hauche der heiligen Frühe in einen tiefen beruhigenden Schlaf versank.

Er erwachte nicht, bis Hassan mit warmem Wasser in's Zimmer trat und auf seinen Befehl die Jalousien öffnete. Ein himmlischer, innig blauer Tag und das bald halb verwehte, bald vollhallende Geläute aller Seeglocken drang in die Traumkammer.

„General Kirche gegangen“, sagte der Mohr. „Geistlicher Herr frühstücken?“ —

VIII.

Und der Mohr log nicht.

Rudolf Werdmüller wandelte in dem Augenblicke, da sich sein Gast dem Schlummer entriß, schon unweit der Kirche von Mythikon unter den sonntäglichen Schaaren, welche alle dahinführenden Wege und Fußsteige bevölkerten.

Der sonst so rasche Schritt des Generals war heute ein gemessener und seine Haltung durchaus würdig und untadelig. Er war in schwarzen Sammt gekleidet und trug in der behandschuhten Rechten ein mit schweren vergoldeten Spangen geschlossenes Gesangbuch.

Seltsam! Werdmüller, der seit Langem jede Kirche gemieden hatte, stand bei den Mythikonern in dem schlimmen Rufe und der schwefelgelben Beleuchtung eines verhärteten Freigeistes, es war ihnen eine ausgemachte, nicht anzufechtende Thatsache, daß ihn über kurz oder lang der Teufel holen werde — und dennoch waren sie herzlich erfreut, ja gerührt, ihn auf ihrem Kirchwege einherschreiten zu sehen. Sie sahen in seinem Erscheinen durchaus nicht einen Akt der Buße, denn sie liebten es nicht und hielten es für schmählich — hierin den griechischen Dramatikern ähnlich — wenn eine erwachsene Person ihren Charakter wechselte; sie trauten es dem Generale zu, daß er konsequent bleibe und resolut ins Verderben fahre. Die Mythikoner faßten vielmehr den Kirchgang des alten Kriegsmannes als eine Höflichkeit auf, als eine Ehre, die er der Gemeinde erweise, als einen öffentlichen Abschiedsbesuch vor seinem Abgange in's Feldlager.

Das Grüßen nahm kein Ende und jeder Gruß ward von dem heute ausnahmsweise Leutseligen mit einem Nicken oder einem kurzen freundlichen Worte erwiedert. Nur ein altes Weib, das böseste in der Gemeinde, stieß ihre blödsinnige Tochter zurück, die den General

angaffte, und raunte ihr vernehmlich zu: Verbirg Dich hinter mir, sonst nimmt er Dich und macht Dich zur Türkin!

Weniger erfreut über den Anblick des ungewohnten Kirchgängers war der Pfarrer Wilpert Werdmüller, als er, mit Mantel und Kragen angethan, aus dem Thore seines Hofraumes trat, in dessen Mitte hinter einem altergrauen Brunnen zwei mächtige Pappeln sich leis im Winde wiegten. Seine Ueberraschung war eine vollständige; denn Rahel hatte geschwiegen.

Der Pfarrer, ein Sechziger von noch rüstigem Aussehen und nicht gerade geistreichen, aber männlichen Gesichtszügen, mochte den General als einen versuchten Waidmann in Wald und Feld wohl leiden; daß er aber seine Erbauung gerade in der Kirche von Mythikon suchte — das hätte er ihm gerne erlassen.

Je unwillkommener, desto höflicher war der General. Er zog den Hut, dann nahm er den Pfarrer an der Hand und führte ihn in den Flur seines Hauses zurück. Gerade in diesem Augenblicke setzte die schöne, morgenfrische Rahel ihren Fuß auf die unterste Stufe der Treppe, sonntäglich angethan und ebenfalls ein kleines in schwarzen Sammet gebundenes Gesangbuch in der Hand.

„Kind, Du bist reizend! eine Nymphe!“ begrüßte sie Werdmüller. „Lasse Dich väterlich auf die Stirn küssen!“

Sie weigerte sich nicht und der kleine, aber fest und wohlgebaute General richtete sich auf den Fußspitzen empor, um die feine weiße Stirn des hochgewachsenen Mädchens zu erreichen, eine eher komische als zärtliche Gruppe.

„Bittest Du mich nach der Predigt zu Tische, Alter?“ fragte Werdmüller.

„Selbstverständlich!“ versetzte der gastfreundliche Pfarrer. „Rahel bleibt zu Hause und besorgt die Küche.“

Das willige Mädchen fügte mit einem leichten Knixe hinzu: „Wir bedanken uns, Pathe!“ und eilte in das obere Stockwerk zurück.

„Ich bringe Dir etwas mit, Alter“, lächelte der General.

„Gewehr?“ fuhr der Pfarrer heraus und seine Augen leuchteten.

Werdmüller nickte bejahend und zog unter dem breiten Schooße seines Sammetrockes ein Pistol hervor. Die vornehme Façon und der damascirte Lauf des kleinen Meisterstückes der damaligen Büchsenschmiedekunst stachen dem Pfarrer gewaltig in die Augen. Seine ganze Leidenschaft erwachte. Werdmüller trat mit ihm aus dem dämmerigen Flur

durch die Hinterthüre der Pfarre in den Garten, um ihn die kostbare kleine Waffe im vollen Tageslichte bewundern zu lassen.

Die ganze Langseite des Hauses war mit einer ziemlich niedrigen Weinlaube bekleidet; an dem einen Ende dieses grünen Bogenganges hatte der Pfarrer vor Jahren eine steinerne Mauer mit einer kleinen Scheibe aufführen lassen, um sich, an der entgegengesetzten Oeffnung Posto fassend, während seiner freien Stunden im Schießen zu üben.

„Aus der Levante?“ fragte er, sich des Pistols bemächtigend.

„Venetianische Nachahmung. Sieh hier die verschlungene Chiffre GG, — bedeutet Gregorio Gozzoli“, rühmte Werdmüller.

„Ich erinnere mich, diesen Schatz von Pistölchen in Deiner Waffenkammer auf der Au gesehen zu haben, — aber war es nicht ein Pärchen?“

„Du träumst ...“

„Ich kann mich geeirrt haben. Spielt das kleine Ding leicht?“

„Leider ist der Drücker etwas verhärtet und ich möchte das fremde Meisterstücklein keinem hiesigen Büchsenmacher anvertrauen, er würde mir es verderben.“

„Etwas hart? thut nichts!“ sagte der Pfarrer. Er nahm trotz Mantel und Kragen am einen Ende der Laube Stellung. Auf dem linken Fuße ruhend, den rechten vorgesetzt, zog er den Hahn und krümmte den Arm.

Eben verstummten die Glocken auf dem nahen Kirchthurme und das Auszittern ihrer letzten Schläge verklang in dem Gesumme der Wespen, die sich geräuschvoll um die noch nicht geschnittenen Goldtrauben der Laube tummelten.

Der Pfarrer hörte nichts — er drückte und drückte mit dem Aufgebot aller Kraft.

„Pfui, Alter, was schneidest Du für Grimassen?“ spottete Werdmüller. „Gieb her!“ Er entriß ihm die Waffe und legte seinen eisernen Finger an den Drücker. Der Hahn schlug schmetternd nieder. „Du verlierst Deine Muskelkraft, Vetter! Dich entnervt die gliederlösende Senectus! Ich muß Dir den Mechanismus geschmeidiger machen lassen. Vielleicht versteht sich mein Hassan darauf, er ist ein Tausendkünstler.“ Der General ließ die schmucke kleine Waffe in die Tiefe seiner Tasche gleiten.

„Nein, nein, nein!“ rief der Pfarrer leidenschaftlich, „Du hast es mir einmal geschenkt! Ich lasse es nicht mehr aus den Händen! ...“

Zögernd hob der General das Pistol wieder hervor — nicht mehr dasselbe. Er hatte es, der alte Taschenspieler, mit dem auch für ein schärferes und ruhiges Auge nicht leicht davon zu unterscheidenden Zwillinge verwechselt.

Der Pfarrer hielt die Waffe kaum wieder in der Hand, als er sich von neuem in Positur stellte, denn er war ganz Feuer und Flamme geworden, und Miene machte, den Hahn noch einmal zu spannen.

Der General aber fiel ihm in den Arm. „Hernach!“ redete er ihm zu. „Donnerwetter! Es hat längst ausgeläutet.“

Herr Wilpert Werdmüller erwachte wie aus einem Traum, besann sich, lauschte. Es herrschte eine tiefe Stille, nur die Wespen summten.

Er steckte das Pistol eilig in die geräumige Rocktasche und die Vettern beschritten den kurzen, jetzt völlig menschenleeren Weg nach der nahen Kirche.

IX.

Als die zwei Werdmüller den heiligen Raum betraten, war er schon bis auf den letzten Platz gefüllt. Im Schiffe saßen rechts die Männer, links die Weiber, im Chore, das Antlitz der Gemeinde zugewendet, die Kirchenältesten, unter ihnen der Krachhalder.

Zwei breite, oben durch ein großes Halbrund verbundene Mauerpfeiler schieden Chor und Kirche. An dem rechts gelegenen schwebte die Kanzel und am Fuße der steilen Kanzeltreppe befand sich der einzig leer gebliebene Sitz, der mit Schnitzwerk verzierte Stuhl von Eichenholz, welchen der Pfarrer während des Gesanges einzunehmen pflegte. Diesen wies er jetzt dem General an und bestieg ohne Verzug die Kanzel. Der Verspätete hatte Eile, der Gemeinde die Nummer des heutigen Kirchenliedes zu bezeichnen.

Es war das beliebteste des neuen Gesangsbuchs, ein Danklied für die gelungene Lese, erst in neuerer Zeit verfaßt und aus Deutschland gekommen, mit dreisten und geschmacklosen Schnörkeln im damaligen Rokokostyle, aber nicht ohne Klang und Farbe.

Jede Strophe begann mit der Aufforderung, den Geber alles Guten vermittelst eines immer wieder andern Instrumentes zu loben. Dem Autor mochte ein Kirchenbild vorgeschwebt haben. Aber nicht jene zarten musicirenden Engel Giambellini's, auf welche das Dichterwort seine Anwendung findet:

Da geigen die Geiger so himmlisch klar,
Da blasen die Bläser so wunderwunderbar ...

Nein! sondern die auf einer robusten Wolke lagernde und mit allen möglichen Instrumenten ausgerüstete pausbackige himmlische Hofkapelle irgend eines Bravourbildes aus der Rubens'schen Schule.

„Frohlocket, frohlocket! ..." erscholl es heiter und volltönig in dem schönen, reinlichen Raume, durch dessen acht Spitzbogenfenster das leuchtende Blau des himmlischen Tages hereinquoll.

Der General, dessen Eintritt ein wohlgefälliges Gemurmel erregt hatte, wendete sein gesammeltes Antlitz der Gemeinde zu, konnte aber mit einer ungezwungenen Wendung des Kopfes leicht den hohen Sitz beobachten, wo sein Vetter horstete. Eben jetzt warf er einen Blick hinauf. Der Seelsorger von Mythikon, der das Jubellied schon oft gehört hatte und seiner ebenfalls schon oft gehaltenen Predigt sicher war, betastete leise seine Tasche.

„Posaunet, posaunet! ..." dröhnte es durch das Schiff. Werdmüller schielte die Kanzeltreppe hinauf. Der Vetter hatte das kleine Terzerol aus der Tasche gezogen und betrachtete es hinter der hohen Kanzelbrüstung mit Augen der Liebe.

„Drommetet, drommetet! ..." sangen die Mythikoner. Durch die Trompeten hindurch hörte der General deutlich ein scharfes Knacken, als würde droben ein Hahn aufgezogen. Er lächelte.

Jetzt kam die letzte, die Lieblingsstrophe der Mythikonerinnen: „Und flötet, o flötet! ..." sangen sie, so schön sie konnten. Der General warf wieder einen verstohlenen Blick nach der Kanzel hinauf. Spielend legte der Pfarrer eben seinen dicken Finger an den Drücker; wußte er doch, daß er die Feder mit aller Gewalt nicht bewegen konnte. Aber er zog ihn gleich wieder zurück, und die sanften Flöten verklangen.

Der General unten an der Kanzel legte in gedrückter Stimmung sein Gesicht in Falten.

Jetzt betete der geistliche Herr, der das kleine Gewehr in seine geräumige Tasche zurückgleiten ließ, in aller Andacht die Liturgie und las dann den Text aus der großen, ständig auf dem Kanzelbrete lagernden Bibel. Es war der herrliche siebenundvierzigste Psalm, der da beginnt: Frohlocket mit Händen, alle Völker, lobet Gott mit großem Schalle!

Frisch und flott ging es in die Predigt hinein und schon war sie über ihr erstes Drittel gediehen. Noch einmal lauerte der General

empor, sichtlich enttäuscht, mit einem fast vorwurfsvollen Blicke, der sich aber plötzlich erheiterte. Der Pfarrer hatte im Feuer der Action, während seine Linke vor allem Volke gestikulirte, mit der durch die Kanzel gedeckten Rechten instinctiv das geliebte Terzerol wieder hervorgezogen. „Lobet Gott mit großem Schalle!“ rief er aus, und, paff! knallte ein kräftiger Schuß. Er stand im Rauch, und, als er wieder sichtbar wurde, quoll die blaue Pulverwolke langsam um ihn empor und schwebte wie ein Weihrauch über der Gemeinde.

Entsetzen, Schreck, Erstaunen, Aerger, Zorn, ersticktes Gelächter, diese ganze Tonleiter von Gefühlen fand ihren Ausdruck auf den Gesichtern der versammelten Zuhörer. Die Kirchenältesten im Chor aber zeigten entrüstete und strafende Mienen. Die Lage wurde bedenklich.

Jetzt wendete sich der General mit einer zugleich leutseligen und imponirenden Geberde an die aufgeregten Mythikoner:

„Lieben Brüder, laßt Euch den Schuß nicht anfechten. Bedenket: es ist nach menschlicher Voraussicht das letzte Mal, daß ich mich in Eurer Mitte erbaue, ehe ich diesen meinen sterblichen Leib den Kugeln preisgebe. — Und Ihr, Herr Pfarrer, zeigt Euch als einen entschlossenen Mann und führt Euern Sermon zu Ende.“

Und wirklich, der Pfarrer setzte unerschrocken wieder ein und fuhr in seiner Predigt fort. unbeirrt, ohne den Faden zu verlieren, ohne sich um ein Wort zu vergreifen, zu stottern oder sich zu versprechen.

Alles kehrte wieder in die Ordnung zurück. Nur das blaue Pulverwölkchen wollte sich in dem geschlossenen Raume gar nicht verlieren und schwebte hartnäckig über der Gemeinde, bald im Schatten, bald von einem Sonnenstrahl beleuchtet, bis seine Umrisse immer ungewisser wurden und sich endlich auflösten.

X.

Während der Pfarrer seine Predigt tapfer zu Ende führte, hatte die daheim gebliebene Rahel der alten Babeli und dem zur Aushülfe von dieser herbeigeholten Nachbarskinde ihre Befehle gegeben und trat jetzt, ein Körbchen und ein kleines Winzermesser in der Hand, vor die hintere Hausthüre, um einige ihrer reifen sonnegebräunten Goldtrauben von der Laube zu schneiden.

Da sah sie, sich gerade gegenüber, wo der Fußsteig um die von der Landstraße abliegende Seite des Gartens lief, ein seltsames Schauspiel.

Ein unheimlicher Mensch stützte die Hände auf den Zaun, schwang sich mit fliegenden Rockschößen in einem wilden Satze über die Hecke und kam ihr stracks entgegen. Kaum traute sie ihren Augen. Konnte er es sein? Unmöglich! Und doch, er war es.

Pfannenstiel hatte das Frühstück, welches ihm der dienstbeflissene Mohr im Speisesaale auf der Au vorsetzte, kaum berührt. Es trieb ihn fort über die jetzt gesenkte Zugbrücke, bergan, der Pfarre von Mythikon zu. Er wußte, daß er die Straßen und Steige, wenn auch nur für kurze Zeit, noch leer fand. Das orientalische Schemen war im Morgenwinde verflattert; aber wie himmlisch leuchtend und frisch der Herbsttag aus seinen Nebelhüllen hervortrat, einer der gestern empfangenen Eindrücke war wie ein Stachel in der aufgeregten Seele des Candidaten haften geblieben.

Ihm fehle die Männlichkeit, hatte der General ihm vorgehalten, die einen unfehlbaren Sieg über das Weibliche davontrage. Das gab dem Candidaten zu schaffen und da sich ihm eine nächste Gelegenheit bot, etwas nach seiner Ansicht Kühnes zu unternehmen, und gerade das, wozu der General ihn aufgefordert hatte, so entschloß sich der Verwilderte, Rahel, wenn auch ohne Feuerwaffe, mit einem Morgenbesuche zu überraschen.

Der Sprung über die Hecke war dann freilich keine Heldenthat gewesen, sondern eine Flucht vor den ersten heimkehrenden Kirchgängern, die er zwischen den Bäumen der Landstraße zu sehen glaubte.

Wie er sich mit unternehmender Miene und in entschiedener Haltung dem Mädchen näherte, erschrack dieses ernstlich über sein Aussehen, seine fiebernden Augen, die Blässe und Abspannung, wie sie eine schlaflose Nacht auf dem Antlitze zurückläßt. Auch der herabhängende, halb abgedrehte Knopf und die Leere, die der andere weggerissene gelassen, entgingen ihr natürlich keinen Augenblick und vollendeten den beängstigenden Eindruck.

„Um Himmelswillen, was ist Euch, Herr Vikar?“ sagte das Mädchen. „Seid Ihr krank? Ihr habt etwas Verstörtes, Fremdes an Euch, das mich erschreckt! O der heillose Pathe, — was hat er mit Euch vorgenommen? Er gelobte mir doch, Euch nichts anzuthun, und nun hat er Euch gänzlich zerrüttet! Erzählt mir haarklein, was Euch auf der Au zugestoßen — vielleicht weiß ich Rath.“

Als ihr der Candidat in die verständigen und doch so warmen Augen blickte, ward er sich urplötzlich dessen bewußt, was ihn eigentlich

hergetrieben. Der Kobold des Abenteuers, der sich beim ersten Schritte, den er auf der Au gethan, ihm auf den Nacken gesetzt hatte, sprang von seinem Rücken und ließ ihn fahren.

Bis in's Kleinste beichtete er den klaren braunen Augen seine Erlebnisse auf der Insel, nur die Vision der Türkin weglassend, die ja eine Ausgeburt seines erhitzten Gehirns gewesen war. Er gestand ihr, ihn habe der Vorwurf des General's, ihm fehle das Männliche, verblüfft und beunruhigt, auch jetzt könne er noch nicht darüber hinwegkommen. Und er bat sie, ihm aufrichtig zu sagen, ob hier ein Mangel sei und wie dem abzuhelfen wäre.

Rahel betrachtete ihn ein Weilchen fast gerührt, dann brach sie in ein helles Gelächter aus.

„Der Pathe trieb mit Euch sein Spiel", sagte sie, „aber daß er Euch das griechische Abenteuer widerrieth, war recht. Ihr wolltet aus Eurer eigenen Natur heraus und er hat Euch heimgespottet . . . Warum auch? Wie Ihr seid, und gerade wie Ihr seid, gefallt Ihr mir am Besten. Die ungeistliche Waidlust meines Vaters hat mir genug schwere Stunden gemacht! Für mich lob' ich mir den Mann, der unsern Dorfleuten mit einem erbaulichen, durchsichtigen Wandel vorleuchtet, unsern Zehntwein schluckweis trinkt, seine Frau lieb hat und zuweilen von einem bescheidenen und gelehrten Freunde besucht wird! . . . Diese Cavaliere! Ich habe übergenug von ihren Tafeldiskursen, wenn sie den Vater mit Roß und Wagen überfallen! — Der Pathe hat Euch gestern in so manches eingeweiht, hat er Euch nicht auch den Streich erzählt, den er mit achtzehn Jahren seinem jungen Weibe spielte? Sie gelüstete nach Spanischbrötchen, wie man solche in Baden bäckt. „Ich hole sie Dir warm!" sagte er galant, sattelte und verritt. In Baden legte er die Brötchen in eine Schachtel und eine Zeile dazu, er verreise in's schwedische Lager. Diesen Abschied sandte er durch einen Boten, ihn selbst aber sah sie viele Jahre nicht wieder. Das hättet Ihr nicht gethan!" Und sie reichte dem stillen Vikar die Hand.

„Aber jetzt muß ich Euch sogleich die Knöpfe befestigen", setzte sie rasch hinzu, „es thut mir in den Augen und in der Seele weh, Euch in diesem Zustande zu sehen! Setzt Euch!" — dabei zeigte sie auf ein Bänklein unter der Laube — „ich hole Zwirn und Nadel."

Pfannenstiel gehorchte und sie entsprang mit dem traubengefüllten Körbchen.

Nun kam es über ihn wie Paradiesesglück. Licht und Grün, die niedrige Laube, das bescheidene Pfarrhaus, die Erlösung von den Dämonen des Zweifels und der Unruhe!

Sie freilich, die ihn davon befreit hatte, war selbst von Unruhe ergriffen. Welchen Streich hatte der General geplant, oder schon ausgeführt? Sie machte sich Vorwürfe, ihm freie Hand dazu gegeben zu haben.

In der Küche erfuhr sie, der Herr Pfarrer habe sich mit dem General eingeschlossen und bald darauf seien die Kirchenältesten langsam und feierlich die Treppe hinaufgeschritten. Etwas Unerhörtes müsse in der Kirche vorgefallen sein.

Der Fischkuri, der ihr aus seinem Troge Forellen brachte, wurde von ihr befragt; aber er war nicht zum Reden zu bringen und schnitt ein dummes Gesicht.

Bestürzt eilte das Mädchen in ihre Kammer und mußte lange suchen, ehe sie Nadel und Zwirn fand.

XI.

Nachdem der Gottesdienst zu Mythikon ohne weitere Störung sein Ende genommen hatte, waren die Vettern nebeneinander in die nahe Pfarre zurückgeschritten, der Seelsorger zur Rechten des Generals, ohne sich um den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu kümmern, welcher in den Mienen der ihnen Begegnenden unverkennbar zu lesen war.

Dort öffnete der geistliche Werdmüller sein Studirzimmer, ließ den weltlichen wie einen straffälligen armen Sünder nachkommen und verschloß sorgfältig die Thüre. Dann trat er dicht an den Frevelthäter heran. „Vetter General,“ sagte er, „Du hast an mir gehandelt als ein Schelm und ein Bube!“ und er machte Miene, ihn am Kragen zu packen.

„Hand weg!“ entgegnete dieser. Soll ich mich mit Dir raufen, wie weiland mit dem Vetter Zeugherr von Stadelhofen in der Rathslaube zu Zürich, als wir uns die Perrücken zausten, daß es nur so stob! Bedenke Dein Amt, Deine Würde!“

„Mein Amt, meine Würde!“ wiederholte der Pfarrer langsam und schmerzlich. Eine Thräne netzte seine graue Wimper. Mit diesen vier schlichten Worten war dasselbe ausgedrückt, was uns in jener großartigen Tirade erschüttert, mit welcher Othello von seiner Vergangenheit und seinem Amte Abschied nimmt.

Der General schluckte. Die Thräne des alten Mannes war ihm entschieden zu viel.

„La, la," tröstete er, „Du hast eine prächtige Kaltblütigkeit gezeigt. Auf meine Ehre, ein echter Werdmüller! Es ist ein Feldherr an Dir verloren gegangen."

Aber die Schmeichelei verfing nicht. Auch der Moment der Wehmuth war vorübergegangen."

„Womit habe ich Dich beleidigt?" zürnte der Entrüstete. „Habe ich je in meiner Kirche auf Dich gestichelt oder angespielt? Habe ich Dich nicht in Deinem Heidenthume völlig werden lassen und Dich gedeckt, wie ich konnte? — Und zum Danke dafür hast Du mir hinterlistig das Pistol vertauscht, Du Gaukler und Taschenspieler! — Warum beschimpfst Du meine grauen Haare, Kind der Bosheit? Weil es Dir in Deiner eigenen Haut nicht wohl ist!" . . .

„La, la," sagte der General.

Es pochte. Die Kirchenältesten von Mythikon traten in die Stube, dem Krachhalder den Vortritt lassend, und stellten sich in einem Halbkreise den Werdmüllern feierlich, fast feindselig gegenüber. Der General las in den langen gefurchten Gesichtern, daß er mit seinem lästerlichen Scherze das dörfliche Gefühl empfindlich beleidigt hatte.

In der That, der Krachhalder, auf den sie Alle hinhörten, war in den Tiefen seiner Seele empört. Wenn er sich auch den abenteuerlichen Vorfall nicht ganz erklären konnte, setzte er ihn doch unbedenklich auf die Rechnung des Generals, welcher, die Schwäche seines geistlichen Vetters sich zu Nutze machend, ein landkundiges Aergerniß habe anstiften wollen. Dem Krachhalder lag die Ehre seiner Gemeinde am Herzen und er hatte das Mythikonerkirchlein mit seinem schlanken Helme und seinen hellen acht Fenstern aufrichtig lieb. — Süß war ihm nach dem Schweiße der Woche der Kirchgang im reinlichen Sonntagsrocke und den Schnallenschuhen, süß und nachdenklich Taufe und Bestattung, die den Gottesdienst und das menschliche Leben begrenzen und einrahmen, süß das Angeredetwerden als sterblicher Adam und unsterbliche Seele, süß das Kämpfen mit dem Schlummer, das Uebermanntwerden, das Wiedererwachen; süß das kräftige Amen, süß das Zusammenstehen mit den Aeltesten auf dem Kirchhofe und die Begrüßung des Pfarrers, süß das gemüthliche Heimwandeln.

Man mußte ihn sehen, den ehrbaren Greis mit dem scharfgezeichneten Kopfe, wenn er bei einer Armensteuer, nach der Aufforderung des

Herrn Pfarrers zu schöner brüderlicher Wohlthat, das Wasser in den Augen, aus seinem Geldbeutel ein rothes Hellerchen hervorgrub! —

Kurz, der Krachhalder war ein kirchlicher Mann und das Herz blutete, oder richtiger gesagt, die Galle kochte ihm, die Stätte seiner sonntäglichen Gefühle verunglimpft und lächerlich gemacht zu sehen.

„Was führt Euch hieher?" redete der General ihn an und fixirte ihn mit blitzenden Augen so scharf, daß der Krachhalder, der trotz seines guten Gewissens das nicht wohl ertragen konnte, mit seinen Augensternen nach rechts und links auswich, bis es ihm endlich gelang, Stand zu halten.

„Macht aus einer Mücke keinen Elephanten!" fuhr Werdmüller, ohne die Antwort zu erwarten, fort. „Nehmt den Schuß als einen verspäteten aus der Lese, oder, in Teufels Namen, für was Ihr wollt!" —

„Die Lese war mittelmäßig," erwiederte der Kirchenälteste mit verhaltenem Grimme, „und der Schuß ist ein recht böser Handel, Ihr Herren Werdmüller! Ich besitze eine Chronik von Stadt und Land; darinnen steht verzeichnet, daß vor Jahren einem jungen geistlichen Herrn, der seiner Braut über den heiligen Kelch hin mit verliebten Augen zuwinkte ....." der Krachhalder machte an seinem Halse das Zeichen eines Schnittes.

„Donnerwetter!" fuhr der General ungeduldig dazwischen.

„Ich habe zu Hause auch eine Ketzergeschichte," sprach der Krachhalder hartnäckig fort, „darinnen alle Trennungen und Sekten von Anfang der Welt an beschrieben und abgebildet sind. Aber kein Adamit oder Wiedertäufer hat es je unternommen, bei währender Predigt einen Schuß abzugeben. Das, Herr Pfarrer, ist eine neue Religion."

Dieser seufzte. Das Beispiellose seiner That stand ihm deutlich genug vor Augen.

„Man wird den Schuß in Zürich untersuchen," drohte jetzt der unbarmherzige Bauer, „die Synagoge," er wollte sagen Synode, „wird darüber sitzen. Es thut mir leid für Euch, Herr Pfarrer; aber ich hoffe, sie thut einen scharfen Spruch. Auch so wird uns der Spott nicht erspart werden und das ist das Schlimmste, denn der Spott hat ein zähes Leben an unserm See. Wenn ich nur dran denke, wird es mir, beim Eid, schwarz vor den Augen. Das ganze rechte Ufer da drüben lacht uns aus. Keinen Schoppen können wir mehr trinken in Meilen oder Küßnacht, ohne daß sie uns verhöhnen in allen Tonarten

und Liederweisen. Der Schuß von Mythikon stirbt nicht am See, so wenig als in Altorf der Tellenschuß. Er haftet und lebt bei Kind und Kindeskind. Ich berufe mich auf Euch, Herr General", fuhr er fort, und die alten Augen leuchteten boshaft, „Ihr wißt, was das heißen will! Wie lange ist es her, daß Ihr von Rapperswyl abzogt? Damals wurdet Ihr von den Katholischen besungen, und, glaubt Ihr's? das lebt noch. Ihr seid ein verrühmter, abfigürter Mann, aber was hilft das? Erst vorgestern noch fuhr ein volles Pilgerschiff von Richterswyl her um die Au mit großem Lärm und Gesang. Ich stand in meinem Weinberg und denke: die Narren! — Gegen Euer Haus hin werden sie still. „„Das macht der Respekt"" sag' ich zu mir selbst. Ja, da hatt' ich es getroffen. Kaum sind sie recht unter Euern Fenstern, so bricht das Spottliedlein los. Ihr wißt das, wo sie den Werdmüller heimschicken zur Müllerin! Gut, daß Ihr verritten wart! Meineidig geärgert hab' ich mich in meinen Reben ..."

„Schweigt!" fuhr ihn der General zornig an; denn der alte Schimpf jener aufgehobenen Belagerung brannte jetzt noch auf seiner Seele, ja schärfer als früher, als wäre er mit jener Tinte verzeichnet, die erst nach Jahren schwarz und unvertilglich hervortritt.

Doch er beherrschte sich und wechselte den Ton. „Etwas Confusion gehört zu jeder Comödie", sagte er, „aber wenn sie ihren Höhepunkt erreicht hat, muß ihr eine rasche Wendung zu gutem Schlusse helfen, sonst wird sogar die Verrücktheit langweilig.

Herr Pfarrer und liebe Nachbarn!

Gestern bis tief in die Nacht habe ich an meinem Testamente geschrieben und es Schlag zwölf Uhr unterzeichnet. Ich kenne Euer warmes Interesse an allem was ich thue, lasse und nachlasse; erlaubt denn, daß Ich Euch Einiges daraus vorlese."

Er zog eine Handschrift aus der Tasche und entfaltete sie. „Den Eingang, wo ich ein Bischen über den Werth der Dinge philosophire, übergeh' ich ... „„Wenn ich Rudolf Werdmüller jemals sterbe ..."", doch das gehört auch nicht hieher", ... er blätterte weiter. „Hier! „„Schloß und Herrschaft Elgg, die ich aus den redlichen Ersparnissen meines letzten Feldzuges erworben, bleibt als Fideikommiß in meiner Familie,"" u. s. w. „„Item — Sintemal diese Herrschaft eine treffliche aber vernachlässigte Jagd besitzt und eine mit den Beutestücken eben jener Campagne versehene, aber noch unvollständige Waffenkammer, so verfüge ich, daß nach meinem Ableben mein Vetter, der Herr Pfarrer

Wilpert Werdmüller, benanntes Schloß und Herrschaft bewohne und bewerbe, die Jagd herstelle, die Waffenkammer vervollkommne und überhaupt und in jeder Weise bis an sein Ende frei darüber schalte und walte, wenn anders dieser geistliche Herr sich wird entschließen können, sein in Mythikon habendes Amt niederzulegen und antistite probante an den Candidaten Pfannenstiel zu transferiren, welchem Candidaten ich mein Pathenkind, die Rahel Werdmüllerin zur Frau gebe, nicht ohne die väterliche Einwilligung jedoch, und mit Hinzufügung von dreitausend Zürchergulden, die ich dem Fräulein, in meinen Segen eingewickelt, hinterlasse.““

„Uff“, schöpfte der General Athem, „diese Sätze! Eine verteufelte Sprache das Deutsche!“ —

Der Pfarrer kam sich vor wie ein Schiffbrüchiger, den dieselbe Welle begräbt und an's Land trägt. Seine Jagdleidenschaft abgerechnet ein verständiger Mann, erkannte er sofort, daß ihm der General den einzigen und dazu einen höchst angenehmen Weg öffne, der ihn aus Schimpf und Schande führen konnte.

Er drückte seinem Uebel- und Wohlthäter mit einer Art von Rührung die Hand. Die Mythikoner aber lauschten gleichsam mit allen Gliedmaßen, denn es schwante ihnen, daß jetzt sie an die Reihe kämen, beschenkt zu werden.

„Ich vermache denen Mythikern“, fuhr der General fort und sein Bleistift flog über das in seiner Linken gehaltene Papier, denn er skizzirte den durch die Eingebung des Augenblickes entstandenen Paragraphen, „„denen Mythikern vermache ich jene in ihre Gemeindewaldung am Wolfgang eingekeilte, zu zwei Dritteln mit Nadelholz, zu einem Drittel mit Buchen bestandene Spitze meines Besitzthums, in der Weise, daß die beiden Marksteine des Gemeindegutes zu meinen Ungunsten durch eine gerade Linie verbunden werden.““ — Heute noch — auf Ehrenwort und vor Zeugen — erhält dieser Zusatz mit meiner Unterschrift seine Endgültigkeit“, erklärte der General, „in der Meinung jedoch und unter der Bedingung, daß der heute, wie eine unverbürgte Sage geht, in der Kirche von Mythikon abgefeuerte Schuß zu den ungeschehenen Dingen verstoßen und, soweit er Realität hätte, mit einem ewigen Schweigen bedeckt werde, welches sich die Mythiker eidlich verpflichten, weder in diesem Leben zu brechen, noch jenseits des Grabes am jüngsten Tage und letzten Gerichte“

Der Krachhalder war während dieser Mittheilung äußerlich ruhig geblieben, nur die Nasenflügel in dem übrigens gelassenen Gesicht zitterten ein wenig, und seine Fingerspitzen hatten sich um ein Kleines einwärts gebogen, als wolle er das Geschenk festhalten. „Herr General, so wahr mir Gott helfe!“ rief er jetzt und hob die Hand zum Schwure; Werdmüller aber schloß:

„Widrigenfalls und bei gebrochenem Schweigen ich dies Vermächtniß bei meiner Rückkehr aus dem bevorstehenden Feldzuge umstoßen und vertilgen werde. Wäre mir dies nicht möglich, wegen eingetretenen Sterbefalles, so schwöre ich, mich den Mythikern als Geist zu zeigen und zur Strafe ihres Eidbruches zwischen Zwölf und Eins ihre Dorfgasse abzupatroulliren. — Werdet Ihr die Bedingung erfüllen können, Krachhalder?“

„Wahnwitzig müßten wir sein“, betheuerte dieser, „wenn wir nicht das Maul hielten!“

„Und Eure Weiber?“

Der alte Bauer machte mit gehobenem Arme eine Bewegung, die sagen wollte: „Dafür laßt uns Mythikoner sorgen.“

„Aber, Krachhalder, stellt Euch vor, ich sei aus dem Reiche zurück“, sagte der General freundlich, „wir sitzen unter meiner Veranda, ich lege Euch so wie jetzt die Hand auf die Schulter, stoße mit Euch an und wir plaudern allerlei. Dann sag' ich so im Vorbeigehen: Jener Schuß hat gut gekracht!“ ...

„Welcher Schuß? — Das lügt Ihr, Herr General!“ rief der Kirchenälteste mit einer sittlichen Entrüstung, die komischer Weise durchaus nicht gespielt war, sondern das Gepräge vollkommener Aufrichtigkeit trug.

Werdmüller lächelte zufrieden.

„Jetzt heim, Ihr Männer!“ mahnte der Alte. „Damit kein Unglück geschehe, muß in einer Viertelstunde das ganze Dorf wissen, daß der Schuß ... will sagen, daß wir heute eine gute Predigt gehört haben.“

Er drückte dem Pfarrer die Hand: „Und Euch, Herr General“, sagte er, „reiche ich sie als Eidgenosse.“

„Verzieht einen Augenblick“, befahl Werdmüller, „und seid Zeugen, wie ein glücklicher Vater zwei Hände zusammenlegt. Der Vikar kann nicht ferne sein. Trogen mich nicht die Augen, so sah ich ihn von Ferne über eine Hecke voltigiren mit einem Salto, den ich ihm nie zugetraut hätte.“

„Rahel, mein Kind, schnell!“ rief der Pfarrer durch die geöffnete Thüre in's Haus hinein.

„Gleich, Vater!“ scholl es zurück; aber nicht aus dem Innern der Wohnung, sondern von außen durch das Weinlaub des Bogenganges herauf.

Rasch blickte der General aus dem Fenster und gewahrte durch das Blattgitter seine Schützlinge in einer Gruppe, die er sich durchaus nicht erklären konnte.

„Hervor, Hirt und Hirtin, aus Arkadiens Lauben!“ rief der alte Soldat.

Da schritt Rahel unmuthig erröthend unter dem schützenden Blätterdache hervor und betrat mit Pfannenstiel, den sie mitzog, ein kleines von Edelobstbäumen umzogenes Rondell, das hart vor den Fenstern der Studirstube lag, aus denen der General mit den neugierigen Kirchenvorstehern herunterschaute.

Das Fräulein hielt eine Nadel in der gelenken Hand und befestigte vor aller Augen einen herabhangenden Knopf am Rocke des Candidaten. Sie ließ sich in der Arbeit nicht stören. Erst nachdem sie den Faden gekappt hatte, heftete sie die braunen Augen, in denen Ernst und Uebermuth kämpften, fest auf ihren wunderlichen Schutzgeist und rief ihm zu:

„Pathe, Ihr habt mir in kurzer Zeit den Herrn Vikar fast zerstört und zu Grunde gerichtet. Wohl mußt' ich ihn wieder in Ordnung bringen, damit er vor Gott und Menschen erscheinen könne! Was aber habt Ihr mit dem obersten Knopfe angefangen, der hier mangelte, und den ich durch einen des Vaters ersetzen mußte? — Schafft ihn zur Stelle, oder ...“ Sie erhob die Nadel mit einer so trotzigen und blutdürstigen Geberde gegen den General, daß die Männer alle in schallendes Gelächter ausbrachen.

Als die vergnügten Kirchenältesten sich entfernt hatten, traten Pfannenstiel und Rahel vor den Pfarrer, der sie verlobte und segnete. Dann gab der würdige Herr seinem künftigen Schwiegersohne noch eine kurze Ermahnung:

„Was war das, Herr Vikar? An der Kirche vorüberschlüpfen, — abgerissene Knöpfe! . . . Wo bleibt da die Würde, das Amt?“

Dann wandte er sich gegen den General: „Ein Pärchen!“ sagte er, „nun das Andere! Gebt her, Vetter!“

Und er langte ihm ohne Umstände in die Rocktasche, hob daraus das hartspielende Pistol, zog dann das in der Kirche entladene, leichtspielende aus der seinigen und hielt sie vergleichend zusammen.

So begab es sich, daß der Schuß von Mythikon todtgeschwiegen und, im Widerspiel mit dem Tellenschusse, aus einer Realität zu einer blassen wesenlosen Sage verflüchtigt wurde, die noch heute als ein heimathloses Gespenst an den schönen Ufern unsres Sees herumschwebt.

Aber auch wenn die Mythikoner geplaudert hätten, der General konnte sein Testament nicht mehr entkräften, denn er hatte die Eichen der Au zum letzten Male gesehen.

Sein Ende war rasch, dunkel, unheimlich. Eines Abends beim Lichteranzünden ritt er mit seinem Gefolge in ein deutsches Städtchen ein, stieg im einzigen schlechten Wirthshause ab, berief den Schöffen zu sich und ordnete Requisitionen an. Ein paar Stunden später wurde er plötzlich von einem Krankheitsanfalle niedergeworfen und Schlag Mitternacht hauchte er seine seltsame Seele aus.

Zwei rivalisirende zürcherische Gelehrte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **G. Meyer von Knonau.**

„Weil unter den freien Gemeinwesen, welche nicht durch den Befehl eines einzigen Fürsten gelenkt werden, zu unserer Zeit nach Vieler Urtheil der helvetische Freistaat nach Venedig die erste Stelle einnimmt, so habe ich oft gehört, wie auswärtige Leute frugen, was denn dieses Staates Gestalt und Weise sei, da es denselben wunderbar erschien, daß so viele Völker durch Errichtung eines Bündnisses in so kurzer Frist gleichsam in eine einzige Bürgerschaft hätten zusammenwachsen können und daß sie in eben derselben in so vielen Jahren fest und einträchtig auszuharren vermöchten" —: mit diesen Worten eröffnete Josias Simler 1573 das erste Buch seines lateinisch geschriebenen Handbuches, De republica Helvetiorum libri duo. Es war die letzte Arbeit des gelehrten und unermüdlich fleißigen Mannes, welche auf die Presse der Froschauer'schen Buchdruckerei durch denselben gegeben wurde; denn Simler starb noch im gleichen Jahre, wo das Werk erschien, 1576. Sein Tod, gleich im nächsten Jahre nach demjenigen Bullinger's, gehört zu jenen empfindlichen Verlusten, welche Zürich an seinen geistigen Kräften in den Jahrzehnten nach der Mitte des Reformationsjahrhunderts erlitt. Simler's Voraussetzung, seine in dem Buche niedergelegte gedrängte Geschichte und übersichtliche Darstellung der Verfassung, des politischen und gesellschaftlichen Zustandes der Eidgenossenschaft werde auf die Fragen der wißbegierigen Fremden eine genügende Antwort sein, hat sich glänzend erfüllt. Denn noch 1576 selbst kamen eine deutsche und eine französische Uebersetzung heraus, und tief in das zweitfolgende Jahrhundert hinein dauerte die eifrige Nachfrage nach dem Buche fort, der Art, daß der berufene Kenner unserer geschichtlichen Litteratur, welcher in einem lehrreichen Neujahrsblatte in wohlverdienter Weise Simler's Andenken erneuerte, im Ganzen sieben lateinische, zwölf deutsche, acht französische, zwei holländische Ausgaben, zum Theil ergänzte neue Bearbeitungen, aufzählen konnte. Bis 1738 reichen die letzten dieser nahezu dreißig, außer in Zürich

und Genf, in Paris, Antwerpen, Leyden — bei den Elzevier —, in Delft und Amsterdam gedruckten Auflagen.

Simler's so viel gesuchtes und gelesenes Werk ist ganz eigentlich nur eine Staatsschilderung. Nach einer äußerst anmuthigen Einleitung über das Leben der Schweizer in Krieg und Frieden folgen Abschnitte über die Tagsatzung — Publici conventus sive senatus Helvetiæ — und das eidgenössische schiedsgerichtliche Verfahren, dann Darstellungen des Staatslebens in den einzelnen Gruppen der dreizehn Orte, zuerst der Städte mit Zunftverfassung — Zürich, Basel, Schaffhausen —, dann derjenigen Städte, „welche der Zünfte entbehren" — Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn —, endlich der sechs „Gaue, welche der Städte entbehren und in Dörfern wohnen", also der Landsgemeindeorte; daran schließen sich die zugewandten Orte, sowie die verbündeten Orte, die Abtei und die Stadt St. Gallen, Graubünden und Wallis, Biel, weiter die gemeinen Herrschaften — Respublicæ populorum qui communi Helvetiorum imperio reguntur —, wobei die besser berechtigten Städte, — oppida stipendiaria — Baden, Bremgarten und Frauenfeld, und unter den Landvogteien diejenigen von Baden, Thurgau, Sargans, Rheinthal sammt der Freiherrschaft Hohensax, sowie die italienischen Unterthanenlande, eigene Abschnitte bilden. Ganz und gar keine Erdbeschreibung, keine Beschreibung des Landes, sondern einzig die Menschen und ihre Zustände haben also diese bedeutende Theilnahme auf sich gezogen, daß Simler's Handbuch stets neue Auflagen erleben, zu einer immer wachsenden Bedeutung gelangen konnte.

Man irrt wohl kaum bei der Annahme, daß die „exteri homines", welche die von Simler dargebotene Belehrung begehrten, überwiegend dem englischen Volke angehörten. Denn von den Glaubensflüchtlingen, welche vor den Verfolgungen der katholischen Königin Maria aus der Heimat gewichen waren, hatten mehrere der bedeutendsten dem jungen Professor der Theologie in Zürich sich enge angeschlossen, und auch nach ihrer Rückkehr war die innige Freundschaft mit Simler rege geblieben, so daß derselbe lange den Wunsch hegte, ihren Einladungen einmal zu folgen und England zu besuchen, und nur durch seine früh sich einstellende Kränklichkeit davon abgehalten wurde. Den protestantischen Gesinnungsgenossen in England schien es werthvoll, bis in das Einzelnste über die Verfassungsverhältnisse der schweizerischen Städte sich unterrichten zu können. Allein auch in Frankreich ward nur ein Jahr nach dem erstmaligen Erscheinen, bereits 1577, ein königliches Privileg für die Ver-

öffentlichung einer Uebersetzung — es war schon die dritte französische — gegeben.

Seit Simler's Zeit hat sich der Besuch der Schweiz durch die Fremden in einer uns allen wohlbekannten Weise vermehrt: — daß Quantität und Qualität auch hier nicht nothwendiger Weise einander deckende Begriffe sind, mag als zugegeben angenommen werden. Allein — oft nicht ohne eine mehr oder weniger künstlich zurecht gemachte Gleichgültigkeit oder Geringschätzung — es wenden sich nun diese Besucher zumeist einseitig unserer Hochgebirgsnatur zu, vor allem jenen Theilen, welche noch vor gar nicht allzu langer Zeit als „schröckliche Eisgebürge" gescheut waren und auch bei muthigeren Seelen, wenn sie sich hineinwagten, voran den Eindruck der „Seltsamkeit und Fürchterlichkeit" hervorriefen. So rasch wie möglich die volkreicheren Theile unseres Landes zu durchfliegen, in die abgelegensten Theile der Hochwelt einzudringen, da mit ganz wenigen Begleitern oder sogar ganz allein den kühnen Kampf mit den sich entgegenstellenden Hindernissen zu bestehen: das ist in der Gegenwart der ausgeprägteste Charakter gerade der hervorstechendsten Schweizerreisen, und diese an sich natürlich ganz berechtigte, wenn auch einseitige Richtung gehört gerade zu den Eigenthümlichkeiten der uns umgebenden, unser Leben bedingenden Cultur der Gegenwart. Gewiß nun freuen auch wir Eingeborene uns über die Großartigkeit unserer Alpen und nehmen eifrig an ihrer Erforschung Theil; aber ob gerade diese völlige Aenderung des Geschmackes, welche die Gletscher an die Stelle unserer Städte in den Vordergrund gerückt hat und aus den schweizerischen Menschen, indem sie ihnen zugleich vielfach die der Beachtung wirklich würdige Eigenart entzog, gewinnziehende Pförtner von Sehenswürdigkeiten machte, als eine uns selbst ehrende Erscheinung zu betrachten ist, das bleibt eine andere Frage.

Ein Abschnitt aus jener abgeschlossenen Zeit der weit mehr Staat und Geschichte bevorzugenden Litteratur über die Schweiz soll uns hier beschäftigen. Wir haben zu sehen, wie ein nur durch mittelbare Kunde über unser Land unterrichteter Nichtschweizer ein verhältnißmäßig vorzügliches Bild der Schweiz entwirft, worauf ein gelehrter Zürcher auf der dort gegebenen Grundlage ein weit größeres Werk selbständig aufbaut, ein zweiter zürcherischer Schriftsteller hinwieder unter scharfer Beurtheilung der beiden genannten Arbeiten dieselben durch ein eigenes drittes, allerdings besonders gegen des Landsmanns Buch gerichtetes Werk zu ersetzen sucht.

Der Begründer der neueren politisch-statistischen Methode der Geographie im 18. Jahrhundert, der bienenfleißige Anton Friedrich Büsching, hatte den vierten Band seiner „Neuen Erdbeschreibung" zum größeren Theile der Schilderung von „Helvetien" gewidmet. Ein Norddeutscher von Geburt, aus dem Schaumburg-Lippe'schen, und 1760 bei dem Erscheinen der ersten Auflage der Beschreibung der Schweiz Professor der Theologie in Göttingen -- er kam dann nach Petersburg, nach Altona, endlich nach Berlin, wo er 1793 in angesehener Stellung als Director des Gymnasiums zum grauen Kloster starb —, hat Büsching den Boden der Schweiz nie selbst betreten, so daß ein eigentliches Bild der Natur des Landes nicht erwartet werden konnte. Allein überhaupt war sein ganzes großes Werk, von welchem er, in zehn Bänden und dem Anfange des elften, Europa abzuschließen und Asien zu beginnen vermochte, nicht eigentlich, so wie wir heute ein derartiges Buch begehren, eine „Geographie", von der Art, wie sie die mustergültige Arbeit Daniel's auf Grundlage der Ritter'schen Reform der Erdbeschreibung bietet. Hinter der politischen Geographie tritt die physische Abtheilung der Aufgabe ganz in den Hintergrund zurück: ja, es ist, scharf zugesehen, eigentlich gar kein Versuch gemacht, dieselbe zu behandeln. Aber über die staatlichen Verhältnisse erfuhr man so viel Neues, und statistisches Material war so reichlich geboten, welches der Verfasser mit unendlichem Eifer von überall her erfahren, gewonnen, erlauscht hatte, und auch ängstlich als Staatsgeheimniß vielfach bisher verborgen gehaltener Stoff lag offen vor den Augen, daß man gerne über manche unvermeidlich gebliebene Irrthümer hinwegsah und dem Erdbeschreiber den besten Dank wußte. Büsching wurde einer der gelesensten Autoren; Uebersetzungen in fremde Sprachen folgten sich rasch; eine Auflage löste die andere ab, immer jede neuere mit gewissenhaften Verbesserungen und Nachträgen. Mir liegt der die Schweiz enthaltende Band in vierter Auflage vor, von 1773 — also in 13 Jahren — : 470 Seiten, etwas mehr als die Hälfte, sind Helvetien eingeräumt. Im „Vorberichte" freut sich Büsching sehr, daß diese seine Beschreibung die Ehre gehabt habe, im Lande selbst besondern Beifall zu finden, kann aber doch nicht unterlassen, beizufügen: „So lieb und ermunternd mir auch der Beyfall der Helvetier ist, so kann ich doch unmöglich denjenigen billigen, welchen Benedict Hurter, Buchhändler zu Schaffhausen, mir durch den unternommenen Nachdruck meiner Erdbeschreibung hat bezeigen wollen".

Nachdem Büsching's Beschreibung der Schweiz schon die zweite Auflage, 1762, erlebt hatte, ging aus Zürich vom Jahre 1765 an bis 1768 in vier starken Bänden eine „Genaue und vollständige Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenoßschaft, derselben gemeinen Herrschaften und zugewandten Orten" hervor. In einem Pfarrhause auf der Landschaft war von dem kenntnißreichen Verfasser die Arbeit vollzogen worden.

Johann Konrad Fäsi war aus einer jener zürcherischen Bürgerfamilien hervorgegangen, in welchen, bei aller Anspruchslosigkeit und gänzlicher Verzichtleistung auf äußere Geltung, ein reger, wissenschaftlicher Sinn, das schönste Erbe Zürich's aus der großen Zeit geistigen Aufschwungs im 16. Jahrhundert, fortlebte. Schon der Urgroßvater Benjamin, seines Berufes ein Schulmann, Ludimoderator, hatte dem Großvater Jakob freie Bewegung der wissenschaftlichen Neigungen gelassen und es ihm nicht verwehrt, die Theologie zu Gunsten mathematischer Studien aufzugeben, und ein gelehrter Astronom der Gegenwart fand diesen alten Kalendermacher Jakob Fäsi der Aufnahme in die Sammlung von Lebensbeschreibungen zur schweizerischen Culturgeschichte würdig. Dieses Astronomen gleichnamiger Sohn wurde zwar zu einem Handwerke bestimmt; aber, nachdem er seine Buchbinderei aufgegeben, benützte er die beim Betriebe eines Kleinhandels ihm bleibende Muße, um mit rührendem Fleiße Abschriften zu machen, historische Sammlungen anzulegen und auf dieser Grundlage eine allerdings bloß zusammengetragene, nicht auf eigentlich selbständigem Schaffen beruhende Arbeit, eine „Geschichte und Regimentbuch der Stadt Zürich", aufzurichten, welche in ihren achtzehn Folianten immerhin nicht ohne Werth ist. Doch dieses jüngern Jakob Sohn, Johann Konrad, wurde nun eine eigentliche wissenschaftliche Kraft.

Johann Konrad, 1727 geboren, war schon durch den Vater zu Forschungen über die vaterländische Geschichte angeregt und setzte dieselben neben seinen theologischen Studien fort. Weit weniger der Unterricht in den öffentlichen Schulen, als der Umgang mit den geistigen Zierden Zürich's, mit den Freunden Bodmer und Breitinger, war für den Jüngling förderlich: Fäsi zählt zu jenen zahlreichen jungen Zürchern, welchen aus dem Verkehr mit den beiden engverbundenen, gegenseitig sich ergänzenden Genossen die reichste für das Leben gewonnene Förderung zufloß. Eine Anstellung als Hauslehrer in der Familie des zürcherischen Obervogtes in Pfyn gab dann seinen geschichtlichen Arbeiten

die erstmalige bestimmte Richtung, und wenn auch die dort durchgeführte „Geschichte und Erdbeschreibung der Landgrafschaft Thurgäu" später nicht im Druck erschien, so war doch dieser Anfang schriftstellerischer Thätigkeit schöner Ermuthigung theilhaftig geworden; denn als der junge Verfasser seinen weitläufigen Entwurf dem verehrten Lehrer nach Zürich zur Einsicht und Prüfung einschickte, erhielt er denselben durch Bodmer mit der Bemerkung zurück, daß der Ausführung auch ohne Hülfe gewachsen sei, wer einen solchen Plan anlegen könne. Im Alter von dreißig Jahren von Pfyn nach Zürich zurückgekehrt, betheiligte sich der junge Geistliche eifrig an den Verhandlungen der von Bodmer zur Pflege vaterländischer Geschichte und Erdbeschreibung gestifteten helvetischen Gesellschaft, bis er 1764 an das Seeufer nach Uetikon befördert wurde, wo er bis zu seiner Uebersiedelung nach Flaach zwölf Jahre hindurch blieb. Allein nicht bloß mit der schweizerischen Historie wollte er sich beschäftigen; sondern schon 1763 und 1764 gingen aus seinen universalhistorischen Studien die „Abhandlungen über wichtige Begebenheiten der ältern und neuern Geschichte" hervor, welche sehr verschiedene, zum Theil weit auseinander liegende Aufsätze enthalten, über Karthago und Marc Aurel, über das jüngere burgundische Haus und über das Bündniß von Cambray, 1508, und Europa's politische Lage 1515 bis 1530, über die persischen Umwälzungen im Anfange des 18. Jahrhunderts und die polnische Thronfolge von 1733. Gleich nach der Beendigung des großen geographischen Werkes, welches allerdings seine bedeutendste Leistung blieb, unternahm dann Fäsi eine Uebersetzung des französischen Werkes Cardonne's über die Geschichte von Afrika und Spanien unter arabischer Herrschaft, welche 1770, mit einer Abhandlung des Bearbeiters über die spätere spanische Geschichte und mit chronologischen Tafeln vermehrt, erschien und von der Kritik einer zuvor in Nürnberg durch einen Herrn von Murr besorgten vorgezogen wurde. Selbständig kam noch in Fäsi's Todesjahr 1790 ein Beitrag zur Geschichte des Jahrhunderts: „Abhandlungen über den Utrechter Friedensschluß", welchem auch eine kurze Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges selbst beigegeben war, heraus. Aber außerdem hatte sich der fleißige Forscher, obschon seine freie Zeit durch die Geschäfte der zweiten Pfarrstelle erheblich eingeschränkt worden war, an mehreren auswärtigen wissenschaftlichen Zeitschriften betheiligt und besonders für die „Historischen Untersuchungen" und den „Geschichtforscher" des zuerst in Erfurt, dann in Erlangen die Professur der Geschichte bekleidenden Meusel Abhand-

lungen geliefert. Auch hier wieder richteten sich Fäsi's Studien zumeist auf den Anfang des 16. Jahrhunderts — Beiträge zur Geschichte des Herzogs Ulrich von Wirtemberg bot er hier unter anderm —; daneben finden sich eine Geschichte des lützelburgischen Kaiserhauses, eine Untersuchung über die historische Entwicklung des schweizerischen Freiburg, und beachtenswerth ist die Abhandlung über den Ursprung des Adels, der Freien, der Herren, der Grafen und der Leibeigenen in Obergermanien und Helvetien noch vor dem Ursprung der freien Eidgenossenschaft, welche im ersten Theil des „Geschichtforschers" steht. Ueberall in diesen Arbeiten, mögen dieselben auch jetzt längst überholt sein, erweist sich Fäsi als ein anerkennenswerther Forscher, welcher sich bemühte, neue Quellen aufzudecken und dieselben nebst den älteren mit Verständniß auszubeuten, und deutlich tritt sein Streben nach pragmatischer Geschichtschreibung hervor, in Erinnerung an Bodmer's Aufforderung, daß sich die Geschichte endlich von der trocken registrirenden Manier, der handwerklich chronologischen Form zu befreien habe. Auf den ersten Blick eine bloße Spielerei, bei genauerem Zusehen jedoch nicht ohne eine gewisse Bedeutung sind einige historische Arbeiten Fäsi's, welche 1775 und 1777 erschienen, nämlich Gespräche über wichtige Begebenheiten, welche hervorragenden Todten der Weltgeschichte in den Mund gelegt werden, oder es werden allgemeine Gegenstände verhandelt — etwa daß intolerante Fürsten ihre Staaten schwächen, oder Tod und Liebe für das Vaterland, oder die verderblichen Staatsgrundsätze des Papstthums. Da unterreden sich Kaiser Augustus und die Königin Elisabeth, Kaiser Karl V. und Montezuma, König Heinrich VII. von England und Columbus. Den Gegenstand der Unterhaltung des Cosimo de' Medici und des Jakob Fugger bildet die Erfahrung, daß Handelschaft allein eher schade, als nütze, wenn sie nicht Künste und Wissenschaften befördere, und Papst Leo X. und König Ludwig XIV. erörtern die Wahrheit, daß hinwieder eine solche Unterstützung der Künste und Wissenschaften durch Fürsten deren Fehler nicht ganz entschuldige. Man sieht schon hieraus, daß manche dieser Gespräche gut angelegt sind, und wenn auch die gelehrte Kritik in Deutschland, welche überhaupt kein Werk des Zürcher Landpfarrers sich entgehen ließ, sich nicht überall einverstanden erklären wollte, so ist doch mit dem Biographen Fäsi's zuzugestehen, daß es ein der Beachtung würdiger Versuch war, Urtheile über Politik und Handlungen, Charakter und Denkart der vorkommenden Personen und die geheimen Triebfedern und Ursachen der Begebenheiten in solcher Form freimüthiger zum Ausdruck zu bringen.

Allein Fäsi's Hauptwerk ist, wie schon angedeutet, seine „Staats- und Erdbeschreibung" geblieben. Der Verfasser legte in der „Vorrede" die nahe Beziehung seiner Arbeit zu der Büsching'schen selbst offenbar dar, indem er bei aller hohen Anerkennung für jenes Werk betont, daß doch allerlei höchst entschuldbare Fehler geblieben seien, die dem Schweizer den Wunsch nahe legten, eine eigene, von einem Eingeborenen geschriebene Schilderung zu empfangen: „Obgleich dieses Werk so viel vortrefliches, lehrreiches und zuverlässiges in sich faßt, obgleich seine Nachrichten hinreichen, der teutschen Nation eine richtige Kenntniß von dem Eidgenössischen Frey-Staat zu verschaffen, so findet doch der Eidgenosse selbst hier und dort Unrichtigkeiten, Mängel, auch allzukurze Beschreibungen, als daß er nicht hätte wünschen sollen, daß diesem durch eine vollständigere, genauere und zuverlässigere Beschreibung von einem Eidgenossen selbst möchte abgeholfen werden". Diesen Wunsch hätten sich nun, fährt Fäsi fort, die Herren Orell Geßner & Co. angeeignet und ihm die Arbeit übertragen, von welcher er einen ersten Band vorlege. Mit großer Bescheidenheit beurtheilt der Verfasser seine Arbeit, von vornherein einräumend, daß dieselbe vieler Berichtigungen bedürftig sein werde. Der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach, jener Vereinigung der besten Kräfte des Schweizerlandes, deren Anregungen so viele Förderungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verdanken waren, widmet Fäsi sein Buch „als ein Zeichen der schuldigen Dankbarkeit und der von ihr erhaltenen Aufmunterung und Beyhülfe", und schon dadurch war es ausgesprochen, daß eine bei aller Mäßigung freimüthige Auffassung und Beurtheilung in der Würdigung und Darstellung der schweizerischen Einrichtungen und Zustände hier zu Tage treten werde. Wirklich hätten dann auch einige Urtheile über bernerische Verhältnisse dem Buche dort nahezu den Weg verschlossen. Fäsi hatte der helvetischen Gesellschaft schon von Anfang als eines ihrer ersten Mitglieder angehört, und wenn er auch später an den Versammlungen nicht mehr theilnehmen konnte, blieb er derselben doch freundschaftlich verbunden, so daß ihm 1770 eine später allerdings ungedruckt gebliebene Fortsetzung der Tschudi'schen Chronik von der Gesellschaft übertragen wurde.

Fäsi's Arbeit fand die gebührende Anerkennung ganz besonders im Auslande. Büsching begrüßte das Werk des „in den historischen Wissenschaften geübten und berühmten Herrn Predigers", das durch ihn veranlaßt worden war, und lobte, wenn auch Mängel und Fehler — „und welches historische Werk ist ohne dergleichen" — darin seien, daß

dasselbe „von einem Liebhaber der Geographie sehr hoch zu achten" sei. In der Schweiz waren die Urtheilsfähigen gewillt, manche Versehen der von der Buchhandlung verschuldeten allzu großen Eilfertigkeit der Arbeit zuzuschreiben, unter Anerkennung des großen Fleißes und der Brauchbarkeit derselben. Die Berner fanden später in einer zweiten Auflage des ersten Bandes — 1768 — allerlei Unrichtigkeiten über ihren Canton ausgemerzt. Aber Andere liebten es, sich mehr an das einzelne Irrige, als an das allgemeine Gute der Leistung zu halten, die aufrichtigen Urtheile des wahrheitsliebenden Verfassers, welche ihnen mißfielen, zu tadeln; einzelne Beisteuernde — und der Verfasser hatte doch seinen zahlreichen Correspondenten so warmen Dank geäußert — wagten von entfremdetem Eigenthum zu reden, wenn sie ihre Beiträge nach ihrer Ansicht nicht genug hervorgehoben sahen.

Ganz besonders schien ein Anonymus sehr viel an Fäsi's Buch auszusetzen zu finden, welcher in „Anmerkungen bey dem Bücherlesen gemachet" am 11. September 1765 die „Staats- und Erdbeschreibung" in dem zürcherischen Wochenblatte: „Wöchentliche Anzeigen zum Vortheile der Liebhaber der Wissenschaften und Künste" zu besprechen begann und damit in einer längeren Reihe von Nummern, auch im folgenden Jahre, fortfuhr. Die Annahme lag sehr nahe, daß es der gleiche Recensent sei, welcher schon in den „Freymüthigen Nachrichten von Neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen" 1763 und dann 1764 im ersten Jahrgang jener an ihre Stelle getretenen „Wöchentlichen Anzeigen" den vierten Band von Büsching in ähnlicher widerwillig lobender und gerne tadelnder Weise mit einer gewissen bissigen Verdrossenheit zu zerfasern angefangen hatte. Denn in ähnlicher Art, wie dort zuweilen gar nicht nothwendige Bemerkungen gemacht wurden, nur damit sie die Weisheit des Einsenders leuchten lassen könnten, ist hier z. B. gleich im ersten Artikel Fäsi zum Vorwurfe gemacht, daß er das Kloster Rheinau auf eine Insel versetze: — „Rheinau stehet auf einer Schierinsel; das Mißverständniß von einer Insul kömmt daher, weil das Kloster durch einen Arm vom Rhein von der Stadt abgesöndert wird", — das ist also, nur mit anderen Worten, ein Zeugniß für die völlige Richtigkeit der angefochtenen Fäsi'schen Behauptung.

Ohne Zweifel wußte der Pfarrer von Uetikon sehr wohl, daß sein Kritiker auch in einem zürcherischen Pfarrhause sitze und dort zur Verkürzung seiner Muße seine Pfeile schnitze und entsende. Der „Bücherleser" der „Wöchentlichen Anzeigen" war kein Anderer, als der Pfarrer

Johann Konrad Füßli in Veltheim bei Winterthur, ein Mitbürger Fäsi's.

Füßli, 1704 geboren, hatte seine vierzehn ersten Jahre ferne von seiner Vaterstadt zugebracht. Sein Vater, ein sehr unterrichteter, aber unstäter Mann, war von Lübeck, wo ihn der Graf von Solms-Braunfels auf der Durchreise vor der reformirten Gemeinde predigen gehört hatte, nach dem Solms-Braunfels'schen Dorfe Oberwetz bei Wetzlar als Pfarrer berufen worden, von wo er aber bald nach Wetzlar anfangs als Pfarradjunct, später als Pfarrer übersiedelte. In eigenthümlicher Weise vernachlässigte der launische Vater die Ausbildung des begabten Knaben, und so kam es, daß derselbe aus eigenem Triebe in der Schule der Jesuiten zu Wetzlar dieselbe suchte und fand. Aber als Pfarrer Füßli 1718 starb, mußte der Sohn mit drei Schwestern die deutsche Reichsstadt verlassen und nach Zürich sich begeben, wo seine Verwandten ihn zum theologischen Studium, wie es scheint, ohne seine besondere Neigung, bestimmten. Nach Vollendung seiner Schulzeit und durchgeführter geistlicher Prüfung, wurde Füßli Hauslehrer und verlebte als solcher sechs Jahre im landvögtlichen Schlosse zu Eglisau; aber auch noch später galt er als ein guter Erzieher, und unter anderen Knaben aus guter Familie, welche in das Pfarrhaus Veltheim zu ihrer Ausbildung gebracht wurden, war auch ein Sohn des Chirurgen Hotz in Richterswil, des „alten Doctor Hotz", wie derselbe genannt ward, der spätere kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Hotze. Dann aber kam Füßli, noch ehe er 1742 seine Pfarrstelle antrat, in geschäftliche Verbindung mit der Buchhandlung Orell & Comp. und gerieth dadurch auf den Boden einer litterarischen Bethätigung, welche eine äußerst fruchtbare werden sollte. Er schrieb da 1735 die Prolegomena zu dem Thesaurus Historiæ Helveticæ, einer Sammlung historischer Quellenschriften, welche z. B. einen richtigeren Text des Johann von Winterthur brachte. Hernach reiste er 1736 selbst nach Deutschland, um im Auftrage der Verleger für das Geschäft zu wirken. Mit besonderem Eifer aber warf sich Füßli auf die Bearbeitung der Kirchengeschichte und auf die Sammlung und Zurechtlegung von Materialien für dieselbe. Dahin zählen die in fünf Bänden, 1740 bis 1750, erschienenen „Beiträge zur Erläuterung der Kirchen- und Reformationsgeschichten des Schweizerlandes", mit historisch-kritischen Anmerkungen, ferner 1742 die „Epistolarum ab ecclesiæ Helveticæ reformatoribus vel ad eos scriptarum centuria prima", in seinen letzten Jahren, 1772, die zweibändige „Unparteiische

Kirchen- und Ketzerhistorie mittlerer Zeiten", sowie 1776 „Lebensgeschichten des Andreas Bodenstein von Karlstadt und des Sebastian Castellio" —: ohne Ausnahme Arbeiten, welchen wissenschaftliche Tüchtigkeit und vorzügliche Brauchbarkeit, größeren Theils auch noch für die Gegenwart, ganz und gar nicht abgesprochen werden dürfen. Daneben gingen auch zahlreiche mehr gelegentliche Schriften einher, sowie Aufsätze für einheimische und auswärtige Zeitschriften, z. B. für das „Hamburgische Magazin" und das „Neue Hamburgische Magazin", welche theilweise auf die schweizerische Geschichte sich beziehen. Ebenso hatte er als seine allererste Arbeit 1734 eine neue lateinische Ausgabe — die zweitletzte — von Simler's Handbuch, mit eigenen Zusätzen, veranstaltet. Außerdem war er, in seiner Eigenschaft als Landpfarrer, ein rationeller Landwirth und bemüht, seiner Gemeinde in dieser Hinsicht förderlich zu sein, wie er denn überhaupt einen Stolz darein setzte, seinen Pfarrkindern Sorge zuzuwenden und ihnen zu dienen. Zwar auch hier tritt die Eitelkeit des Mannes unangenehm hervor, wenn man vernimmt, daß er schon vor seinem 1775 erfolgten Tode in seiner Kirche ein die sicher vorausgesetzte Trauer der Gemeindeangehörigen vorwegnehmendes Denkmal sich setzte*), und ich kann mich auch der Ansicht nicht verschließen, daß ein ohne Jahr und Druckort anonym etwa 1773 oder 1774 erschienenes Schriftchen, mit einem Bilde des Geschilderten von Heinrich Pfenninger, welches das Lob nicht spart und allerlei mittheilt, was wirklich nur Johann Konrad Füßli selbst wissen konnte, eben keinen Andern zum Verfasser habe, als den Herrn „Kämmerer eines ehrwürdigen Winterthurer Capitels" — so hieß Füßli gemeiniglich — in eigenster Person.

Aber Füßli war eben, wie schon die Andeutungen über seine Kritik gegen Büsching und Fäsi darthaten, keineswegs blos ein Forscher und

*) In dem ganz hübschen und charakteristisch spätgothischen Dorfkirchlein von Veltheim fällt links vom Chor an der breiten Wand gegen das saalartig breite Schiff die in die Mauer eingelassene Tafel recht patzig in die Augen: „Zum angedencken | Joh. Conrad Füeßlins | Pfarrers Allhier | und | Cammerers E. EW. Capitels | im Jahr 1773 hier her gesezt | Im 69sten seines Alters". Allfälligen Verehrern Füßli's, welche zu diesem Denkmal menschlicher Eitelkeit pilgern, werden die acht Glasgemälde im Chor jedenfalls mehr Freude machen: — Winterthurer Wappen spätgothisch umrahmt; Zürcher Wappen 1607; sechs Wappen als Einzelstiftungen, von Vögten der Grafschaft Kiburg: Hans Rudolf Rahn 1633, Hans Heinrich Waser 1649 mit seinem Bruder Hans Rudolf, Amtmann zu Winterthur —, und von Amtmännern zu Winterthur und Töß, alle erste Hälfte Saec. XVII., worunter besonders die Scheibe des Heinrich von Schännis Amtmann zu Töß, 1629, zu beachten ist.

Schriftsteller, sondern auch ein hitziger Fechter und Angreifer, dessen spitzige Feder selten über ein Thema schreiben konnte, ohne nicht da oder dort einen Kampf anzufangen. Ja man muß noch mehr sagen: eine gewisse Abtheilung Füßli'scher Schriften ist wissenschaftlichen Pamphleten gleichzustellen. Mit dem edlen Freunde Bodmer's, dem Chorherrn Breitinger, war Füßli insbesondere über Fragen wegen Calvin und Servet, in einen gelehrten Streit gerathen, und da eröffnete er nun unter falschem Namen, als Alitheadotoski und Sanonomotuski und Antisatanatuski, ganz maßlose Angriffe gegen denselben. Kurz hinter einander erschienen im Jahre 1751, jedenfalls so, daß jedermann in Zürich wußte, wer hinter dem Pseudonym stecke, „Vier Sendschreiben an den Kanzler von Mosheim über den unglücklichen Spanier Michael Servetus", dann ein „Freudiger Zuruf an das Schweitzerland von wegen der glücklichen Erfindungen, welche der Hochgelehrte und Hochverdiente Herr Joh. Jak. Breitinger neulich ruhmwürdigst an den Tag gelegt hat", hernach „Historie des theologischen Haders, welchen der fürnehme und weitfürsichtige Herr Herr Joh. Jak. Breitinger wider den Rathschluß des Allerhöchsten erreget hat". Da erlaubt sich Füßli zu schreiben, daß es der Charakter Breitinger's, „dieses grundgelehrten Mannes", sei, „daß er über Sachen redt, von welchen er seiner Lebtage nichts gehört hat", oder er erdreistet sich, demselben vorzuwerfen — ohne zu erwägen, daß er in den Augen der Nachwelt in solchen Worten geradezu vielmehr sich selbst schildert —, daß „sich selber rühmen, andere verachten, lügen und sich verstellen, aus einer Mücke einen Elephanten, aus einem Elephanten eine Mücke machen, über Alles urtheilen, Vieles widersprechen, seine Meinung mit aller Macht behaupten" Breitinger's Weise von Kindheit an gewesen sei; auch anderen Autoren, besonders Bayle, abgeschrieben zu haben, wird Breitinger vorgeworfen. Fürwahr: man wird schamroth darüber, daß einem der feinsten Geister und achtungswürdigsten Charaktere, welche Zürich je sein eigen nennen durfte, in zu Zürich gedruckten Schriften von einem so tief bis zum gewöhnlichsten Klopffechterthum sich erniedrigenden zürcherischen Gelehrten derartiges geboten werden konnte. Zwar wurde gegen Füßli's beleidigende Brochüren mit Unterdrückungen von obrigkeitlicher Seite eingeschritten, allein dessen Kampflust dadurch keineswegs vermindert, und er rühmte sich nur ein folgendes Mal wegen des Eindruckes, welchen er so sichtlich erzielt habe, und wies etwa mit Spott darauf hin, daß das eine oder andere Exemplar der Verfolgung entgangen sei. Der Ton, welchen Füßli da angeschlagen hatte, war ganz

derjenige, der in den Controversschriften am Platze war, und er mag noch von demselben beeinflußt gewesen sein, von der Zeit, wo er — 1740 — unter dem Namen Isaak Bond gegen den Jesuitenpater Joseph Binner aus dem Wallis, welcher damals Professor in Freiburg war, gestritten und „Anmerkungen über P. Joseph Binner's satyrisches Gedicht auf die Glaubensverbesserer" mit einer hier ganz gehörigen Derbheit abgefaßt hatte. Aber auch später blieb Füßli stets in vollem Harnisch, mochte er nun gegen eine Anzahl Artikel der französischen Encyclopädie aus dem Buchstaben A 1766 eine „Beleuchtung einiger Artikel in der Encyclopädie" schreiben, oder es für passend erachten, gegen Lavater in der offenen Synode die Beschuldigung zu erheben, daß dessen Schrift: „Aussichten in die Ewigkeit" gegen die Lehren der Kirche verstoße. Aus einer derartigen Lust am Kampfe waren die „Anmerkungen bey dem Bücherlesen gemachet" entsprungen, und man thut gewiß dem „Kämmerer" kein Unrecht an, wenn man muthmaßt, daß es weit weniger das Bedürfniß, der Wahrheit ihre Geltung zu erobern, als die Lust, an mehr oder weniger durch ihn beneideten Autoren sich zu reiben, gewesen ist, was ihn zum kritischen Beobachter gegenüber Büsching und Fäsi machte.

Doch hat sich Füßli nicht mit den Einsendungen in die „Wöchentlichen Anzeigen" begnügt. Er wartete, bis er „einen anständigen Beruf", wie er im „Vorberichte" sich ausdrückt, von einer Seite gewonnen, und schrieb dann ein förmliches Gegenwerk gegen Fäsi, gleichfalls in vier Bänden, welches 1770 bis 1772 bei Benedict Hurter in Schaffhausen erschien, eben jenem Buchhändler, dessen Büsching als eines Mannes gedenkt, der „ganz unleugbar widerrechtlich und strafbar gehandelt habe". Füßli stellt die Sache so dar, daß Hurter es unternahm, Büsching's Buch den Schweizern zum Besten aufzulegen, „damit dieses fürtrefliche Werk desto weiter ausgebreitet würde": — da hätten sich gleich Liebhaber vaterländischer Geschichten finden lassen, die ihn erinnerten, daß er den Theil von der Schweiz verbessern möchte, und ihm zugleich Füßli dazu vorschlugen, und so habe er die Sache übernommen. So nennt sich denn Füßli's „Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenoßschaft" kurzweg „vermehrt und verbessert". Das ganze Buch ist nichts als eine durchgängige Kritik der Fäsi'schen Arbeit, und dasselbe kann nur in seinem Werthe — der nicht abgeleugnet werden kann, aber ganz einseitig auf die historischen Abschnitte auf Unkosten der geographischen fällt — richtig verstanden werden, wenn

man stets die Fäsi'schen und die Füßli'schen durch das ganze Werk sich entsprechenden Einzelabtheilungen neben einander hält.

Schon ganz äußerlich angesehen, weisen die vier Bände Fäsi's und die ebenso vielen Füßli's eine bedeutende Verschiedenheit auf. Während Fäsi sich mit Vorreden mäßigsten Umfangs begnügt und nur dem letzten Bande eine größere Zahl von Zusätzen und Verbesserungen in ganz verdankenswerther Weise anschließt, entspricht es völlig Füßli's vielredender und zudringlicher Art, daß er einerseits den im Ganzen etwas über 1800 Seiten Text zusammengerechnet 200 Seiten „Vorberichte" vorausgeschickt hat, und wieder auf über 400 von jenen zu 1800 Seiten nicht nur Zusätze und Aenderungen, sondern ganze längere Abhandlungen und Erörterungen dargeboten sind. Und auf was für ungleichartige Dinge kömmt er da zu sprechen!

So beginnt der Vorbericht des ersten Bandes mit einer ziemlich ungünstigen Werthschätzung der vorhergehenden Arbeiten anderer Autoren, welche eben den Verfasser veranlaßt hätten, mit einer besseren Leistung hervorzutreten. Um nun zu zeigen, daß und wie sich diese Vorgänger irrten, hebt Füßli an, von der Grundlage der schweizerischen Freiheit und von der Reichsfreiheit, vom Anfalle Burgund's an das deutsche Reich und von den Zähringern, von verschiedenen Grafenhäusern und von den Toggenburgern insbesondere zu reden. Daran schließt sich ein Abschnitt über den alten Zürichkrieg und dessen Geschichtschreibung, und darnach kehrt Füßli zu den mittelalterlichen Wurzeln der Schweizer-Freiheit zurück, einem Stoff, der ihn noch mehrmals, so in einem langen und ungemein weit ausgreifenden „Ersten Zusatz" zum zweiten Theile, in Anspruch nimmt. Aber dabei sei nicht vergessen, daß der Kritiker schon gleich an dieser ersten Stelle den Ursprung nicht in Geßler's Erlegung durch Tell setzt, sondern weit früher schon findet, im Streite der Schwyzer — „ich verstehe den Adel dieses Landes", was freilich hinwieder nicht zutrifft — mit dem Stifte Einsiedeln. Ueberhaupt stellt er Schwyz anstatt Uri's ungemein zutreffend voran, und er anerkennt die Wichtigkeit des Jahres 1291 als des Entstehungsjahres des ersten eidgenössischen Bundes.

An einem anderen Orte wieder hat der Verfasser, welcher in seinem stillen Veltheim, wie er sich einmal rühmt, „wie die Bienen aus den Blumen", aus seinen reichlichen Quellen „vergleichend und prüfend" seine Kenntnisse schöpfte, den Verhältnissen der nahen Kiburg und der Geschichte ihrer späteren

Dynasten sein Augenmerk zugewandt, worauf an einer anderen Stelle auch die älteren Grafen von Winterthur und Kiburg behandelt werden. Füßli knüpft da an die einschlägigen Bestandtheile der Klosterchronik von Petershausen an, allerdings unter weiter gesponnener Ausführung schon an sich geschichtlich geringwerthiger genealogischer Versuche; allein es ist höchst verdienstlich, daß er diesen Abschnitt eines bis dahin noch nirgends abgedruckten, anderweitig sehr wichtigen mittelalterlichen Quellenwerkes dergestalt zum ersten Male aus dem Dunkel hervorzog. Ebenso ist der Winterthurer Freiheitsbrief von 1264 im Original und in Uebersetzung eingerückt und eingehend erklärt. Ein größerer Abschnitt findet sich der Geschlechtsgeschichte der Toggenburger Grafen eingeräumt. Doch auch Anderen läßt Füßli in diesen Zusätzen oft das Wort, so einem „Gelahrten aus dem Glarnerland", welcher mehreres an der Abtheilung über seinen Canton auszusetzen hat, dann einem Berner für einen Abriß der dortigen Regimentsform, und einem Zürcher, der eine Reise nach dem Gotthard über Engelberg beschreibt, wo er im Kloster bei dem vortrefflichen Abte Leodegar Salzmann freundliche Aufnahme fand, wornach der Subprior,. Pater Waaser, insbesondere über eine Titlisbesteigung von vier jungen Engelbergern Bericht ablegt.

Sind nun diese die Uebersichtlichkeit des Werkes keineswegs erleichternden zahlreichen Beigaben ganz ausschließlich staatsrechtlicher und historischer Art, so überwiegt auch in den Einzelabschnitten des eigentlichen Buches selbst völlig die Geschichte gegenüber der Erdbeschreibung: — so ist, um ein Beispiel zu nennen, der Canton Freiburg auf 35 Seiten behandelt, von denen aber 25 nur historische Auseinandersetzungen. und zwar mehr über Zähringer und Habsburger, als über Freiburg selbst, enthalten. Aber überhaupt betont ja auch Füßli mehrmals recht geflissentlich. daß er „die Geographie pur als Geographie mit der Historie unvermengt behandelt" nicht für ersprießlich halte, sein Buch also in anderer Weise eingerichtet habe: „Zur Erdbeschreibung" — sagt er — „hat man die Historie vonnöthen und ohne Historie ist die Geographie ein leeres Wörterbuch: wie würde es klingen, wenn man einem ein Wörterbuch vorläse?" Anderswo verwahrt er sich förmlich dagegen, daß man von seiner Staats- und Erdbeschreibung fordere, sie solle alle Dörfer mit Namen nennen: das sei bei ihm nicht der Fall. „Das hat mich von andern zu viel gethan zu seyn bedunkt. Es kam mir vor, als wenn einer den Kriegsstaat eines Königs oder Fürsten beschreiben wollte und sich nicht damit vergnügte, alle Regimenter zu erzehlen, sondern

auch alle Compagnien nennte, und wann das geschehen wäre, noch alle Soldaten mit Namen herabrufte. Worzu würde das dienen?" Nur wenn die Dörfernamen an dem Orte, wo sie stehen, geschichtlich erklärend sind und etwas zu bedeuten haben, will er ihnen einen berechtigten Platz zugestehen, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß aus Urkunden aller Art, besonders auch aus Offnungen, oft recht unterrichtende local-historische Notizen angebracht sind.

Indessen, Füßli's Hauptzweck war ja gewesen, das Fäsi'sche Werk in besserer Gestalt neu zu geben, und so haben wir das so häufige Vorkommen von Bezugnahmen auf dasselbe, das widerwillig gespendete spärliche Lob und den reichlich ausgestreuten Tadel, in der Tragweite derselben an einigen Beispielen kennen zu lernen. Ganz besonders glaubte sich Füßli seinem Vorgänger in rechtsgeschichtlichen und genealogischen Dingen überlegen: — „Sein Licht ist leider auch Dunkelheit", heißt es bei der Beurtheilung der Fäsi'schen Erörterungen über das Haus der Kiburger. Anderswo freilich hinwieder verzichtet er gegenüber Fäsi geradezu auf eigene Beschreibung, da „diese Dinge in der neuen Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft sattsam beschrieben". Allein es kommen auch hier wieder, wie in jenen früheren Wochenblattnotizen, Fälle vor, wo die vermeintliche Berichtigung, genau besehen, zu einer etwelchen Ergänzung zusammenschrumpft. So hatte Fäsi bei Unterwalden die anekdotische Geschichte von dem Manne am Pfluge und von den Ochsen, welche vom Landvogte gepfändet werden, dazu benützt, um anzudeuten, „daß in diesem Canton schon in dem Anfange des 14. Jahrhunderts Feldfrüchte gebauet worden; doch reichet diese Anbauung der Feldfrüchte zur Ernährung der Einwohner nicht weit". Da tadelt Füßli, Fäsi „mache dießfalls Schwürigkeit". Ganz richtig, übereinstimmend mit neueren urkundlichen Ergebnissen, hinsichtlich bedeutender Veränderung in der Bodenbenutzung von Hochgebirgsthälern, fährt er dann fort: „Ich bemerke, daß vor Altem in den Ländern Helvetiens, da itzt kein Getraid gebauet wird, gebauet worden seye". Aber so zutreffend dieser Schluß ist und so erwünscht die Einfügung desselben, er berechtigt den Verfasser nicht an dieser Stelle zu einem Tadel gegen Fäsi, welcher eigentlich, nur eingeschränkter, ganz das Gleiche gesagt hatte.

Bemerkenswerther aber mag es noch sein, eine Stelle zu erwähnen, wo der Verbesserer, indem er eine allerdings falsche Angabe zu entfernen sucht, in einen noch ungleich schwereren Irrthum verfällt. Fäsi hatte

in der Beschreibung des Walliser Landes eine, wie Füßli rügt, „dunkle, unwahre und sich widersprechende“ Schilderung des Ueberganges über den Gemmipaß gegeben, und gewiß kann sich der Kritiker mit Recht darüber aufhalten, daß man „von Baden hinweg in einer halben Stunde“ zu einem sehr einsam und schauerlich gelegenen steinernen Hause kommen soll, bei dem „um zwei Stunden herum kein Haus, keine Hütte und kein Mensch zu sehen“, als wenn nicht eben gesagt wäre, daß Bad Leuk nur um den vierten Theil dieser Entfernung vom Hause abgelegen sei. Dann jedoch, nach einem Tadel dieser Flüchtigkeit, hält Füßli, in ganz gleicher Weise, wie Fäsi, sich nun hinwieder in einer anderen Angabe täuschend, die Kander für den Abfluß des Daubensees und will dieselbe am nördlichen Absteig stets zur rechten Seite gehabt haben. Ebenso setzt er die Distanzen viel zu hoch an, nämlich fünf Stunden von Baden bis an den See, sechs bis sieben Stunden bis an den Schwarenbach — denn dieser ist unter dem steinernen Hause jedenfalls zu verstehen —: und doch will er 1742 selbst da gewesen sein, also nach eigener Kunde berichten.

Aber nicht allein Fäsi hat den Widerspruch des Kritikers zu erfahren: an einer Stelle, über den alten Zürichkrieg, werden nach einander „die classischen Scribenten“ Tschudi und Stumpff, dann Lauffer, von Alt, der Verfasser der Histoire de la Confédération helvétique und zuletzt Fäsi vorgenommen und abgehört, so jedoch, daß die Verbesserungen wohl zumeist als berechtigt anzuerkennen sind. Doch das gestattet nun doch noch nicht, so fortzufahren wie Füßli es thut: „Wenn ein kranker, mit überflüssigen Feuchtigkeiten angefüllter Leib genug purgirt ist, stellt sich ein neuer Mensch dar; also werden meine Leser, nachdem ich die Toggenburger Historie purgiret habe, erwarten, daß ich ihnen eine reine Geschichte des Krieges überliefere“. Eine solche folgt dann auch, so daß schließlich für Toggenburg 87 Seiten Geschichte bloß 3 Seiten Erdbeschreibung gegenüberstehen. Da konnte wohl die Gemeinde Hemberg vom Berge in das Thurthal versetzt und bei Wildhaus die nackte Namenserwähnung ohne alle Beifügung gelassen werden.

Dieses selbstbewußte, im Widerspruch sich gefallende Wesen Füßli's mußte hinwieder den Widerspruch gegen sich selbst herausfordern. Ein Autor, der in einer seiner Vorreden sagt, er wolle die Völker seines Landes nicht nur beschreiben, wie sie jetzt sind, sondern was die wenigsten Leute wissen, wie sie immer gewesen sind: „Das ist eine Arbeit, das braucht Einsicht! Wie viel muß ein solcher gelesen haben?“ — wird seinerseits

von Anderen nicht allzu nachsichtig beurtheilt werden. Mit allerlei ihm gemachten Einwendungen schlägt sich Füßli denn auch, oft Frage auf Frage beantwortend, in den „Zusätzen" herum, und die „Vorberichte" sind fast durchgängig in den drei letzten Bänden Vertheidigungsreden. Zwar von unserm heutigen kritischen Standpunkte aus wird man es nur anerkennen, wenn Füßli sich nicht zu den blinden Anbetern Tschudi's stellt, und ein Zeugniß seiner Befähigung in den Worten erblicken, daß er zwar Tschudi verehre, aber ganz und gar nicht für unfehlbar halte. Daß er die Geschichte der schweizerischen Freiheit auf rechtshistorischen Erwägungen und auf Freiheitsbriefen, statt auf den Nachrichten von Abwehr der Gewaltthaten einzelner Vögte aufbauen will, erweckt uns einen nicht geringen Begriff von seiner kritisch historischen Einsicht und ganz anerkennenswerthen Quellenkunde. Darin eilte er mehrfach seiner Zeit voraus; aber das hat ihn selbst hinwieder nicht vor oft wunderlichen Irrungen bewahrt, so wenn er den Aufenthalt des Arnold von Brescia in Zürich mit der erstmaligen Entstehung der zürcherischen Zünfte zusammenbringen wollte.

Fäsi konnte überall, wo er schrieb, kleine bissige Bemerkungen nicht unterdrücken, seine durchaus subjective Art nicht verleugnen, und so findet sich auch in die Staats- und Erdbeschreibung allerhand Würze der Art eingewirkt, oft wie zufällig, sei es über verbauerte Gerichtsherren oder über einen wegen eines nicht gelungenen Verlöbnisses zum Weltflüchtling gewordenen Einsiedler, oder es sind Betrachtungen gegeben, welche diejenigen, die sie betrafen, ärgern mußten. Gegenüber den Bewohnern der Stadt Unterseen, welche er verleumdet hatte — „Wer auf der jetzigen Einwohner Treue bauete, würde in die Luft bauen" — leistet er geradezu Abbitte: „Ein anderer hat mich verleitet; jedoch hätte ich es nicht niederschreiben sollen. Es gehört nicht daher. Darneben ist es nicht wahr. Ich bitte daher die diesen treuen Leuten angethane Unbilligkeit ab und ersuche die Leser dieses geographischen Werkes, daß sie sich herzulassen, als wenn es nicht geschrieben wäre. Denen von Unterseen gebe ich ihre Ehre und guten Namen wieder, so viel bey mir steht". Aber gefährlicher erschien es vorübergehend, daß Füßli das höchst empfindsame Ehrgefühl und die keine Anspielungen vertragende confessionelle Erregbarkeit einiger hohen eidgenössischen Stände gereizt hatte. Füßli's Staats- und Erdbeschreibung gab zu diplomatischen Verhandlungen Anlaß.

Auf der Conferenz der katholischen Orte während der zu Frauenfeld im Juli 1771 abgehaltenen gemeineidgenössischen Tagsatzung wurde

berathen, „mit Verabscheuung der ungebundenen Freiheit, mit welcher verschiedene ärgerliche Bücher in das Publicum ausgestreut werden, welche der Religion wie auch dem Staate höchst gefährlich sind", wie diesem verderblichen Unwesen gesteuert werden könne. Besonders wurde da der höchst ärgerliche, der Religion und dem Ansehen der katholischen Eidgenossenschaft nachtheilige Inhalt des neuesten Werkes von Johann Konrad Füßli betont. Die Gesandten citirten als Grund ihrer Anklagen bestimmte Stellen, und man beschloß, daß Luzern im Namen aller katholischen Stände, sobald ihre Genehmigung eingegangen sein werde, in einem Schreiben an Zürich vom Autor hinlängliche Satisfaction verlange und an Schaffhausen, als den Wohnort des Verlegers Hurter, ein nachdrückliches Schreiben erlasse.

Sehen wir uns im Buche nach diesen „ärgerlichen" Stellen um, so ist es in erster Linie eine allerdings ziemlich spöttische Bemerkung über die Reliquienverehrung bei Anlaß des so lange Zeit ohne Verwesung gebliebenen Leichnams des Freiherrn von Sax zu Sennwald im Rheinthale, daß derselbe einmal nach Tirol gestohlen, aber den Dieben wieder abgenommen worden sei: „Auf dieser Reise hat er zween Finger verlohren, welche sonder Zweifel als Heiligthümer aufbehalten werden; vielleicht haben sie itzt den Namen von einem wichtigen Heiligen". Bei Unterwalden andrerseits macht sich Füßli mit Fug und Recht über die Fabeleien vom uralten auswärtigen Ursprung, der wo möglich römischen Abstammung der Waldstättenleute, von ihren in die weiteste Vergangenheit reichenden kaiserlichen und päpstlichen Privilegien lustig. Eben daselbst spricht er von den Wallfahrten zum Bruder Klaus: es habe seit einer „neuen Erweckung", 1737, der Eifer wieder ein wenig nachgelassen: — „Es sind zu viel Oerter, dahin man wallfahrten kann, und die Mutter Gottes von Einsiedeln behält noch den Vorzug; der Grund ist scheinbar: sie kann ihrem Sohne befehlen". — Andere Stellen beziehen sich auf die Cölibatfrage, auf den katholischen Sonderbund mit Frankreich von 1715, auf eine in der Zuger St. Michaelskirche vom Verfasser selbst gesehene Loostafel von 65 nummerirten Gebeten, wornach Unschlüssige ihr Gebetsthema wählen können. Besonders ungehalten müssen aber auch die Solothurner gewesen sein, indem ihnen ihr St. Ursus verunglimpft wurde. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß eine Menge von Heiligennamen nachträglich in die thebäische Legion hineingesetzt worden sei, drückte sich nämlich Fäsi, allerdings höchst skeptisch, so aus, daß Ursus erst mit der Zeit der Königin Bertha hervorgetreten sei: „Zu

ihrer Zeit waren die Heiligen von der thebäischen Legion wegen ihrer Fürbitt in dem Himmel in großem Rufe. Städte und Länder wollten aus dieser Legion einen Patronen haben. St. Ursus ist den Solothurnern zu Theil geworden". Und auch sonst war noch der eine oder andere Satz angestrichen worden.

Dieses, wie wir hörten, 1771 angeregte Geschäft hatte das ganz gewöhnliche Schicksal der überwiegenden Mehrzahl von den an der Tagsatzung oder ihren Conferenzen behandelten Angelegenheiten. Nach einem Jahre, im Juli 1772, wurde auf der Conferenz der katholischen Orte berichtet, daß das beschlossene Schreiben an Zürich und Schaffhausen nicht abgegangen sei, weil die Zustimmung nicht von allen Orten erfolgte. Allein nunmehr fanden es die Gesandten unumgänglich nöthig, die Sache nicht ungeahndet zu lassen, und legten von Neuem Concepte zu zwei Schreiben an jene beiden Stände zur Genehmigung der Hoheiten dem Abschiede bei. 1774 aber war noch nichts geschehen, und als jetzt Schwyz und Zug noch dringender eine Ahndung forderten, wollte die Mehrzahl der Gesandten die Sache aus dem Abschiede weglassen, da sie schon etwas verspätet sei, dagegen allerdings künftig dergleichen bedenkliche Ungebühren sofort an den Vorort Luzern berichten, damit das Angemessene vorgekehrt werde.

So war das drohende Ungewitter an Füßli vorübergegangen, vielleicht ohne daß er nur im entferntesten eine Ahnung davon gehabt hatte. Doch mag man immerhin annehmen, daß er auch hier die Antwort keineswegs schuldig geblieben wäre und wahrscheinlich abermals das letzte Wort zu behalten versucht hätte.

Weit bedenklicher, als diese Unzufriedenheit wissenschaftlich unberufener Beurtheiler über Abschnitte, die gar nicht zu den schlechtesten in Füßli's Werk gehören — besonders ist die kritische Bemerkung über die thebäische Legion ganz brauchbar —, muß uns die Art und Weise erscheinen, wie die urtheilsfähigen Zeitgenossen über den „Kämmerer" sprachen. So erscheint derselbe an einigen Stellen in den Briefen des jungen Johannes Müller an dessen Zürcher Freund Johann Heinrich Füßli, den verständnißreichen Förderer der Müller'schen Studien, erwähnt. Als Müller noch in Schaffhausen war, kam einmal der „alte dicke Kämmerer" dahin, wie der Schaffhauser Correspondent im October 1773 an den Zürcher schrieb: „Wenn ich nach dem Grunde seiner Hypothesen forschte", fährt Müller fort, „siehe! so waren sie auf Koth gebaut". Später, 1774, meldet Müller aus Genf: „Was hilft's, daß Füßli viele Dorfoffnungen

hat? Derselbe hat mir neulich geschrieben; aber ich bin um kein Haar gelehrter geworden". Johann Heinrich, der übrigens mit dem Kammerer nicht näher verwandte Namensvetter, fand sich, als er nach Müller's Tode diese Briefe herausgab und als eine schöne Gabe der 1811 zu Bern gestifteten schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft widmete, zu einer entschiedenen Bestätigung dieser abschätzigen Werthung in einer Anmerkung veranlaßt. Doch wo möglich noch schärfer hatte sich auch Gottlieb Emanuel Haller in seiner „Bibliothek der Schweizer-Geschichte" ausgedrückt, nachdem er schon früher, noch bei Füßli's Lebzeiten, in seinen Conseils pour former une Bibliothèque historique de la Suisse gegen denselben aufgetreten war. Haller bemerkte jetzt 1785 z. B., daß Füßli, „allein mit sich selbst zufrieden" gewesen sei, und hob hervor, in dessen Gegenwerk gegen Fäsi sei „der entscheidende Ton um so unangenehmer, da dasselbe selbst voll Fehler ist". Und wenn man nun die Bilder der beiden schriftstellerischen zürcherischen Landpfarrer mit einander vergleicht, den fetten Kammerer mit dem herausfordernden Blicke, dem starken Munde, der unschön dicken Nase und dem starken Doppelkinn auf der einen Seite, und den milden sanften Fäsi mit den fast weiblichen Zügen, den freundlichen kleinen Augen, dem feinen Munde, dem zarten Gesichtsausdruck anderentheils, so begreift man, daß die Stimmung der Zeitgenossen weit mehr für den Angegriffenen, als für den Angreifer sich äußerte.

Fäsi hielt sich gegenüber Füßli ruhig: er mochte auf den innern Werth, die bleibende Bedeutung seiner Arbeit zählen, und so ist es auch gekommen. Wie in mancher Privatbibliothek, wo Fäsi's und Füßli's Werke noch ihren Platz haben, stehen auch bei mir die vier starken Bände des ersten gleich neben den vier schmächtigeren des zweiten. Aber wenn ich mich über eine Frage unserer Staatseinrichtungen und Landeseintheilung vor 1798 belehren will, greife ich stets zuerst nach dem alten Fäsi, und es ist mehr nur eine Sache der Neugierde, bei aller Achtung, welche ich im Uebrigen Füßli's unleugbar vorhandenen Ansprüchen als Historiker beimesse, wenn ich noch außerdem nachschlage, ob auch auf diesem betreffenden Punkte Füßli seine größere Weisheit darzulegen für nöthig fand.



Salomon Tobler.

Geb. 10. December 1794 — Gest. 19. November 1875.

Nach einem Oelbilde von Ed. Steiner.

Salomon Tobler von Zürich.

Sein Leben und Dichten, nebst einigen Mittheilungen aus seinem Nachlaß.

Von L. T.

Das Leben eines Mannes zu beschreiben, der keine hervorragende Stellung eingenommen, auch keine besondern Schicksale erfahren hat und dessen Name als Dichter ziemlich auf das Vaterland eingeschränkt geblieben ist, scheint eine wenig dankbare und ist jedenfalls keine leichte Aufgabe. Doch sind Publikationen, wie dies neu erstehende Taschenbuch, unter Anderm geradezu bestimmt, das Andenken an solche Persönlichkeiten aufrecht zu halten, welche bei aller Bescheidenheit ihres Wesens und Wirkens zur Ehre ihrer Vaterstadt und der weitern Heimat etwas beigetragen haben. Das Interesse wird sich dann einerseits auf die Geschichte der Bildung eines solchen Mannes richten, der vielleicht ein ihm selbst anfänglich verborgenes Talent unter ungünstigen äußern Lebensverhältnissen zur Geltung brachte; andrerseits kann eben diese Bildungsgeschichte neben ihrem individuell psychologischen Werthe einen Beitrag zur allgemeinen Kulturgeschichte der Zeit und des Ortes liefern, innerhalb deren das Leben des Mannes sich bewegte. Da aber dieses doppelte Interesse im vorliegenden Falle immerhin bescheiden genug bleiben wird, so wäre es schwerlich angemessen, das Lebensbild des Mannes etwa mit einer weit ausholenden Geschichte der betreffenden Familie einzuleiten; auch würde der Stoff dazu nicht ausgiebig genug sein. Zwar führt jede tiefere Betrachtung eines einzelnen Menschenlebens fast unwillkürlich und unwiderstehlich auf einen Zusammenhang zwischen Vorfahren und Nachkommen, auf jenes geheimnißvolle Gebiet, wo die Anlagen und Schicksale der einzelnen Menschen in denen ihrer Familie irgend vorbereitet sein zu müssen scheinen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die Geschichte eines Volkes und die allgemeine Kulturgeschichte aus der Geschichte einzelner Familien noch mehr Gewinn zu ziehen vermöchten, als bisher geschehen ist. Aber wenn irgend welche Gesetze der Vererbung

innerhalb der Menschheit walten, so werden sie jedenfalls hier noch mehr als in der Natur durch unberechenbare Zufälligkeiten gekreuzt, und frühere Zeitalter mit ihrer größeren Stabilität der Sitten überhaupt, sind wahrscheinlich auch jener Erblichkeit mehr unterworfen gewesen als die Neuzeit, welche es dem Individuum näher legt und leichter macht, aus dem Zusammenhang der Ueberlieferung sich loszureißen und einem eigenen Genius zu folgen. Die Geburt des Mannes, von dem hier geredet werden soll, fällt in die Zeit, deren Charakter Göthe mit den Worten bezeichnet hat:

— — — Alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich Alles zu trennen;
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer.

Damit soll nun keineswegs angedeutet werden, daß Salomon Tobler seinem Geiste nach ganz besonders ein Kind jener Zeit oder gar, daß er dem französischen Geiste verwandt gewesen sei — der ihm zeitlebens eher zuwider war —; aber daß einige seiner nächsten Verwandten vom Geiste jener Zeit berührt waren, braucht nicht verschwiegen zu bleiben, und es ist vielleicht auch kein bloßer Zufall, daß der geistliche Stand, dem die Vorfahren angehörten, mit ihm in der Familie ausgestorben ist, während allerdings der dichterische Beruf, der in einigen Gliedern der Familie mit dem geistlichen verbunden war, in ihm sich erneuert und gesteigert hat.

Sein Großvater, Johannes Tobler (gestorben 1808 als Archidiakon und Chorherr am Großmünster in Zürich) hatte schon früh Talent für Sprachen und Dichtkunst gezeigt. Sein Versuch, die Ilias zu übersetzen, brachte ihn in nähere Berührung mit Bodmer und Breitinger, deren Schriften er fleißig studirt hatte, und dann auch mit Klopstock, bei dessen Aufenthalt in Zürich. Er kannte auch die neuern Sprachen und übersetzte aus dem Englischen. Viele Bücher seiner reichen Bibliothek trugen auf dem ersten Blatt von ihm geschriebene Stellen aus allen ihm bekannten Literaturen. Er verdankte übrigens seinen nicht unbedeutenden Namen auch den zahlreichen von ihm verfaßten Erbauungsschriften, welche hier weniger in Betracht kommen. Sein Sinn für Poesie vererbte sich zunächst auf seinen Sohn, Georg Christoph, gewesenen helvetischen Senator, gestorben als Pfarrer in Wald, der den Sophokles und die Argonautika des Orpheus übersetzte und mit Göthe befreundet war. Das poetische Talent Sal. Toblers wird wohl nach einer vielfach

bestätigten Erfahrung auf das seines väterlichen Großvaters zurückzuführen sein, während sein Sinn für bildende Kunst, besonders Zeichnen und Malerei, vielleicht von dem mütterlichen Großvater, Heinrich Hirzel, gewesenem Landschreiber in Weiningen, ererbt war; übrigens haben sich ja mehrere Glieder der Familie Hirzel auch durch literarische Leistungen hervorgethan. Bei dem genannten Hirzel war der Vater unseres Sal. Tobler, Joh. Kaspar Tobler, Hauslehrer gewesen und hatte in dieser Stellung seine spätere Gattin (Ursula Hirzel) kennen gelernt. Er wurde dann Lehrer an den Stadtschulen und versah zugleich die Pfarrei Wytikon. Im Jahr 1804 wurde er Pfarrer in Maschwanden, 1812 in Stäfa. Neben seinen Amtsgeschäften betrieb er eifrig die Lektüre der lateinischen Klassiker; auch war er ein großer Freund des Gesanges. Seine bereits genannte Gattin spielte gut Klavier und kannte die Werke von Shakespeare, Klopstock, Wieland, Göthe, Schiller und Jean Paul. Ein oft und gern gesehener Gast im Pfarrhause von Stäfa war Franz Xaver Bronner, der sein Leben so anziehend beschrieben, Fischer-Idyllen und das Epos „der erste Krieg" gedichtet und später als Bibliothekar in Aarau die Statistik dieses Kantons verfaßt hat.

Salomon Tobler wurde am 10. Dezember 1794 in Zürich geboren und hatte noch sechs Geschwister. Von seinen ersten Jugend-erinnerungen haben nur diejenigen ein allgemeineres Interesse, welche sich auf die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1799 beziehen. Auch von diesen hat der Knabe natürlich nur wenig gesehen und verstanden und wichtige Beiträge zur Geschichte jener Tage wird hier Niemand erwarten; doch hat der Vater seinen Kindern einige Züge erzählt, welche auch unsern Lesern erwünscht sein mögen; auch haben jene Bilder kriegerischen Lebens der Phantasie des Dichters später ohne Zweifel zu manigfacher Anregung und Unterstützung gedient.

Als die russische Armee unter Korsakow auf dem Sihlfeld lagerte, gingen die Eltern einmal mit ihren zwei Knaben in das russische Lager, begleitet von einer Verwandten, welche als Erzieherin in Rußland gelebt hatte und der Sprache mächtig war. Die russischen Wachen waren erstaunt und erfreut, in ihrer Sprache angeredet zu werden, und der Besuch fand bei einem höhern Offizier so freundliche Aufnahme, daß er die Musik seines Korps aufmarschiren ließ. Der Kapellmeister trat in die Mitte und hob Solo so laut zu singen an, daß seine Stimme alle Cymbeln, Pauken und Trompeten übertönte. — Beim Gang durch die langen Reihen der Zelte und Baracken, der in den Boden gesteckten

Spieße und der angebundenen Pferde kam die Führerin in's Gespräch mit einem alten langbärtigen Kosaken, der freundlichen Bescheid gab und zum Schlusse dem kleinen Salomon, den er auf seinen Arm hob, einen kräftigen Kuß auf die Wangen drückte. — Nachdem der Knabe von den Russen einen so günstigen Eindruck bekommen hatte, mußte ihn wohl ebenso lebhaftes Mitleiden ergreifen, als er bald nachher, am Tage der zweiten Schlacht bei Zürich, einige auf der Flucht versprengte Russen durch die Gasse in der Neustadt, wo die Eltern damals wohnten, herauf kommen sah. Als sie an das mit einer ziemlich hohen Mauer verschlossene Ende der Gasse gelangten, kletterten einige in ihrer Todesangst hinüber, andere erbrachen mit Kolbenschlägen die in der Mauer angebrachte verriegelte Thüre, die nach der Winkelwiese führte, und suchten dort hinaus zu entkommen.

Mit den Franzosen kam der Knabe erst einige Jahre später in Berührung, als er einem Uebungsmanöver derselben im Kräuel beiwohnte und von einer Schwadron ihrer hinter ihm her sprengenden Chasseurs beinahe überritten wurde.*)

Die Beschießung der Stadt Zürich durch den helvetischen General Andermatt erschien den Kindern nur als ein Feuerwerk, indem sie freudig aufschrieen, wenn wieder eine Granate geflogen kam, indeß der Vater mit Flinte und Patrontasche die Bürgerwache bezog.

Nach diesen kriegerischen Vorspielen treten wir nun in das Stillleben des Knaben ein und begleiten ihn zur Schule. Den ersten Unterricht im Lesen ertheilte ihm die Mutter, im Schreiben der Vater, und zwar nach der eigenthümlichen Methode, daß er mit Bleistift die Buchstaben vorschrieb, die dann der Knabe mit der Feder „überfahren" mußte.

*) Aus der Zeit des ersten Aufenthaltes der Franzosen bei Zürich hörte er später von seinem Großonkel, der Pfarrer in Stallikon war, einige Anekdoten erzählen, welche hier gelegentlich noch eine Stelle finden mögen. Im Pfarrhause Stallikon war um jene Zeit der General Mortier mit einer Schaar Offiziere einquartiert, und auch der Obergeneral Massena erschien bisweilen. Einst machte dieser sich den Spaß, von der Laube des Pfarrhauses herab die unten stehenden und in lebhaftem Gespräch begriffenen Offiziere mit einer Bütte Wasser zu begießen. — Die Herren trieben allerlei Kurzweil. Wenn sie von den Fliegen zu arg belästigt wurden, so streuten sie Pulver auf den Tisch und versengten damit eine Menge derselben. — Einmal erlaubten sie sich Zudringlichkeiten gegen die halberwachsene Tochter des Pfarrers; diese erwehrte sich aber ihrer, indem sie den Tisch, hinter dem sie von zwei Offizieren bedrängt wurde, sammt dem darauf stehenden Geschirr umstürzte und davon eilte. — Uebrigens behielt General Mortier die Pfarrfamilie in so freundlichem Andenken, daß er sie später, kurz vor seinem Tode, noch einmal aufsuchte.

Nachher kam er in die Stadtschule am Wolfbach, wo der Präceptor Wolf unter vielen Schlägen, die ihn doch nicht unbeliebt machten, den Kindern die Lieder und Sprüche des Waserbüchleins, die Elemente der deutschen Grammatik und das Einmaleins einprägte.

Als der Vater im Jahr 1804 die Pfarrei Maschwanden antrat, begann für den Knaben mit dem Landaufenthalt, der seinen Sinn für Natur erst recht weckte, ein neues Leben, dessen Herrlichkeiten er mit offenbarem Behagen noch in den letzten Jahren beschrieben hat, so daß wir nicht umhin können, Einiges daraus mitzutheilen, zumal da solche Pfarrhaus-Idyllen heute nur noch in der Erinnerung und Poesie leben, und durch seine eigenen Dichtungen neben dem kriegerisch-heroischen ein tiefer idyllischer Zug weht.

Der Aufenthalt auf dem Lande gefiel dem Knaben gleich von Anfang an ausnehmend wohl. Schon die mannigfaltige Thierwelt, in deren Besitz und Herrschaft die Kinder eintraten, war ihnen höchst willkommen. Im Stalle standen zwei Kühe, im Hofe spazierte ein prächtiger Hahn mit einem halben Dutzend Hennen, unter dem Dache flog ein Schwarm bunter Tauben ein und aus; in Nebenställen wurden Schweine und Schafe gehalten und Kaninchen von mehreren Farben bevölkerten die Zwischenräume. — Vom Pfarrhaus zum Dorfbach hinab zog sich ein sonniger Garten mit zwei Lauben, am Hause selbst rankten verschiedene Sorten von Reben. In einem nahen Baumgarten gab es Aepfel, Birnen, Zwetschen, und Haselnüsse zu pflücken und in der Heuernte konnte man auf hochbeladenem Wagen einfahren. Ein besonderes Fest war noch die Weinlese in einem ebenfalls zum Pfarrgut gehörenden Rebberg. Den Pfarrhauskindern standen aber auch die Scheunen und Güter der reichen Bauern des Dorfes offen, und oft fuhren sie mit den stattlichen Gespannen derselben zu Felde. Die Knaben spielten mit einander Soldaten und schnitzten im Holzschopf eigenhändig ihre Waffen. An den Sonntagabenden sammelte sich die ganze Jugend des Dorfes, die erwachsenen Bursche und Mädchen zum Ballspiel, die Kinder zum Ringschlagen und ähnlichen Spielen. Im Winter fuhr man auf abschüssiger Schnee-Bahn von den Ruinen des Schlosses hernieder; im Sommer badete man in der Lorze. Am Dorfbach knetete der Knabe Leim und erbaute daraus Thürme, die mit „Speerreutern" besetzt wurden. Der größte Genuß war aber, auf einem Brett mit einer Stange den Bach auf und ab zu fahren und etwa einen Fisch oder Krebs aufzustechen.

Neben der Beschäftigung im Freien wurde freilich auch Lektüre betrieben, doch war die Auswahl darin nicht groß. Campe's Robinson, Columbus, Cortez und Pizarro, „der arme Mann aus dem Toggenburg", eine Naturgeschichte und ein Orbis pictus waren beliebte Bücher. Daneben regte sich in dem Knaben die Lust zum Zeichnen, aber es fehlten im Anfang geeignete Vorlagen und Anleitung, die später nicht mehr nachgeholt werden konnte. Anregung gewährten auch kleine Reisen, welche der Vater mit einem Theil seiner Familie unternahm. Auf einer solchen Reise sah der Knabe im Jahre 1805 zum ersten Male den Vierwaldstättersee und Nidwalden; welches damals noch die deutlichen Spuren der Verwüstung zeigte, welche sieben Jahre vorher über das Ländchen ergangen war. Noch konnte der Knabe keine Ahnung davon haben, wie eindringlich und nachhaltig dieses Bild ihn später beschäftigen sollte; und doch muß eben dazu jener erste Eindruck unbewußt einen Antrieb hinterlassen haben.

Auch die Lebensfrage, welchen Beruf er überhaupt ergreifen sollte, war ihm natürlich damals noch unklar, während sein Vater dieselbe ziemlich entschieden glaubte. Bereits hatte er angefangen, dem Knaben Unterricht in der lateinischen Sprache zu ertheilen, womit wenigstens gelehrte Studien, nach damaliger Sitte aber zugleich das Studium der Theologie in Aussicht genommen war. Dabei waltete nicht bloß die nahe liegende Voraussetzung, daß der Sohn den Beruf des Vaters und der Vorfahren ergreifen werde, sondern er selbst hatte schon vor einigen Jahren unwillkürlich durch eine besondere Leistung jene Voraussetzung bestätigt. Er hatte nämlich bei der goldenen Hochzeit seines Großvaters, die mit einigem Aufwand von Festlichkeit begangen wurde, eine von dem Vater verfaßte, aus Ernst und Scherz, Hochdeutsch und Schweizerdeutsch gemischte Rede mit solcher Sicherheit und Wirkung auswendig vorgetragen, daß mehrere der anwesenden Familienglieder darin eine ausgesprochene Anlage zum Predigerberuf erkannten, während er selbst später sehr richtig meinte, nach der bekannten Stelle aus Göthe's Faust, hätte man darum eben so gut einen künftigen Schauspieler in ihm sehen können. Dazu war er nun aus andern Gründen nicht geschaffen, aber auch für den geistlichen Stand fühlte er durchaus keine Neigung, sondern wenn ihm ein Beruf bestimmter vorschwebte, so war es der eines Malers. Als er aber einst den Eltern ein Wort davon verrieth, wurde er zwar nicht barsch abgefertigt, aber auf die Kosten hingewiesen, welche die Bildung eines Künstlers erheische, während der Bildungsgang eines

Geistlichen leichter sei, und ein Pfarrer in seinen Mußestunden immer noch Zeit finde, einer Neigung jener Art nachzuhängen. So wurde er beschwichtigt; er ergab sich auch williger in die Fortsetzung der Sprachstudien, seit die Lectüre zu den lateinischen Dichtern vorgeschritten war und seit er von dem Philologen Bremi in Zürich, bei dem er eine vorläufige Prüfung bestanden hatte, zu diesen Studien ermuntert worden war.

Im April des Jahres 1810 verließ er das Vaterhaus, um in das Collegium humanitatis einzutreten, wo eben Bremi Hauptlehrer war, und zugleich in den sogenannten „Hof“, wo eine Anzahl von angehenden Theologen Kost und Aufsicht fanden, damals unter dem Inspektor Horner. Im Unterricht dieses Mannes interessirte unsern Studenten besonders die Aesthetik, welche freilich erst im letzten Jahr und nur mit einer Stunde wöchentlich an die Reihe kam, nachdem in einem früheren Curse das Nibelungenlied (doch nicht im Original), behandelt worden war; aber diese Art von epischer Dichtung, damals kaum erst wieder ans Licht gezogen, lag noch etwas fern und konnte nicht gerade als Vorbild wirksam werden. Der Herr Inspektor interessirte sich auch für die fortgesetzten Uebungen seines Zöglings im Zeichnen und ertheilte ihm manchen lehrreichen Wink. Unter den Cameraden war ein talentvoller junger Mann, Conrad Heß, mit welchem Tobler innige Freundschaft schloß und oft auf einsamen Spaziergängen dem Genuß der Natur und der Uebung der Kunst sich hingab.

Der Unterricht in den Collegien war, nach dem Zeugniß der meisten, die ihn empfangen haben, im Ganzen mangelhaft; nur in den alten Sprachen und auch hier vorherrschend im Lateinischen, wurde etwas Erkleckliches geleistet; die Studirenden wurden wenigstens dazu angeleitet, in der Lectüre der Classiker einige Gewandtheit und Kenntniß der Hauptwerke zu gewinnen, so daß diese auch später weniger bei Seite gelegt wurden, als von jüngeren Generationen geschehen ist, welche bessern grammatischen Unterricht erhielten, aber durch eine Menge anderer Fächer und Anregungen zerstreut wurden. Zwar wurde auch damals neben den Sprachen Mathematik und Physik gelehrt, aber wer dafür nicht besondere Neigung und Vorkenntnisse mitbrachte oder Privatfleiß aufwandte, konnte nicht viel lernen, ein Uebelstand, der sich ja wol noch fortgepflanzt hat! Was unter dem Namen Philosophie behandelt wurde, war noch mangelhafter, und am wenigsten fruchtbaren Unterricht erhielten die jungen Theologen in ihren eigentlichen Hauptfächern, vielleicht schon darum, weil einige derselben nach älterm Brauch noch in lateinischer

Sprache gegeben wurden. Das am ehesten allgemein bildende Fach, die Geschichte, wurde ebenfalls nicht in angemessener Weise betrieben, so daß, wer eine Uebersicht des Gebietes und positive Kenntniß der Hauptsachen erlangen wollte, sich an Privatstudien halten mußte. Auf solche verfiel denn auch Tobler, und gleichzeitig hatte er Gelegenheit gefunden, die italienische Sprache und Literatur kennen zu lernen. Daß diese beiden Fächer, die Geschichte in materieller, die italienische Literatur in formeller Beziehung, ihm für seine spätere dichterische Thätigkeit reiche Nahrung boten, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. So hatte er mancherlei gelernt, nur nicht gerade das für den nächsten Beruf Nöthigste, als er im Jahre 1816 das theologische Examen bestand und die Ordination empfing. An ihm sollte sich, wie an so vielen andern, die Erfahrung bewähren, daß ein Prediger und Seelsorger nicht durch akademischen Unterricht, sondern nur durch den praktischen Kirchendienst und Lebenserfahrung gebildet werden, und daß eine angeborne oder anerzogene Anlage zu einem andern Beruf daneben ihre Rechte geltend machen kann.

Im Frühling des zuletzt genannten Jahres kam Tobler als Pfarr-Vikar nach Mönchaltorf, im nächsten Jahr nach Wülflingen. Der Anfang im Predigen machte dem jungen Geistlichen Mühe, weil er den Mangel gehöriger Vorbereitung und eigenen innern Triebes fühlte; auch wurde er, zum Theil in Folge geistiger Anstrengung, von einem Uebel befallen, das ihn lange Jahre geplagt hat, einem häufigen und heftigen Kopfweh, das auf seine Gemüthsstimmung drückte und ihm seine Lage doppelt trostlos erscheinen ließ. Es war ein Glück für ihn, daß er im Jahr 1818 Muße gewann, mit einigen Freunden eine Reise nach Mailand zu machen. Man kann sich denken, wie wohlthuend schon für die Gesundheit diese Erholung wirken mußte, ebenso aber, welchen Genuß die großartige Gebirgswelt, welche Anregung die Kunstdenkmäler von Mailand dem jungen Manne bieten mochten. Diese Reise, welche damals natürlich mehr heißen wollte als heutzutage der Fall ist, mußte auch darum erwähnt werden, weil sie (mit Ausnahme eines Aufenthaltes in München, der erst in die spätern Jahre fällt), die einzige Quelle war, aus welcher Tobler die Anschauung von Natur und Kunst des Auslandes schöpfen konnte, während ihm die Natur der schweizerischen Heimath durch öftere Reisen, z. B. nach den Heilquellen von Graubünden, allerdings ziemlich vollständig bekannt wurde und er auch keine Gelegenheit versäumte, der bescheidenen Kunstgenüsse, welche die Heimat

zu bieten vermag, theilhaft zu werden ... Hier ist auch noch einzuschalten, daß er bald nachher in einer abermaligen Pause seiner Vikarthätigkeit einen Aufenthalt von einigen Monaten in Lausanne machte, der aber zur Erreichung des eigentlichen Zweckes, der Erlernung der französischen Sprache, natürlich zu kurz war und fast mehr mit neuer Uebung im Zeichnen, daneben auch mit Guitarrespiel und Gesang ausgefüllt wurde. Von Lausanne aus, dessen Umgebung bereits mit manigfaltigen Naturschönheiten ausgestattet ist, wurde auch eine Exkursion nach Genf und von dort in's Thal nach Chamouny unternommen.

Alles dies konnte nicht gerade dazu dienen, Lust und Fähigkeit zum geistlichen Amte zu befördern; dennoch war die Rückkehr in dasselbe nicht allzu schwer und sie war von gutem Erfolg begleitet. Gleich bei seinem ersten Auftreten als Vikar in Wädenschweil hatte Tobler das Glück, als Kanzelredner zu gefallen, theils weil er allerdings die Gabe eines natürlichen angenehmen Vortrags besaß, theils weil die Zuhörer den Eindruck empfangen mußten, daß die Predigt aus warmem Herzen und aufrichtiger Ueberzeugung floß. Der Aufenthalt in dieser Gemeinde war für Tobler auch darum wichtig und gesegnet, weil er ihn im Hause des wackern Präsidenten Diezinger zur Bekanntschaft mit einer der Töchter dieses Mannes, Margarethe, und bald nachher zur Verlobung, wenn auch noch nicht sofort zur Verheiratung mit derselben führte. Doch öffnete sich nun die Aussicht, auch diesen Wunsch zu befriedigen. Gegen Ende des Jahres 1819 wurde die Pfarrei Sternenberg frei, welche wegen ihrer Abgelegenheit und wegen der vorherrschenden Armuth ihrer Bewohner nicht gerade begehrungswerth schien. Aber für Tobler war die Lage des Ortes in einer gebirgigen und etwas unwirthlichen Gegend eher reizend als abschreckend; er meldete sich und wurde gewählt. Sein Haushalt wurde vorläufig von einer Schwester besorgt, bis er im Herbst des Jahres 1820 seine Braut heimführen konnte. Das Leben mit ihr gestaltete sich nun in der Abgeschiedenheit, die doch nicht selten durch Besuche von Verwandten und Freunden unterbrochen wurde, so glücklich wie die Liebe es zu schaffen vermag, und es erneuerte sich die Idylle von Maschwanden, nur daß bald eigene Kinder dieselbe noch vervollständigten. Der Verkehr mit Hausthieren war so traulich, daß einst einem ziemlich vornehmen Besuche aus der Stadt die Lieblingskuh, ein besonders schönes und zahmes Thier, in der Wohnstube vorgeführt wurde.

Zur Winterszeit, welche in jener Gegend streng einkehrt und lange anhält, beschäftigte sich der nunmehrige Pfarrer mit verschiedenen

Studien, theils zur Ausfüllung der Lücken seiner theologischen Bildung, theils zur Ergänzung seiner Kenntnisse in der Geschichte und schönen Literatur. Zum letzteren Zwecke und zugleich zur Einführung in die pfarramtliche Thätigkeit diente unter Anderm die Lektüre von Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud." Um jene Zeit geschah es auch, daß zum ersten Mal den Geistlichen in seinem Stilleben der Trieb zu eigener poetischer Produktion ergriff, deren Entstehung und Verlauf wir nachher im Zusammenhange betrachten werden. Hier soll nur noch in kurzen Zügen die Geschichte des äußern Lebens, welches an Toblers Beruf als Pfarrer gebunden blieb, zu Ende gebracht werden.

Es waren Rücksichten äußerer Art, besonders die größere Nähe der meisten Verwandten, welche Tobler bestimmten, im Jahr 1826 die Pfarrei Sternenberg, in welcher er glücklich und von der Gemeinde geschätzt gelebt hatte, mit Hirzel zu vertauschen, welcher Ort noch schöner und zugleich doch zugänglicher gelegen, ihm im Uebrigen eine wenig veränderte Fortsetzung des bisherigen Lebens versprach. Diese fand denn auch statt, und die einzige, übrigens sehr angenehme Veränderung bestand eben darin, daß der Verkehr mit Verwandten und Bekannten sich lebhafter und anregender gestalten konnte. In den ersten zehn Jahren, die Tobler in Hirzel zubrachte, arbeitete er das dichterische Hauptwerk aus, dessen Plan er noch in Sternenberg entworfen hatte. Erwünschte Anregung zu dieser Thätigkeit bot eine kleine dichterische Gesellschaft, welche während einiger Jahre mehrere Glieder der Familie nebst einigen befreundeten Personen verband. Von den Mitgliedern dieses Dichtervereins sind als solche, welche die Poesie mit wirklichem Beruf und Erfolg betrieben, nur noch zwei zu nennen, deren Namen auch sonst in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Das eine war der als Verfasser von Kinderschriften bekannt gewordene Secundarlehrer Bär, damals in Kappel, später in Männedorf wohnhaft, von dem auch ein Band Gedichte erschienen ist. Viel bedeutender war das Talent und wurde später der Ruf von Meta Heußer, der Gattin des Arztes in Hirzel, deren tief sinnige, besonders der religiösen Sphäre zugewandte Anlage von allen Mitgliedern der Gesellschaft hoch geschätzt wurde. Es fanden von Zeit zu Zeit, abwechselnd in Hirzel und in Kappel, Zusammenkünfte statt, bei welchen jedes Mitglied irgend ein Produkt seiner Muse vortragen und dem Urtheil der Genossen unterwerfen mußte; die Produkte wurden dann in besondere Bücher, welche das Archiv des Vereins bildeten, eingetragen. Ernst und Scherz wechselten dabei in bunter

Reihe, und der Scherz fand um so eher seinen Antheil, da die begabteren Mitglieder der Gesellschaft die weniger begabten zu necken, dagegen ihre eigenen Leistungen in's hellste Licht zu stellen liebten. Gelegentlich wurden auch, etwa zum Nachtisch, Reimspiele vorgenommen, indem die Aufgabe gestellt wurde, mit gegebenen Reimen oder vorgeschriebenem Versmaß irgend ein kleineres Gedicht um die Wette improvisirend zu Stande zu bringen. Die männlichen Mitglieder trugen Uebernamen, welche von ihrer wirklichen oder vermeinten Auszeichnung in einer einzelnen Hauptgattung der Poesie entnommen waren; die nicht produktiven Familienglieder, also z. B. die Hausfrauen, denen die Bewirthung der Gesellschaft zukam, wurden von den „selbstlautenden" als bloße „Mitlauter" unterschieden; sie bildeten eine Art dienender Laienbrüder oder -schwestern, konnten aber in Folge gelungener Versuche in den Orden der „Selbstlauter" aufgenommen werden.

Diese harmlose und anspruchslose, aber innerlich hoch vergnügte Gesellschaft war wol eine private Aeußerung derselben geistigen Regsamkeit, die in den dreißiger Jahren das öffentliche Leben des Kantons durchdrang und eine Reihe fruchtbarer Schöpfungen, besonders auf dem Gebiete des Schulwesens, hervorgerufen hat. Daß aber die Regierung in ihrem Schöpfungsdrange weiter oder rascher vorwärts ging, als das Volk zu folgen vermochte, hatte den Rückschlag des Jahres 1839 zur Folge, den auch Pfarrer Tobler schmerzlich zu fühlen bekam. Er selbst war im Politischen wie im Religiösen einer freisinnigen Richtung zugethan, ohne jedoch irgendwie öffentlich damit hervorzutreten. Als aber am 6. September die Regierung gestürzt worden war und auch eine Schaar aus der Gemeinde Hirzel an dem Zuge des Landvolks nach Zürich Theil genommen hatte, glaubte er am Sonntag den 8. September aussprechen zu müssen, daß er ein solches Vorgehen mißbillige. Der Muth, mit dem er in jenen Tagen der Aufregung seine Ueberzeugung zu vertreten wagte, verdient gewiß hohe Anerkennung, hatte aber die Folge, daß er den größern Theil der Gemeinde sich entfremdete und seine Stellung in derselben unhaltbar geworden sah. Er ergriff daher die nächste Gelegenheit, den ihm sonst lieb gewesenen Ort zu verlassen, und schon im Mai 1840 wurde er in die Pfarrei Embrach eingeführt, in welcher er ungestört bis an's Ende seines Kirchendienstes verblieb. Die dichterische Produktionskraft Toblers stand damals nicht mehr auf dem Höhepunkte; doch schuf er in den Vierziger Jahren dort sein zweites Werk, welches, unter etwas ungünstigen Bedingungen entstanden,

auch nicht den Erfolg des ersten erreichte. Um so eifriger wandte er sich nun, da er seinen Beruf nach dieser Seite erfüllt glaubte, dem geistlichen Amte zu. Eigentlich wissenschaftliches Studium der Theologie blieb ihm auch jetzt fern, sein Geist war überhaupt nicht auf Abstraktion, System und Methode gerichtet, sondern auf lebendige Anschauung des Konkreten. So studirte er denn die Muster geistlicher Beredsamkeit, und auch auf diesem Wege kam er nicht ganz von der Poesie ab. Denn wenn Religion und Kunst überhaupt eine gemeinsame Wurzel haben, wenn die Bibel selbst in ihren Kernstellen eine poetisch gehobene oder angehauchte Sprache spricht, die Propheten Lehrer, Redner und Dichter in Einer Person waren, so war auch in Sal. Tobler der religiöse Mensch und der Prediger vom Dichter durch keine Kluft getrennt. Eigene Poesie konnte er zwar nicht auf die Kanzel bringen, weil seine Ader nicht eine lyrisch-religiöse war, aber es standen ihm ja nicht bloß die eigentlichen Kirchenlieder, sondern auch die religiösen Gedichte von Knapp, Spitta, Fröhlich und andern zu Gebote, und er machte von denselben reichlichen Gebrauch, indem er einzelne Strophen oder kleinere ganze Lieder an geeigneter Stelle in die Predigt einwob, vielleicht mitunter im Widerspruch mit strengen Regeln der rhetorischen Symmetrie und Harmonie des Styls, aber meistens mit unfehlbarer Wirkung, so daß einzelne Zuhörer Jahre lang Erinnerung davon behielten. Auch im Religionsunterricht und am Krankenbett schlug er nicht selten diese Saiten an; diejenigen Verrichtungen des geistlichen Amtes, welche rein prosaischer und sogar mechanischer Art waren, übte er zwar ungern, aber mit um so größerer Gewissenhaftigkeit. Als Erholung von solchen Geschäften diente immer wieder am liebsten die Poesie, und da die eigene Produktionskraft wirklich versiegt zu sein schien, öffnete sich eine neue Quelle receptiven Genusses, indem Tobler noch in seinen spätern Jahren, zunächst veranlaßt durch die Studien eines seiner Söhne, die spanische und portugiesische Sprache kennen lernte, um einige Hauptwerke der betreffenden Literaturen im Original zu lesen. Daneben erfreute er sich an der Hausmusik, welche die herangewachsenen Kinder, besonders wenn sie während der Ferien im Elternhause sich zusammen fanden, zu veranstalten pflegten. Aber er war nicht einzig darauf angewiesen, sondern wenn seine schwachen Augen vom Lesen ermüdet waren, griff er noch immer zur Guitarre und sang seine alten Lieder, deutsche und italienische, mit eigenthümlich ausdrucksvollem Vortrag, der den Dichter verrieth und jeden Zuhörer ergriff.

Aber es nahte das unentrinnbare Alter. Seit Tobler im Jahre 1853 seine Gattin verloren hatte, die ihm als Mutter der eigenen Kinder und als Erzieherin ihr anvertrauter Mädchen, als treffliche Haushälterin in oft schweren Zeiten und auch als Pfarrfrau in Arbeitsschulen und Armensorge mit Aufopferung ihrer letzten Kraft zur Seite gestanden hatte, war seine Häuslichkeit nur nothdürftig versorgt, und nachdem er während einer Reihe von Jahren zur Unterstützung seiner nicht mehr ganz ausreichenden Kräfte Vikare angenommen hatte, wollte er der Gemeinde eine längere Fortdauer dieses mit häufigem Personalwechsel verbundenen Nothbehelfes nicht zumuthen. Er nahm daher im Herbst des Jahres 1864 seine Entlassung und trat in den Ruhestand, den er in der Vaterstadt, bei einem Sohne wohl aufgehoben, noch zehn Jahre lang genoß, bis zunehmende Engbrüstigkeit ihm zur Beschwerde wurde und am 19. November 1875 der Tod den 81jährigen Greis so sanft hinwegnahm, wie er selbst es in der letzten Zeit oft gewünscht hatte.

Am Schlusse dieser Uebersicht des äußern Lebensganges angelangt, bleibt uns noch die Aufgabe, die dichterische Laufbahn Toblers, und damit gewissermaßen die innere Geschichte desselben, als ein Ganzes für sich oder wenigstens als denjenigen Theil seines Wesens zu betrachten, welcher ihm ein bleibendes Andenken in weitern Kreisen sichern wird. Bei der Betrachtung von Tobler als Dichter sind drei Punkte hauptsächlich in's Auge zu fassen: das verhältnißmäßig späte Hervortreten dichterischer Produktivität, die fast ausschließliche Richtung, in der sie sich bewegte, und die Gewalt, mit der sie in dieser Richtung hervorbrach und während der besten Jahre andauerte.

Von bestimmten Naturanlagen kann nur selten mit einiger Sicherheit gesprochen werden; frühzeitige Anregungen in bestimmter Richtung lassen sich meistens nachweisen, setzen aber nur eine allgemeinere Empfänglichkeit voraus, bei künstlerischen Naturen also Lebhaftigkeit der Sinnesauffassung und Phantasie, verbunden mit gemüthlicher Tiefe. Anregungen, die zu solcher allgemeiner Disposition hinzukommen müssen, haben allerdings auch bei Tobler schon frühzeitig stattgefunden, aber wir haben gesehen, daß er sich anfänglich eher zum Zeichnen, als zum Dichten neigte und daß die Liebe zum erstern ihn auch später nicht verließ. Was dem Dichten den Vorrang verschaffte, war jedenfalls zum Theil die Lektüre der alten Dichter, welche die gelehrte Schulbildung mit sich brachte, vielleicht aber auch der nur negative Umstand, daß

Gelegenheit und Mittel zu künstlerischer Ausbildung zufällig fehlten. Tobler selbst sagte wohl später gelegentlich, es hätte ihm auch an der zur Erlernung malerischer Technik nöthigen Geduld und Ausdauer gefehlt, woran ebenfalls etwas Wahres sein mag; unrichtig wäre nur die Ansicht, die leider sich nicht selten gerade bei jungen Dichtern findet, der Dichter bedürfe so viel als gar keine technische Vorbildung und Durchbildung, als ob das Material der Sprache, das freilich von Natur feiner und fügsamer ist als Stein und Farbstoff, dem Drange zum Dichten schon gleichsam ganz fertig und durchaus willig entgegenkäme. Thatsache ist, daß Tobler in seiner Jugend von solchem Drange wenig spürte; die ersten Gedichte, die er machte, waren lyrische Gelegenheitsprodukte von der Art, wie sie wohl jeder einigermaßen gebildete Jüngling zu verfassen pflegt, ohne darum sich zum Dichter berufen zu fühlen. Leider sind jene Erstlinge von Toblers Muse einer frühen Zerstörung geweiht worden, woraus wir zwar schließen dürfen, daß er selbst sie solchen Schicksals würdig fand, aber nicht, daß sie uns keinerlei Anhalt für die Geschichte seiner dichterischen Entwicklung geboten hätten. Wir haben uns dieselben wahrscheinlich nach Art von im Nachlaß vorhandenen Gedichten zu denken, welche Tobler noch später, als sein eigentlicher Beruf ihm bereits klar geworden war, im Kreis der Familie und des Dichtervereins verfaßte, meistens bestimmten Anlässen entsprungen und von scherzhaft heiterem Charakter, ganz entsprechend der Gelegenheit, aber nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, so daß sie höchstens als formelle Vorübungen oder als Erholungen von der Arbeit an dem ersten größern Werke betrachtet werden dürfen; doch athmen einige darunter eine höhere Stimmung, Begeisterung für Natur und Freundschaft; unvollendet geblieben und von unsicherm Datum ist ein episches Gedicht, dessen Gegenstand eine romantische Liebesgeschichte ist. Entschiedenen Drang zu einer größern epischen Dichtung scheint Tobler erst empfunden zu haben, als er bereits Pfarrer in Sternenberg und Familienvater war. Nachdem er im Jahr 1825, angeregt durch die Lektüre von Bürger und Hölty, mehrere kleinere und ein größeres Gedicht geschrieben hatte, die von Inspektor Horner günstig beurtheilt wurden, erschien ihm im Februar 1826, als er eines Abends in seiner Studirstube rauchend auf und abwandelte, das Bild des Kampfes und Unterganges von Nidwalden, und zwar mit solcher fast zur Vision gesteigerter Lebhaftigkeit, daß er nicht bloß den Verlauf des Ereignisses im Ganzen, sondern eine Reihe einzelner Scenen deutlich vor sich sah, und nun volle zehn Jahre

von diesem Gegenstand eingenommen blieb. Zur Erklärung der Wahl desselben dient uns zunächst bloß die Erinnerung an jene Reise, welche Tobler als Knabe mit seinem Vater nach Unterwalden gemacht hatte. Aber so nachhaltig die Anschauung dieses Schauplatzes gewirkt haben mochte, so war sie doch seither durch keine genauere Erforschung der Geschichte selbst ergänzt worden. Das Buch des Kupferstechers Meier, dessen Bilder und Text vorzüglich geeignet waren, dem Dichter eine Menge von Einzelheiten an die Hand zu geben, hatte er nur einmal auf der Stadtbibliothek durchgesehen, und aus einer Art von Schüchternheit nicht zu weiterem Gebrauch zu erbitten gewagt. So mußte er auf andern Wegen sich allmählich und mühsam in den Besitz des Stoffes setzen. Daß er mehrere Male selbst nach Nidwalden reiste und dort aus dem Munde von Augenzeugen Nachrichten schöpfte, war jedenfalls ein Umweg, der in mancher Hinsicht noch besser zur Sache diente als ein Buch; denn er setzte ihn in unmittelbare Berührung mit Land und Leuten und ließ die lebendige Anschauung nie erkalten. So wurden „die Enkel Winkelrieds“, in Sternenberg geistig empfangen, erst in Hirzel durchgedacht und zu Papier gebracht, dann noch einem befreundeten Kritiker zur Durchsicht mitgetheilt, so daß die Horazische Frist mehr als erfüllt war, als das Werk im Jahr 1837 gedruckt erschien. Die Aufnahme, die es fand, war durchweg günstig; es wurden dem Dichter öffentlich und privat Urtheile zur Kenntniß gebracht, welche geeignet waren, seine Bescheidenheit auf eine harte Probe zu stellen; aber erst später hatte er vielfach Gelegenheit, die noch erfreulichere Wahrnehmung zu machen daß das Werk, das er dem gesammten Schweizervolke zugedacht hatte, auch wirklich in den Schooß desselben gedrungen war, und zwar weiter und tiefer, als man erwarten durfte.

Es ist begreiflich, daß er durch den Erfolg des ersten Werkes ermuthigt, sofort an ein zweites dachte, besonders da Männer wie der Dichter und Kritiker Ludwig Follen, ihn in dem Vorsatze bestärkten. Aber wenn schon die Wahl des ersten Stoffes nicht unbedingt glücklich gewesen, so mußte er nun vollends die Schwierigkeiten erfahren, die dem heroischen Kunstepos der Neuzeit überhaupt entgegenstehen, ihm selbst aber unbewußt geblieben waren, weil ihm theoretische Betrachtung überhaupt fremd war. Diesmal schwebte ihm nicht ein ganzes Volk als Held vor, sondern ein einzelner Mann, der Reformator Zwingli, und da er bei den „Enkeln Winkelried's“ mit der patriotischen Begeisterung zugleich die religiös katholische, wenn auch in sehr idealisirter

Gestalt, verherrlicht hatte, erschien es ihm nun doppelt angemessen, daß er, als reformirter Geistlicher und als Zürcher, den Reformator Zürich's besingen sollte. Dieser Gesichtspunkt war wol, wenn auch nur untergeordnet, nicht gerade glücklich, weil er geeignet war, die politische Seite von Zwingli's Leben und Thätigkeit, welche ebenso bedeutend ist wie die kirchliche, aber auch noch weniger poetisch als diese, in den Hintergrund zu rücken und die eben daher rührenden Schwierigkeiten poetischer Behandlung dieses Gegenstandes zu verdecken. Tobler machte eifrig und gewissenhaft die nöthigen historischen Studien, und eine Reihe von Bildern aus Zwingli's Leben begann sich vor seinem Geiste zu entfalten und zu beleben; aber eine so echt poetische Vision des Ganzen wie bei den „Enkeln Winkelried's“ stellte sich nicht ein, der Stoff wollte nie recht „aufquellen“. Nun fügte es das Unglück — vielleicht aber das Glück — daß der Dichter A. E. Fröhlich, der bereits U. Hutten besungen hatte, mit der Behandlung Zwingli's dem Freunde zuvor kam, der in seiner Bescheidenheit dann sofort von seinem Vorhaben zurücktreten zu müssen glaubte. Fröhlich war vielleicht zur Behandlung Zwingli's, soweit sie überhaupt möglich ist, geeigneter, aber auch er mußte die Ungunst des Stoffes stellenweise erfahren. Daß Tobler denselben in anderer Weise angegriffen hatte und wohl auch durchgeführt hätte, beweist der vollendete erste Gesang seines Gedichtes, der als Fragment in den von jüngern Dichtern herausgegebenen „Liedern des Kampfes“ 1848 erschienen ist.

An die Stelle der Beschäftigung mit Zwingli traten später eine Zeit lang Studien über Gustav Adolf. Schon als Knabe hatte Tobler in der Bibliothek des Großvaters die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ von Schiller, welche in einem Almanach mit Kupfern von Chodowiecky erschienen war, entdeckt und mit großem Interesse gelesen. Der Gegenstand entsprach seiner Lust an kriegerischen Ereignissen, welche merkwürdiger Weise neben seinem Hang zum Idyllischen bestand; zugleich konnte er dem an Zwingli unerfüllt gebliebenen Drange genügen, die Idee der Reformation zu feiern. Aber sei es nun, daß er zu dieser Aufgabe nicht mehr die nöthige Kraft in sich fühlte, oder daß die unternommenen historischen Studien ihn zu der Ansicht führten, daß auch bei Gustav Adolf neben dem religiösen Ideale sehr reale politische Interessen mitspielten, die nicht in Poesie aufzulösen waren — kurz: auch dieser Plan blieb unausgeführt. Und doch mußte dem Geiste der Neuzeit irgend eine Huldigung dargebracht werden. Wenn es nun als unmöglich erschienen war, die neue geistige Welt der Reformation

episch zu gestalten, so war dies leichter mit der Entdeckung der neuen Welt jenseits des Ozeans, welche ja ein bedeutsames Vorspiel der Reformation gewesen war. Und auch hier konnte der Dichter auf seine Jugend zurückgreifen, wo ihn die Geschichte des Columbus in der Darstellung von Campe mächtig angezogen hatte. Aber diesmal waren nicht bloß historische, sondern auch naturhistorische Vorstudien nöthig; es handelte sich ja um Darstellung des Weltmeeres und des tropischen Klimas, die der Dichter nie mit Augen gesehen hatte, und jedenfalls mußte hier die Phantasie dem Studium zu Hülfe kommen. Das Maß, in welchem dies ohne Verletzung der Naturtreue geschehen ist, wird immer ein Beweis für hohe poetische Begabung Tobler's bleiben; es ist erstaunlich, wie er sich in diese fremde, große Naturwelt, sowie auch in die Umgebung eines königlichen Hofes zu versetzen und darin zu bewegen wußte, fast so sicher wie in Nidwalden, das er so oft besucht hatte. Die Erzählung und Schilderung im „Columbus“ zeigt allerdings nicht durchgängig die Höhe und Kraft wie in den „Enkeln Winkelried's“, der Dichter war ja auch fast zwanzig Jahre älter geworden und durch häusliche Sorgen und Amtsgeschäfte mehr als früher in Anspruch genommen; aber er arbeitete mit offenbarer Liebe und einzelne Partien gelangen ihm vortrefflich; auch steht das Ganze in Absicht auf Sprache und Versbau wohl noch über dem ersten Werk. „Columbus“ wurde in der kurzen Zeit von zwei Jahren vollendet und erschien im Jahr 1846. Da der Gegenstand dem Vaterlande fern lag, fand auch die Dichtung bei Weitem nicht die Verbreitung und Anerkennung in der Schweiz wie die „Enkel Winkelried's“. Ein deutscher Kritiker hat sich sehr günstig über dieses Werk ausgesprochen.

Der Drang zur Dichtung hatte nun nachgelassen, aber erschöpft war er noch nicht. An ein größeres Werk dachte Tobler nicht mehr, aber zu einem kleinern fühlte er noch Lust und Kraft. Eine Art Heimweh nach Unterwalden und nach idyllischem Frieden (der übrigens auch im „Columbus“, bei der Schilderung der Indianer seine Stelle gefunden hatte) führte ihn auf Nikl. v. Flüe. Das frühere Leben dieses Mannes, und dann sein (damals noch unbezweifeltes) Auftreten an der Tagsatzung in Stans, bot Gelegenheit zu kriegerischen und patriotischen Szenen, mit welchen das Leben des Einsiedlers in um so wirksameren Contrast gesetzt werden konnte. Aber das Asketisch-Mystische, das Mirakulöse und spezifisch Katholische, welches auf der letztern Seite lag und nicht ganz zu umgehen war, konnte Tobler's Sinn für Natür-

lichkeit, Klarheit und gesund protestantische Religiösität nicht auf die Dauer anziehen. Seine Begabung war und blieb auf das große heroische Epos ausschließlich gerichtet und dafür war ihm nun die Kraft allerdings entschwunden. Er empfand das oft mit Wehmuth, aber auch mit klarem Bewußtsein der Unabänderlichkeit und darum zuletzt mit Ergebung. Als er sich in den Ruhestand zurückgezogen und die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte, erlebte er im Jahre 1868 noch einen kurzen Nachsommer poetischer Thätigkeit; aber er selbst war fern davon, diese Regung zu überschätzen, und es wäre irrig, zu glauben, eine bisher in ihm verborgene lyrische Ader sei erst jetzt noch aufgebrochen. Wir haben gesehen, daß er auch vor seiner epischen Periode und noch während derselben einzelne lyrische Gedichte verfaßte, und mehrere derselben dürfen wohl aus seinem Nachlaß noch mitgetheilt werden. Daß er nun am Schluß seiner dichterischen Laufbahn zu dieser Gattung zurückkehrte, ist also nicht auffallend, besonders da es nur für kurze Zeit geschah und der noch einmal erwachte Trieb sich, abgesehen von einigen scherzhaften Produkten bei Familienanläßen, auf eine der engsten Formen beschränkte, in denen lyrische Poesie sich bewegen kann, das Sonett. Die aus dieser Zeit stammenden Sonette enthalten, wie es diese keineswegs leichte Form verlangt, nur je ein Bild oder einen Hauptgedanken; die Stimmung ist ruhig und klar, etwas elegisch gefärbt oder didaktisch gewendet, wie es dem Greisenalter natürlich ist. Ein Grundgedanke, der durch die meisten dieser Sonette hindurchgeht, ist eben der, daß dem Alter nichts mehr beschieden sei als die Erinnerung, die sich dann freilich noch sinnig und rührend genug aussprechen kann.

Endlich muß noch erwähnt werden, daß Tobler, als er die produktive Kraft abnehmen fühlte, oder auch schon früher, wenn dieselbe zeitweise ruhte, zur Erholung oder zur Unterhaltung und Uebung einzelne Stücke fremder Dichter übersetzte, so eine Reihe von Sonetten Tasso's und eine Auswahl von lyrisch didaktischen Gedichten des Spaniers Luis de Leon u. A. Gute Uebersetzungen setzen immer ein gewisses Maß von eigener Produktionskraft voraus, aber nicht nothwendig gerade in der Gattung des Originals, und so beweisen die vorliegenden Proben eben auch nur, was sich von selbst versteht, daß die allgemeine poetische Anlage Tobler's ihn befähigte, die Schönheit lyrischer Gedichte zu empfinden und nachzubilden, während seine eigene Produktion fast ausschließlich auf die Epik beschränkt blieb und auch hier nur auf größere Werke gerichtet war, dagegen kürzere Erzählungen, Balladen u. dgl. nicht umfaßte.

Da die Uebersetzungen zunächst nur Lesefrüchte waren, so mögen hier zum Schlusse noch einige Notizen über die Lektüre folgen, welche jedenfalls als eine Nahrungsquelle für die eigene Poesie Toblers zu betrachten, übrigens gelegentlich schon früher erwähnt worden ist. Sehr reichhaltig und manigfaltig war sie nicht, da schon der Aufenthalt auf dem Lande die Herbeischaffung vieler Bücher erschwerte; aber was Tobler besonders schätzte und liebte, las er immer wieder. So kam es, daß er aus römischen und italienischen Dichtern, besonders Virgil und Tasso, große Partien auswendig wußte und oft halb oder ganz laut vor sich her sagte, was ihm zu verschiedenen Zeiten und Zwecken wohl zu Statten kam.

Von Homer hatte er nur die Ilias im Original gelesen und begnügte sich später mit der Vossischen Uebersetzung. Viel geläufiger war ihm das Lateinische, und zwar neben Virgil noch Ovid, Horaz und besonders auch Tibull, von italienischen Prosaikern las er hauptsächlich Guicciardini; unter den Dichtern verehrte er neben Ariosto und Tasso doch auch Petrarca; von Dantes „Göttlicher Comödie“ war ihm, wie wol den Meisten, die „Hölle“ vertrauter als das „Fegfeuer“ und „Paradies“, weil dort größere Anschaulichkeit und Verständlichkeit herrscht. Die spanische Sprache und Literatur lernte er erst später kennen und las dann mit Vorliebe die Cid-Romanzen, von Cervantes die „Numancia“ und Don Quixote, daneben vermischte Gedichte aus der „Floresta“ von Böhl de Faber. „Die Lusiaden“ des Camoëns hatte er aus der Uebersetzung von Donner kennen gelernt, bevor er dazu kam, sie auch noch im Originale zu lesen. Mit Vergnügen las er später auch Firdusi in der Uebersetzung von Schack. Neben diesen vorherrschend epischen Dichtungswerken blieben die lyrischen und dramatischen, und neben den ausländischen die einheimischen nicht vernachlässigt; doch fand Tobler am Drama, ausgenommen die Stücke von Göthe und Schiller, wenig Geschmack; von neueren deutschen Lyrikern liebte er Hölderlin, Rückert, Lenau und Geibel.

Ebenso viel Anregung wie aus der Lektüre schöpfte Tobler aus dem innigen Verkehr mit der freien Natur, den er von Jugend an bis in sein höheres Alter pflegte, besonders aber gerade in den Jahren, wo er am meisten mit dichterischer Produktion beschäftigt war. Zu dieser Thätigkeit, sowie zur Conception von Predigten war ihm Bewegung in der Natur fast Bedürfniß und Bedingung. Als er in Hirzel die „Enkel Winkelrieds“ ausarbeitete, unternahm er häufige Ausflüge in

den Sihlwald und in das benachbarte Hügelland von Zug. Er machte sich am Nachmittag auf den Weg und marschirte etwa eine Stunde; dann ließ er sich in einem ländlichen Wirthshaus einen Kaffee geben, der seine Lebensgeister erhöhte, und auf dem Heimweg kamen ihm dann bei raschem Gang oft längere Reihen von Stanzen zu Sinn, die er, oft schweißtriefend zu Hause angelangt, sogleich zu Papier bringen mußte, um sich des Ueberdranges zu entledigen. Von Embrach aus, dessen nähere Umgebung wenig Naturschönheiten darbot, besuchte er das Bülacher Hard, welches damals noch viele schöne Eichen enthielt, oder den dortigen Lindenhof, oder die Gegend, wo die Töß sich mit dem Rheine vereinigt. In seinen letzten Jahren, wo ihm weitere Gänge bereits Mühe verursachten, waren der Zürichberg, das Sihlhölzli, die hohe Promenade, der Platz, der botanische Garten, und eine Stelle in der Enge, dicht am Ufer des See's, die Orte, die er abwechselnd regelmäßig besuchte und die ihm die letzten poetischen Gedanken einflößten.

Größere Gesellschaft suchte er nicht auf, während er in engern Kreisen leicht angeregt und anregend war. Dagegen besuchte er gern die schweizerischen Volksfeste, besonders die Schützenfeste, und damit hängt zusammen, daß er militärischen Uebungen beizuwohnen oder sogar nachzureisen nicht versäumte; schon den Knaben hatten ja kriegerische Schauspiele umgeben und lebendige Anschauungen aus diesem Gebiete waren ihm für seine episch-heroische Dichtung unentbehrlich. Diese Neigung stand mit seiner persönlichen vorwiegend sanften und stillen Natur in keinem unlösbaren Widerspruch, und er huldigte auch den Künsten des Friedens, indem er Gemäldeausstellungen und musikalische Aufführungen besuchte, so oft ihm Gelegenheit dazu gegeben war.

Freundschaft verband ihn, nachdem er seinen Jugendfreund verloren hatte, mit Männern, welche gleich ihm zum geistlichen Stand dichterischen Beruf hinzubrachten, vor Allen mit A. E. Fröhlich, dann mit Bornhauser und mit den jüngeren zürcherischen Dichtern R. Weber, A. Hafner, J. Kübler, C. Meier, überdieß mit dem zu früh verstorbenen Maler Steiner von Winterthur, der den Plan gehegt hatte, Illustrationen zu den „Enkeln Winkelrieds“ zu entwerfen, und mit dem Historienmaler Vogel, der dazu wohl noch befähigter gewesen wäre, wenn seine Vorliebe nicht der ältern Zeit gegolten hätte.

Ueber allen diesen anregenden und fördernden Einflüssen darf aber nicht vergessen werden, daß die innerste und reinste Quelle der Poesie im Gemüthe des Dichters selbst fließt, bei dem einem ungestüm sprudelnd

und stürmisch aufwallend, bei anderen sanft und klar, aber unaufhaltsam hervorquellend. Tobler gehörte zu den Naturen der letztern Art; sein Gemüth war kindlich rein und harmlos, harmonisch gestimmt, darum auch mehr zur Darstellung des einfach Großen und Schönen in Natur und Geschichte als zur Charakteristik tiefer liegender Eigenthümlichkeiten geeignet. Aber der Gegensatz zwischen Klassisch und Romantisch reicht im vorliegenden Fall so wenig wie in ähnlichen aus, die Naturanlage eines Dichters mit einem Schlagworte zu bezeichnen. Dieselbe war bei Tobler ohne Zweifel mehr dem klassischen Charakter zugeneigt, aber die romanischen Muster, denen er nachstrebte, und die Gegenstände neuerer Geschichte, denen er seine Muse weihte, lassen auch einen romantischen Zug in ihm nicht verkennen. Die Mischung beider Elemente beruht auf jenem Unaussprechlichen und Unnahbaren, das eben den Zauber der lebendigen Persönlichkeit ausmacht und in keiner analytischen Betrachtung ohne Rest aufgeht.

So kann denn auch, was Tobler als Mensch seinen Nächsten und in allgemeinern Beziehungen war, hier nicht wohl dargestellt werden; natürlicher Edelsinn, lautere Wahrhaftigkeit, Herzensgüte und Bescheidenheit waren Grundzüge seines Wesens.

Wie warm er für das Vaterland fühlte, zeigte jede Strophe seines Hauptwerkes, aber auch der Vaterstadt bewahrte er eine unauslöschliche Anhänglichkeit und begleitete mit ungeschwächter Theilnahme, während er selbst alterte, die fortschreitende Verjüngung derselben. So möge denn sein Andenken in ihr nicht veralten!

Anhang.

Gedichte aus dem Nachlaß von Salomon Tobler.

I. Aus der frühern Zeit.

Wiedersehen der Heimat.

Ich kenne dich, du schönes Jugendland,
Von zauberischem Reize rings umgossen.
Du bist's, wo an der Unschuld reiner Hand
Des Lebens schönste Tage mir verflossen.

Verweile, Fuß! Hier von des Hügels Rand
Will ich an süßem Anschau'n mich ergetzen,
Den theuren Boden, den ich endlich fand,
Will ich mit heißen Freudethränen netzen.

Sei mir gegrüßt, du anmuthvoller Ort!
Seid mir gegrüßt, ihr moosbewachs'nen Hütten!
Euch müsse überschwenglich fort und fort
Des Himmels vollster Segen überschütten!

Ein Engel schütze mit demantnem Schild
Auf ewig euch vor wilden Feindesheeren!
In gold'nen Saaten prange dies Gefild!
Des Obstes Fülle soll den Baum beschweren!

Dort jenes Haus, vom Garten still umblüht,
Auf dessen Dach sich weiße Tauben sonnen,
In dessen Fenstern roth die Sonne glüht,
Bot mir der Kindheit unvergess'ne Wonnen.

Dort, wo am Fenster rankt der Purpurwein,
Goß edle Vatertreu die ersten Lehren
Der Gottesfurcht dem zarten Herzen ein,
Der Sünde bösen Keimen früh zu wehren.

Dort ist die Kammer, wo ich selig schlief,
Umgaukelt von der Kindheit Unschuldsträumen;
Dort träumt' ich, bis der Morgenstrahl mich rief,
Von meinen Lämmern und von meinen Bäumen.

Dein sanftes Murmeln rühret neu mein Ohr,
Du lieber Bach; noch rollst du deine Perlen,
Noch blickst du aus der Weiden Kranz hervor,
Noch schlingest du, wie ehmals, dich durch Erlen.

Zu jenen Fluren, dort am Schattenhain,
Hab' ich den Hirtenknaben oft begleitet,
Von jenen Fluren bei des Mondes Schein
Die satten Lämmer jauchzend heimgeleitet.

Auch ihr steht noch, von Epheu grün umrankt,
Auf eurer Höh', zerfall'ne Schlossesmauern,
Um die ich oftmals wie im Traum gewankt,
Geheim ergriffen, wie von Geisterschauern.

Horch! süßer Ruf! der alten Glocken Ton
Hallt heimisch mir vom Kirchenthurm entgegen.
Wie schnell ist meines Lebens Lenz entfloh'n!
Ein Fremdling steh' ich auf der Heimat Wegen.

Was pochst du, Herz, von lautem Sturm empört?
Beklagst du, was die Zeiten dir entrafften?
Ach! lange schon ist jenes Glück zerstört,
Durch Flammengluthen wilder Leidenschaften.

Arm kehr ich heim! wie wer im Wogensturm
Des falschen Meers sein ganzes Glück verloren,
So hab' ich in des Lebens grausem Sturm
Der Kindheit Unschuld, Glauben, Ruh' verloren.

Was säum' ich länger hier? hinein, hinein,
In meines Edens langbeweinte Lauben!
Was ich verlor, sei ewig wieder mein,
Der Kindheit Unschuld, Ruh' und frommer Glauben!

Einst und jetzt.

Selige Zeiten! o kehret zurück, ihr Tage der Vorwelt,
Wo mit den Seinigen fromm lebte der Vater als Hirt.
Nur sein eigenes Haus vereinte zu täglicher Andacht,
Liebe belehrte da nur, Liebende horchten mit Lust.
Unerforschliches wagte man nicht verwegen zu lehren,
Und das Klare ward nicht trübe in Räthsel gehüllt.
Nicht in der Schulen erstickendem Qualm, aus verschollenen Zungen,
Nicht aus gehäuftem Papier wurde die Wahrheit geschöpft:
Wem Natur und Gewissen und Herz die Gottheit enthüllten,
Nimmermehr sehnte sich der weg von dem Borne zum Sumpf.
Nicht in beängstenden Mauern von Menschenhänden gebauet,
Nein, auf der duftenden Trift, auf den beherrschenden Höh'n
Ewiger Berge erkannte man froh die göttliche Allmacht,
Glänzendes Himmelsgewölb war der Verehrenden Zelt.
Blühende Erde, du Garten des Herrn, ihr heilige Schatten
Rauschender Cedern, du Hain mächtiger Eichen, du Strand
Wallender Meere, du warest und bist der Tempel der Gottheit,
Weisest dem sehnenden Blick zeugende Spuren des Herrn. —
Selige Zeiten, o kehret zurück, ihr Tage der Vorwelt,
Wo Verkünder des Herrn jeglicher Vater noch war!

An M. H.

1. Zwang und Drang.

Grausam ist es, aus der Hütte Frieden,
Wo der Baum ihm schattend kühlt die Stirn,
Hinzutreiben auf der Berge Firn
Durch ein Machtgebot den Reisemüden.

Grausam auch, Gesang dem zu befehlen,
Den des Lebens bunt Gewirr umdrängt:
Kann die Brust, von Mauern rings beengt,
Heilige Begeisterung beseelen?

Aber rührtest du, zum Sang gezwungen,
Doch so rein und voll der Saiten Gold,
Ach, wie singst du dann erst süß und hold,
Wenn dich freie, hohe Lust durchdrungen;

Wenn sich schnell Gedanken auf Gedanken
Folgen, wie im Strome Flut auf Flut,
Wenn, getaucht in Zauberfarbenglut,
Tausend Bilder vor der Seele schwanken;

Wenn die volle Brust, sich zu entladen
Ihres Dranges von Gefühl, im Klang
Ausströmt ihres Reichthums Ueberschwang
Und die Augen sich in Thränen baden;

Wenn die Wangen sich von Feuer röthen,
Das Begeist'rung lodernd angefacht,
Und du hoch der Erdenthäler Nacht
Dich entschwingst, und allen ihren Nöthen;

Wenn der Freundschaft sel'ges Loos du singest,
Wenn Natur, die schöne, dich entflammt,
Oder Tugend, die vom Himmel stammt,
Und du hoch empor zu Gott dich schwingest? —

Könnt' ich, ach, dann nahestehend lauschen,
Folgen dir hinab in Thales Schacht,
Folgen in des Waldes heil'ge Nacht,
Wo am Fels des Waldstroms Wellen rauschen!

Sinnend kehrt' ich heim, mit süßem Ahnen
Weckt' ich deiner Lieder Nachhall nur,
Wie der Schüler, hoher Meister Spur
Mühsam nachklimmt auf des Ruhmes Bahnen.

2. Das Echo.

Vor manchem Jahr, dem Vater angeschlossen,
Dem Reisefrohen, noch im Alter jung,
Trat ich, — erneue mir, Erinnerung,
Erneue, was wir einst vereint genossen! —

Ich trat mit ihm in unsres Hochlands Mitte
Stand an der ew'gen Alpen Felsenfuß;
Bewunderndes Verstummen war der Gruß,
Entzückungsschauer folgten unserm Schritte.

Erstiegen war ein hoher Bergesrücken.
In's schöne Haslithal zur Linken bald,
Bald sah'n wir rechts hinab nach Grindelwald,
Und dann empor, empor mit trunk'nen Blicken.

Denn, ob wir auch gestiegen steil und steiler,
Viel Stunden lang zum hohen Bergesjoch,
Erhab'ner, majestätischer nur noch
Umragten uns des Gottestempels Pfeiler.

Uns gegenüber hob sich ungeheuer
Des Wetterhorns granitne Felsenwand,
Das Eis, das krönend seine Stirn umwand,
Vom Sonnenstrahl verklärt zum Silberfeuer.

Wetteifernd streckten sich des Mettens Firnen;
Von ihm durch tiefe Gletscherkluft getrennt,
Erhoben sich in's blaue Firmament
Des Mönchs und Eigers kühne Heldenstirnen.

Wir weilten, all' die Wunder zu betrachten;
Still war's im Heiligthume der Natur;
Das große Schweigen störten selten nur
Lawinendonner, die zu Thale krachten.

Derweil wir lagerten auf grünem Rasen,
Trat bieder grüßend her ein Bergessohn,
Jung, blühend, und begann in kräft'gem Ton
Das heimatliche Alpenhorn zu blasen,

Einfach und kunstlos; doch es ruhte Fülle
Von Wehmuth, Lust und Lieb' im schlichten Klang,
Der wonnevoll zu unsern Herzen drang
Und Leben rief in diese Todtenstille.

Gebirge, Thäler, Wald und Felsenhöhlen
Durchschütterte des Hornes lauter Stoß;
Die starren Gletscher in der Schluchten Schoß
Begannen sich nachhallend zu beseelen.

Jetzt nahm der Hirt das krumme Horn vom Munde;
Wir aber hörten mit gespanntem Ohr,
Wie leis und leiser sich der Schall verlor,
Bis wieder Stille herrscht' in weiter Runde.

Doch horch! o Wunder! jetzt nach langem Säumen
Erklinget leis, doch in gemess'nem Fall,
Anschwellend dann der reinste Wiederhall,
Herschwebend aus der Oede fernsten Räumen.

Vernahmen wir der Engel sel'ge Stimmen?
War's, o Natur, dein mütterlicher Ton?
Sprachst du, Helvetia, zum geliebten Sohn?
Wie zarte Harfentöne sanft verschwimmen

In heil'gen Nächten, wie die milde Flöte
Mit seelenvollem Hauche dich umweht,
Als ob ein Engel, der dein Leid versteht,
Aus lichten Höh'n den Friedensgruß dir böte:

So war der Ton. Des Alphorns Melodien
Verfolgt' er treu, doch wunderbar verklärt,
Wie frei vom Erdenleib. der sie beschwert,
Zu bessern Welten reine Geister fliehen. —

So hört' ich jüngst, so hört' ich gestern wieder,
Geweckt von meiner Stimme rauhem Klang,
Ein schön'res Echo. Bring mir, schlichter Sang,
Noch oft im Wiederhall so süße Lieder.

Warnung.

Tief ruht das Haus des Herrn im Morgenscheine
Des Feiertags, als träumt es frommen Traum.
Da sammelt leisen Gangs sich die Gemeine,
Der Tempel faßt zuletzt die Beter kaum.
Jetzt angestimmt vom gläubigen Vereine
Erfüllt der Psalmen Chor den heil'gen Raum
Und rauscht gewaltig durch die hohen Hallen,
Wie eines Oceans bewegtes Wallen.

Vom Kranz der Berge eilt der schwachen Quellen
Und unberühmten Bäche Schaar hervor,
Und stürzt in Thaleskluft; die Wogen schwellen,
Allmälig steigt ein breiter See empor;
Zuletzt bestürmt der Ueberfluß der Wellen
In wildem Zorn der Uferfelsen Thor:
Ein Strom hat sich die Pforten aufgeschlossen
Und seiner Wasser Schwall hindurch ergossen.

Das Wetter rüstet sich in heißen Lüften
Viel schwüle Wochen lang in tiefer Ruh;
Aus Sumpf und Moos und See und Wald und Klüften
Zieht ungesehen Gluth und Dunst ihm zu.
Und jetzt, das Flammenschwert an schwarzen Hüften,
Braust es daher und zitternd hörest du
Der Schlossen Klang, des Donners lautes Raßeln,
Der Felsen Sturz, getroff'ner Wälder Prasseln.

Es pflegt der Mutter zärtliches Bemühen
Des Mädchens Reiz, den noch die Knosp' umschließt,
Unwandelbar. Doch Jahre nah'n und fliehen,
Eh' sich der Jungfrau voller Reiz ergießt;
Nun siehst du erst der Schönheit Zauber blühen,
Der Stirn und Wang und Mund und Brust umfließt.
Der Jüngling staunt dem himmlischen Gebilde,
An Anmuth reich und froher Kraft und Milde.

Das Große kann nur mählich sich gestalten,
Nur Reife labt mit würz'ger Süßigkeit.
Du siehst die Schönheit zögernd sich entfalten,
Und reiche Fülle schenket nur die Zeit.
Ob auch des Augenblickes segnend Walten
Dem Genius den Lichtgedanken beut:
Begeist'rung muß dem Fleiße sich verbünden,
Vollkomm'nes nur wird jedes Herz entzünden.

So gönnt des Sängers süßem Mund zu schweigen,
Wenn leis und liebend noch der Busen schafft.
Nie werde eines edeln Baumes Zweigen
Von roher Hand die Frucht noch herb entrafft,
Bis segenschwer sich volle Aeste neigen
In gold'nem Glanz mit Früchten voller Saft.
Die sind die besten, die bei Zephyr's Spielen
Durch eigenes Gewicht zur Erde fielen.

II. Aus der letzten Zeit.

Die Linde.

Noch stehst du da, so stark und schön, o Linde,
Wie ich als Kind dich staunend oft betrachtet;
Du hast die Macht der Zeiten nichts geachtet,
Kaum daß ich ihre Spuren an dir finde.

Du hast den wilden Zorn empörter Winde,
Hast Sonnengluth und Winterfrost verachtet,
Und wenn dich Ungewitter schwarz umnachtet,
So ritzt' unschädlich dir der Strahl die Rinde.

Noch schmückt dich reiches Laub, und wie vor Jahren
Kühlst du den Wanderer mit breitem Schatten.
Wer war denn deiner langen Blüth' Erhalter?

Ich wank' einher, erschöpft, in grauen Haaren,
Der Jahre Last ließ jede Kraft ermatten:
Wie bald ereilt den Menschen doch das Alter!

Der Greis im Frühling.

Der heiß ersehnte Lenz kehrt endlich wieder.
Wie freut sich mein erlöschend Auge dein,
Du frisches Grün der Flur! O Sonnenschein,
Du wärmst so mild die frosterstarrten Glieder.

Der Schwermuth Wolken flieh'n, die tief darnieder
Den matten Greis gedrückt; es weicht die Pein
Des Kranken, Frohsinn herrscht, wenn rings im Hain
Und Feld erschallen munt'rer Vögel Lieder.

So freut der Frühling mich. Und wär's der letzte,
Weil das Geschick des Lebens Ziel mir setzte,
Fürwahr, am liebsten möcht' es jetzt verglüh'n,

Jetzt, da von ewig sich erneu'ndem Leben
Und froher Auferstehung Zeugniß geben
Des Himmels neuer Glanz, der Erd' Erblüh'n.

Der dichtende Großvater.

Einst flehte fromm zu seinem Gott mein Ahn',
Den noch der Gegenwart Geschlechter ehren,
Der Leier süßes Spiel ihm zu gewähren
Im Alter noch, am Schluß der Lebensbahn.

Und sieh! Er nahm sein Fleh'n in Gnaden an:
In Jahren, die sonst jede Kraft verzehren,
Ließ er die seine wunderbar sich mehren,
Und singend starb er, wie der heil'ge Schwan.

Möcht' auch mein Flehn empor zum Himmel dringen
Wie dein's, geliebter Vater, frommer Greis!
Vermöcht' auch ich im Alter noch zu singen,

Zur Lust den Menschen, dir, o Gott, zum Preis!
O schönes Loos, bekränzt mit grünem Reis,
Des Geistes voll, sich in den Himmel schwingen!

Die Väter.

Oft denk' ich euer, heimgegang'ne Väter,
Die ihr in Zürichs Stadt und weit herum
In Glaubenskraft das Evangelium
Gepredigt, treue Hirten, fromme Beter.

Nicht Lehrer bloß, ihr war't des Wortes Thäter,
Geschmückt mit reinen Wandels hohem Ruhm;
Nun steht ihr in des Himmels Heiligthum,
Und eurer Arbeit Segen — nie vergeht er.

Wenn mich nun bald der Tod zu euch versammelt,
Wie werd' ich wohl in euer'm Kreis empfangen,
Ihr, einst der Kirche Zier und helle Lichter?

Schwach ward der Wahrheit Wort von mir gestammelt;
Doch konnt' ich auch nicht euern Ruhm erlangen,
So grüßt ihr freundlich doch vielleicht den Dichter.

An die Einsamkeit.

1.

Kannst du deine Gaben ganz versagen
Deinem treu'sten Freunde, Einsamkeit?
Mich zu segnen, war'st du doch bereit
Stets in den vergang'nen schönern Tagen;

Heiltest Wunden, noch so tief geschlagen,
Wecktest meinen Muth zu heißem Streit,
Vom Gewühl' der Erde unentweiht
Hast du himmelan mich oft getragen.

Du warst's, die mir feur'ge Phantasien,
Bilderfülle, Hochgefühl verlieh'n,
Vaterländ'scher Helden Ruhm zu singen.

Oefter noch und lieber weilt der Greis
Jetzt in deiner Wälder ernstem Kreis:
Und du willst ihm keine Gabe bringen?

2.

Doch ich weiß, Du bist es nicht alleine,
Die ihn weiht, der Großes sinnt und thut:
Auch die Kraft ist's und der kühne Muth,
Der uns hebt im Lebensmorgenscheine.

Und die Liebe, mit ihm im Vereine,
Des entzückten Herzens Feuergluth
Und der schwellenden Gefühle Fluth,
Deren Flucht ich hoffnungslos beweine.

Aber Eines kannst du doch verleih'n:
Deinem stillen Schooß entspringt die Quelle
Der Erinnerungen früh'ster Zeit.

Bilder seliger Vergangenheit
Zeige mir denn, bunte, farbenhelle —
Und mein Alter wird nicht trostlos sein.

Die früheste Erinnerung.

Schau' ich zurück durch langer Jahre Raum,
So weit nur sinnend die Gedanken tragen,
Den Anfang des Bewußtseins zu erfragen,
So sah ich — täuscht mich nicht ein leerer Traum —

An meines jungen Daseins dunkelm Saum,
(Den Ort, die Stunde weiß ich nicht zu sagen),
Von weichem Arm der Mutter sanft getragen,
In lichtem Schimmer einen Weihnachtsbaum.

Es ist kein Traum, der Zweifel sei verbannt;
Das Bild, das mir so tief in's Herz hinein
Geprägt ist, daß der Tod nur es vertriebe,

Es ist der Weihnachtsbaum: das süße Pfand
Von Gottes Huld und treuer Elternliebe
Muß der Erinnerungen erste sein!

Der erste Gang nach Nidwalden.

Wie staunte doch des zarten Knaben scheuer
Und banger Blick, als er an Vaterhand
Zum ersten Mal betrat Nidwalden's Strand,
Verheert von der Franzosen Schwert und Feuer!

In Schutt und Asche lagen Haus und Scheuer,
Kapell' und Kirche von geschürtem Brand,
Und hoch hinan vom See zur Bergeswand
Nur Trümmer, schwarz Gebälk und öd' Gemäuer.

Und als den Vater ich erzählen hörte
Vom wilden Kampf, von der Barbaren Wuth,
Und von der Alpensöhne Heldenmuth:

Wie Haß und Liebe da mein Herz empörte!
Was dort des Kindes weiche Brust durchdrang,
Das reifte mächtig zu des Mann's Gesang.

Auf der hohen Promenade.

Zur Rechten rauscht der Stadt Gewühl', es blinken
Viel stolze Villen, roth vom Sonnenstrahle;
Es lacht der blaue See, in weiter Schale
Der reichen Ufer, die zur Freude winken.

Ein laut Getön von Geigen, Hörnern, Zinken,
Steigt auf vom See und vom geschmückten Saale,
Wo frohe Gäste sich nach üpp'gem Mahle
Im Tanze dreh'n und volle Becher trinken.

Links aber dehnen sich in langen Reih'n
Die Gräber, Kreuz an Kreuze, Stein an Stein,
Beschattet von Cypressennacht und Tannen.

Hier waltet Stille, tönt kein Lebensklang;
Wer zählt die Thränen alle, die hier rannen? —
Und Tod und Leben trennt ein schmaler Gang!

Antistes Breitinger's Reise nach den Niederlanden.

Ein Kulturbild aus den Jahren 1618—1619.

Von J. R. Wolfensberger.

Nicht die Studienreise des jungen Gelehrten oder Candidaten des Predigtamtes J. J. Breitinger von 1593—1596, sondern die 25 Jahre später stattgehabte Reise des zum Leiter des Kirchenwesens Zürichs und zum Berather auch der ausländischen reformirten Kirchen herangereiften Mannes gedenken wir nach seinen eigenen und seiner Reisegenossen Aufzeichnungen vorzuführen, und zwar in kulturhistorischem Interesse, indeß wir die kirchlich-theologische Seite unberührt lassen als der Fachwissenschaft angehörig. Zum Verständniß jedoch mag einleitungsweise die Veranlassung der Reise, die durchaus einen amtlichen Charakter hatte, vorausgeschickt werden, zumal auch die Vorbereitungen dadurch bedingt waren, welche in unsere Darstellung gehören. Die Reise selbst, auch abgesehen von ihrer Bestimmung, verdient an sich schon und um der Zeit und des Mannes willen gekannt zu werden, was schon aus früheren Veröffentlichungen hervorgeht. Der erste Herausgeber des Reise-Tagebuchs J. J. Ulrich sagt zwar nur: „Ist ein kleine Curiosität für zürcherische Liebhaber von solchen Sachen." Uns ist sie aber mehr, zum mindesten ein Kulturbild, welches eine Mannigfaltigkeit merkwürdiger Verhältnisse in sich faßt.

Betreffend die Behandlungsweise nur diese Bemerkung: Eine freie Darstellung und Beschreibung der Reise durch selbstständige Bearbeitung des Materials hätte manchen Vorzug; allein der alterthümliche Original-Charakter der Quellen sollte nicht ganz verwischt werden, sondern einigermaßen hervortreten, weil er nicht nur sein Anziehendes hat, sondern auch die Zeit dem Auge des Beschauers lebendiger vorführt. In welchem Verhältnisse dann die verschiedenen Urkunden und ihre Benutzung abwechseln, ist für den Leser von geringerer Bedeutung, in den meisten Fällen jedoch unschwer zu erkennen.*) Es lösen sich nämlich deutscher

*) Der Basler gibt sich stellenweise sogar durch den unvermeidlichen Dialekt zu erkennen, z. B. „Irte" für „Uerte".

Grundtext, bald wörtliche, bald freie Uebersetzung aus dem Lateinischen und freie Wiedergabe ab. Die mehr als hundert Citate und Verweisungen auf die Quellen sind als überflüssiger Ballast weggelassen, da der gelehrte Nimbus nicht zur Sache gehört.

I. Veranlassung und Zurüstung.

Die vereinigten Staaten (Provinzen) der Niederlande hatten in langen und blutigen Kämpfen gegen Spanien die politische und religiöse Freiheit in einer Weise und mit solchen Opfern errungen, daß das Nationalgefühl außerordentlich gestählt und dem Volke ein Charakter aufgeprägt wurde, der auch heutzutage, namentlich in religiöser Hinsicht, nicht ganz verwischt ist. Damit hatte das Land zugleich „eine Kraft und einen Aufschwung gewonnen, daß neben dem blühendsten Verkehr in Handel und Gewerbe sich auch ein ebenso reiches geistiges Leben entfaltete, so daß Holland im Anfang des 17. Jahrhunderts durch die Zahl und den Ruhm seiner gelehrten Theologen in der reformirten Kirche die erste Stelle einnahm.“ Ueber den geistigen Aufschwung und das wissenschaftliche Leben der Holländer zu jener Zeit sagt ein zürcherischer Kenner*): „Der harte und langdauernde, aber mannhaft geführte Befreiungskrieg wider den terroristischen Katholizismus der Spanischen Macht (allein unter Carl V. waren 50,000 Evangelische hingerichtet worden; Philipp II. von 1555 an war noch weit grausamer), das Vertheidigen und Wiedererkämpfen alter Freiheiten und Rechte hat dem geistigen Leben den kräftigsten Anstoß gegeben zunächst für die unmittelbar im Kampfe gelegenen Gebiete theils des Staats- und Völkerrechts, theils der Kirche und ihrer Theologie. Durch das 17. Jahrhundert hinab treten die Theologen der vereinigten Provinzen in den Vordergrund, die holländische Gelehrsamkeit schreitet den Zeitgenossen voran. — — — Die Holländer ragen bald über Alle hervor, so daß vielleicht niemals die Christenheit eine solche Zahl bedeutender Theologen vereinigt gesehen hat, wie damals im kleinen Raum der reformirten niederländischen Provinzen. Der zürcherische Antistes Breitinger kann nicht Worte genug machen über die holländische Gelehrsamkeit an der Synode zu Dortrecht. . . .“

---

*) Alex. Schweizer: Centraldogmen II., 25, 26, 28.

„Für die Bedürfnisse der niederländischen reformirten Kirche stiftete man 1575 die Universität Leyden als Belohnung der Stadt für ihren heldenmüthigen Widerstand gegen die Spanier; später die hohe Schule zu Franecker 1585, zu Groningen 1612, zu Utrecht 1636, zu Harderwyk 1648. Nirgends ist auf so kleinem Raume so viel für die wissenschaftliche, namentlich die theologische Bildung gethan worden, wie damals in den vereinigten Provinzen. Gewerbfleiß und Handel boten die Mittel; der allgemeine Wohlstand erregte die Bewunderung der Auswärtigen, welche zur Dortrechter-Synode gekommen sind."

Aber die gewonnene Einheit, Friede und Wohlstand der Kirche kam durch eine neologisirende Partei, deren Keime auf Erasmus von Rotterdam zurückgeführt werden, deren Haupt und eigentlicher Begründer aber Jakob Arminius (eigentlich Harmensen oder Hermanni) von Ouden Water (Alt-Wasser) an der Yssel, Prediger zu Amsterdam, dann Professor zu Leyden (gestorben 19. Oktober 1609) war, in die äußerste Gefahr, wogegen Land und Kirche zu schützen von „Prinz Moriz" und den „General-Staaten" (Regierung der verbündeten Provinzen) eine General- oder National-Synode nach Dortrecht auf den 1. November 1618 veranstaltet wurde. Es handelte sich um die Bewahrung der reformatorischen Lehre und der kirchlichen Bekenntnisse von der Gnadenwahl, von der Genugthuung Christi, von dem freien Willen, von der Beharrung gegen pelagianische und sozinianische Entstellung.

Wie nun in jener Zeit die reformirten Kirchen der verschiedenen Länder schon um ihrer Selbsterhaltung willen, noch mehr aber durch die Einigkeit des Glaubens, durch gemeinsames Streben der theologischen Wissenschaft und durch reiche Liebesthätigkeit in den Tagen der Noth und Drangsal mit einander innig verbunden waren und in regem Wechselverkehr standen, so war dies besonders zwischen den Niederlanden und der Schweiz, namentlich Zürich, der Fall. Betrachteten doch die Niederländer die schweizerische Kirche als ihre Mutterkirche. Haben doch Zürich und Niederland gemeinsam ihrer bedrängten Glaubensgenossen in Böhmen, Ungarn, Italien, Frankreich u. s. w. sich angenommen. Haben ebenso zürcherische Kirchenmänner wie Breitinger in Holland ihre Studien vollendet und dauernde Verbindungen angeknüpft. Ist ferner der gelehrteste aller Theologen, den Zürich je gesehen, J. H. Hottinger, als Orientalist nach Holland berufen, d. h. gleichsam leihweise von dem Zürcher Rathe für etliche Jahre an die Universität Leyden

abgetreten worden, woran ihn nur, im Begriffe der Abreise, der plötzliche Tod beim Umschlagen seines Kahnes in der Limmat verhinderte.*) Ja, sind sogar bis tief in's 19. Jahrhundert hinein zürcherische Feldprediger die geistlichen Begleiter der Schweizerregimenter in Holland gewesen (wie noch Pfarrer von Meyß in Zollikon und Antistes Brunner bei St. Peter).

Zu jener großen Nationalsynode nun war man bemüht, als Beisitzer und begutachtende Mitglieder**) auch zahlreiche Ausländer von den betreffenden Regierungen zu gewinnen, wie aus der Pfalz, aus Frankreich, woselbst der König es verhinderte, aus England und Genf, so auch aus der deutschen Schweiz Abgeordnete von Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen. Zwar hatte man hierorts trotz aller Theilnahme für die Angelegenheit anfänglich gewichtige individuelle Bedenken, welche eingehend erörtert wurden. Diesen aber wußte der holländische Gesandte, Peter von Brederode,†) schriftlich und mündlich wirksam zu begegnen, und die reformirten Städte gingen auf die Einladung (vom Juni 1618) ein. Speziell Breitinger wurde noch durch seinen Studienfreund Johann Bogermann, nachherigen Präsidenten der Synode, zur Theilnahme bestimmt und ward, einmal in die Sache eingetreten, eines der einflußreichsten Mitglieder unter den schweizerischen und ausländischen Abgeordneten. Die Einladungsschreiben waren von den Generalstaaten, dem Prinzen Moriz von Oranien und dem Grafen Wilhelm von Nassau ausgegangen. Auch der Churfürst Friedrich von der Pfalz hatte die Schweizer zur Theilnahme ermuntert.

So ward denn nach reiflich gepflogenen Erwägungen und erstatteten Gutachten über das pro und contra der Beschickung der Synode zuerst auf einer Zusammenkunft in Aarau am 18. September von 13 geistlichen und weltlichen Abgeordneten der vier eingeladenen Städte eine Uebereinkunft getroffen und eine gemeinsame Instruktion nach dem

*) Das tragische Ende des berühmten Mannes ward in einem Trauergedicht gefeiert, worin die Strophe vorkommt:

„Herr Doktor mußte enden,
Frau Doktorin konnte länden."

**) Nicht um gleichberechtigt mitzustimmen und maßgebend zu entscheiden, sondern um durch ihren Rath und ihre Gutachten behülflich zu sein, die Reinheit der evangelischen Lehre und die Eintracht in der holländischen Kirche wieder herzustellen.

†) „Rien, ou Bien!" schrieb dessen Namensvetter Walraf von Brederode in's Stammbuch der Dortrechter Synode.

Zürcher, d. h. wohl Breitingerischen Entwurf aufgestellt, wozu Bern noch eine besondere fügte. Ueberdieß faßten die Theologen jeder der vier Städte schriftliche Gutachten über die fünf streitigen Punkte der Niederländer ebenfalls nach dem Zürcher Entwurf ab. Es hat hienach Breitinger schon in den vorbereitenden Verhandlungen eine hervorragende Stellung unter den Theologen und bei den Staatsmännern eingenommen.

Nach dieser sorgfältigen und löblichen Verständigung über das Sachliche wurden von den einzelnen Regierungen ihre Abgeordneten zur Synode gewählt, von Zürich am 14. September 1618 J. Jakob Breitinger, Pfarrer am Großmünster (Antistes), neben welchem vorgeschlagen worden die Professoren der Theologie Kaspar Waser und Heinrich Erni, und der Professor der Sprachen Jakob Ulrich; von Bern Dr. Marx Rütimeyer, Diacon; von Basel Professor Dr. Sebastian Beck und Dr. Wolfgang Meyer, Pfarrer zu St. Alban; von Schaffhausen Pfarrer Konrad Koch. Diese Alle waren auch schon auf die „Tagleistung" zu Aarau abgeordnet gewesen neben den Rathsherren: Burgermeister Hs. Rudolf Rahn und Junker Hs. Georg Grebel von Zürich; J. Niclaus von Müllinen und Franz Güder von Bern; Hs. Lux Iseli, der Jüngere, und Stadtschreiber Dr. jur. Joh. Friedrich Rychiner von Basel; Junker Hans Conrad Peyer, Statthalter, von Schaffhausen.

Der Rath von Zürich aber erachtete es für angemessen, nicht nur aus Rücksichten der Politik und der Ehre, sondern auch der nöthigen Sicherheit wegen in jener kriegerischen Zeit seinem Theologen ein ansehnliches Geleite mitzugeben. „Die Liberalität der reichen Holländer", sagt Mörikofer, „gestattete diesen Abgeordneten ein anständiges Ehrengeleite. Daher hatte Breitinger in seinem Gefolge den Arzt Heinrich von Schennis und als Sekretär seinen jungen Liebling J. Heinrich Waser, den Sohn des Professors, nebst dem obrigkeitlichen Ueberreuter Tanner mit der Geleitsbüchse, aber ohne den weiß und blauen Mantel (die Standesfarben). Auf eigene Kosten schloß sich der junge Patrizier Marx Stapfer der Gesellschaft an, und in Dortrecht vermehrte dieselbe der in dieser Zeit in Gröningen studirende spätere Professor Joh. Jakob Wolf."

Nachdem so das Sachliche und Personelle geordnet war, bedurften noch zwei Punkte ihrer Erledigung: die Beglaubigung und die Kosten, was denn auch vorsorglich und umsichtig erledigt wurde.

Der Rath stellte nämlich den Abgeordneten unterm 23. September Empfehlungsbriefe aus, zunächst an den Pfalzgrafen Friedrich, durch dessen Gebiet sie zogen und der ohnehin bei der ganzen Sache betheiligt und den Schweizern befreundet war, sodann an die Generalstaaten und an den Prinzen Moriz. — Belangend die Reisekosten und den Unterhalt am Bestimmungsort war von den Einladenden zwar Kostenfreiheit und Entschädigung zugesagt, jedoch wie etliche andere Punkte nicht im Detail ausgeführt worden, wie weit sich dies erstrecken würde. Ein besonderes „Erkanntnuß Unser Gnädigen Herren, anlangend ihres Theologen Zehrgeld, Diener und Kosten" vom 21. September stellte daher eventuell fest: 1. „Herr Breitinger solle, wann man in den Niederlanden, oder sonsten ihme den Kosten, so auf ihne, seine Gefehrten und Diener gegangen, ersetzen und gut thun wolle, annehmen" (— eine ebenso weise als nöthige Bestimmung betreffend „Gaben" —). 2. „Wo man sie aber in den Niederlanden aus der Herberg und ab der Zehrung lösen (d. h. in Logis und Kost freihalten) und des Kostens, so weiter über die Reiß gaht, nicht gedenken wurde, solle er für sich selbsten nichts forderen, sonder sich hierinn der übrigen dreyen Städten Theologen gleich halten, und so man ihnen an ihre Zehrung nichts geben, und die übrigen auch nichts forderen wurden, er auf der Reiß sein und der seinen Zehrung bezahlen, da dann hernach ihme nach Billichkeit auch ein Willen gemacht werden." 3. „Demnach ist auch M. Gn. Herrn Meinung, daß er Herr Breitinger einen Reuter oder Diener, der ihr Geleit-Büchs, doch ohne einen weiß und blauen Mantel, antrage, um mehrers Ansehens willen, nebet den Gefehrten, so er sonst mit sich nehmen wird, mit ihme in die Niederland nehmen solle." 4. „Und dieweil dann billich er Herr Breitinger nach Nothdurft auch mit Geld versehen werden muß, und nun diß ein Sach, so die Kirchen berührt, als ist M. Gn. Hrn. Meinung, daß Herr Dr. Lavater, Verwalter am Stift, aus seinem Amt (Verwaltungskasse) ihme auf die Reiß, nach erhäuschender Noth-Durft, Geld zustellen solle."

Hievon heißt es in der Biographie Breitingers (Misc. Tig.): „Auf die Reiß empfing er von Herrn Verwalter aus Befehl Unserer Gnädigen Herren 560 Gulden. Dieß Gelt stelte er nach seiner Widerkunfft Herrn Verwalter vollkommenlich wider zu Handen, auch was er von gemeiner Stadt und der Kirchen Zürich wegen auf der gantzen Reiß für Kosten gehabt, ist alles verrichtet worden aus dem, was die Herren General-

Staben den Eydtgenössischen deputirten Theologen verehrt, und ihme zu seinem Antheil gefolget ist (d. h. der Zürcher Deputation verabfolgt), ware 880 Holländisch Gulden."

II. Die Reise.

Nachdem so Alles vorbereitet war, konnte die Reise angetreten werden. Ueber den Verlauf derselben hat Breitinger theils ein kürzeres Tagebuch geführt, welches fast nur die Marschroute enthält, uns aber zunächst als Grundlage dient, theils einläßliche Aufzeichnungen hinterlassen. Merkwürdig ist die Reise schon durch die Dauer von mehr als drei Wochen für den Hinweg und drei Wochen des Rückweges, sowie den Aufenthalt von sechs Monaten; sodann durch die Art des Reisens: bis Basel zu Pferd, durch Elsaß und Pfalz bis Heidelberg zu Wagen, auf dem Mittelrhein bis Köln im Ruderschiff, auf dem Niederrhein bis Dortrecht im Segelschiff; endlich durch kleine Begebenheiten unterwegs. Vor Allem aber eröffnen die sorgfältigen Aufzeichnungen uns Blicke in die Zeitverhältnisse und gestalten sich so zu einem Zeitgemälde. Die Zürcher Berichte werden ergänzt durch die Mittheilungen des Basler Abgeordneten W. Meyer. Wir schöpfen demnach aus folgenden vier Original-Berichten:

1. Diarium der Breitingerischen Abreis auf den und Rückreis von dem Synodo zu Dortrecht 1618. (Miscell. Tig.)
2. Doctor Wolgang Meyers Bemerkungen auf seiner Reise nach Dortrecht. A. 1618. Meist lateinisch. (Graf, Beiträge zur Geschichte der Dortrechter Synode).
3. Breitinger's ausführliches Tagebuch, bearbeitet von ihm selbst, von Waser redigirt oder copirt; ein lateinisches Manuscript mit gedruckten und artistischen Einlagen, in Histor. Syn. Nat. Dordr. Tom. II. und V. Stadtbibliothek Mscr. B. 107 und 110. Officiell.
4. J. Henr. Waseri Itinerarium expatria Dordracum ad Synodum. 1618. Lateinisch, illustrirte Privatschrift. Stadtbibliothek L. 84. Mscr. (Scheint nicht Leu's Copie, sondern Waser's Original zu sein.)

Auch der Basler Abgeordnete Dr. Sebastian Beck hat handschriftliche Aufzeichnungen hinterlassen. Von dem Schaffhauser Koch ist kein Tagebuch erwähnt. Daß der Berner Rütimeier es nicht über sich gewinnen konnte, einläßlicher zu berichten, wird aus seiner Individualität hergeleitet; er scheint, seinem Bilde entsprechend, sich etwas

schwerfällig bewegt zu haben und mußte von seiner Regierung gemahnt werden; zurückgekehrt erstattete er mündlich Bericht. — Der Basler Gefährte, W. Meyer, scheint sich mehr um die Reise als solche und die Merkwürdigkeiten der Gegenden interessirt zu haben, vielleicht mit deßwegen, weil er von früheren Reisen her mit Land und Leuten bekannt war, wie er z. B. unterwegs Bekannte antraf oder aufsuchte. Nicht nur unterhielt er seine Genossen schon im ersten Nachtquartier mit Geschichten aus England, welches er bereist hatte, sondern spricht auch englisch mit dem jungen Prinzen zu Heidelberg und sogar mit einer Schildwache in der Festung Tiel. — Waser's Privatschrift ist eine illustrirte Reisebeschreibung, reich an topographischen und historischen Mittheilungen nach vorhandenen Hülfsmitteln (z. B. Sebast. Münster) mit einer Menge typographisch-artistischer Einlagen: Karten, Städteansichten, Trachtenbilder und dergl., wovon jedoch Einiges abhanden gekommen, für Anderes der leere Raum offen geblieben.

Wir lassen nun stationsweise Breitinger's Diarium vorangehen und im Verlauf je durch Sperrschrift hervortreten.

„Wegreis."

„An St. Michels Tag, war Zinstag den 29. September 1618, ist Herr Hans Jakob Breitinger, Pfarrer zum Grossen Münster Zürich, als ein verordneter auf den zu Dortrecht angestellten National-Synodum, in Gottes Namen von Zürich, nach gehörter Predig, abgescheiden, und waren seine Gefährten, Herr Heinrich von Schennis, Doctor der Arzney: Junker Marx Stapfer, Junker Heinrich Stapfer's des älteren ehelicher Sohn, so Samstag den 20. Hornung 1619 zu Dortrecht in Gott selig entschlaffen, und Dinstags darnach gar ehrlich bestattet worden. Ein junger Mann von besonderer Hoffnung; hat zu Zürich, folgends in Frankreich, Engelland und Teutschland wol gestudiert, von Person ansehnlich, und in allem seinem Thun adelich, dieser Reis Sekelmeister; Herr Hans Heinrich Waser, der Schreiber (Miscell. I. V. 33: „Stadtschreiber, nach der Hand hochverdienter Herr Burgermeister, welcher Herr dann selber mit eigener zierlicher Hand die Breitingerische weitläufige und umständliche Acta dieses Synodi, so in der Bibliotheca Carolina aufbehalten werden, meistens geschrieben hat.") Mr. Jakob Tanner, Meiner Gn. Herren Reuther mit der Geleits-Büchs. Hatten des ersten Tags das Nachtläger zu Brugg. Den Mittagshalt hatten sie zu Baden gemacht. („Zu Dordrecht kame noch zu ihnen, und bliebe bei ihnen, Herr Joh.

Jakob Wolff, S. S. Theol. Stud. Herrn Joh. Ulrich Wolffen, Seckelmeisters zu Zürich geliebter Sohn, der dazumal zu Gröningen studiret, und von dannen von Herrn Breitinger Sel. naher Dordrächt bescheiden worden, bey deme er dann auch biß zu End des Synodi geblieben ist. Von welchem drunden in den Noten ein mehrers." (Ulrich. Miscell. I. V. 33.)

„Mittwochen den 30. diß hatten sie das Mittag-Mahl zu Mumpf, daselbst kame auch an Herr Conrad Koch, Pfahrer zu Schaffhausen. Bald darnach zu Augst stieß zu ihnen Herr Dr. Rütimeyer von Bern, wurden an diesem Orth empfangen von Herrn Iseli dem alten, des Raths zu Basel, und selbigen Abends begleitet hinein in die Stadt."

Betreffend die Begleiter der Gesandten ist hier noch Einiges zu ergänzen. J. H. Waser, welcher Breitinger'n „seinen zweiten Vater" nennt, hatte das Mandat „die Reise zu beschreiben und das Bemerkenswerthe aufzuzeichnen." Diese offiziöse Stellung nach der Art eines Gesandtschafts-Attaché war also für ihn eine erwünschte allgemeine Bildungs- und diplomatische Vorschule für seine politische Laufbahn als Stadtschreiber und Bürgermeister. Seinem damaligen Titel als „Studiosus der freien Künste" machte er in Breitinger's Dienst während und nach der Reise alle Ehre durch die Art, wie er seine Mission ausführte. Von seinem Vater hatte er auf den größern Stationen zahlreiche Bekannte zu grüßen, Einigen auch Briefe zu überbringen. Von Breitinger hebt Waser hervor, daß er in der letzten Predigt vor seinem Abschied mit keinem Worte seiner Reise Erwähnung gethan, ohne Zweifel ein Beweis nicht nur der Bescheidenheit, womit der große Mann seine eigene Person zurücktreten ließ, sondern auch weil er unnöthige Gefühlserregungen bei den Zuhörern vermeiden wollte. Dieser kleine Zug ist also zugleich ein großes Lob. Kleinere Leute halten sich mehr mit „ihrer Wenigkeit" auf. — Auch die übrigen Abgeordneten hatten ihre Begleiter: Rütimeier den Studiosus der freien Künste Daniel Wyß und Ulrich Tullicker, den Rathsboten zu Pferd. Koch war begleitet von Bernhard Peyer, dem Sohn des Bürgermeisters, und Johannes im Thurm, zwei Patriziern, und dem Vorreiter Wilhelm Schalck. Von Basel waren zwei Theologen abgeordnet, damit sowohl die Universität als das Ministerium vertreten seien. Ihnen waren beigegeben Reinhard Ryff, Sohn des Med. Dr. Peter Ryff, und Christian Ringler, Sohn des Bürgermeisters Bernhard Ringler, nebst dem Diener Johannes Schelle (Schöll).

„Donstags den 1. October schickten sie allesamen ihre Pferd wieder zuruck, wurden von einer Ehrsamen Oberkeit, wie auch von der Universität gar ehrlich gehalten, und ab der Herberig gelößt.“ — In Basel wurden die Abgeordneten der drei Städte von elf weltlichen und geistlichen Herren begrüßt, mit zwölf Krügen Wein beehrt, sodann im „Wilden Mann“ einquartirt. Tags darauf ward die Stadt besehen und ein gemeinsames Mahl gehalten. Die Abfahrt von Basel erfolgte unter großem Zulauf des Volkes. Waser rühmt die Schönheit und Größe der Stadt Basel und die Vorzüge ihrer Lage in milder und fruchtbarer Gegend, welche im Allgemeinen gesund, jedoch für die Pest zugänglicher sei als rauhere Orte. Auf topographische Angaben über die drei Flüsse, die öffentlichen Plätze, Straßen und Brunnen läßt er die Sehenswürdigkeiten der Kirchen, namentlich die Grabdenkmäler mit ihren Inschriften und die Staatsgebäude folgen. Von dem berühmten Todtentanze, diesem ernsten Memento mori: quid sis, quid fueris, quid eris, theilt er gute Kupferstiche und als Parallele Holzschnitte von den zahlreicheren Bernerbildern nebst den deutschen und lateinischen Versen mit. Interessant sind die Mittheilungen über das Platter'sche naturhistorische Institut, ein botanischer Garten mit Arzneikräutern, Ceder, Orangen- und Feigenbaum, einer Rose von Jericho, einem Dornstrauch, von der Art, welche zur Dornenkrone Christi verwendet worden, ein Baum jenes Geschlechtes, woran Judas sich erhängt haben soll (also eine Art botanischer Reliquiengarten); sodann ein naturhistorisches Museum nebst Anfängen einer ethnographischen Sammlung: Skelette, Conchilien, Mineralien, biblische Pflanzen und Thiere, ostindische Kleidungsstücke, Waffen und Schmucksachen, auch eine Münzsammlung. Hiebei ist bemerkenswerth, wie sowohl Geßner und Scheuchzer als Platter die Anregung und den Stoff zu ihren naturwissenschaftlichen Forschungen und Sammlungen der Bibel entnahmen, aus welcher so manche Wissenschaft und Kunst ihre ersten Impulse empfing.

„Freytags den 2. diß saßen die Theologen der IV. Städten zusammen auf zwei Reis-Wägen, die sie gedinget bis gen Straßburg, schieden von Basel ab, assen das Mittagsmahl zu **Otmarsheim**.“ „Die Nachtherberig hatten sie zu **Hirschfelden**.“ So kurz Breitinger, der auch ein kleines Abenteuer mittheilt. Der Basler Gefährte berichtet breiter und behaglicher; ihm verdanken wir auch einige heitere Bemerkungen über den ernsten Breitinger, in dessen vortrefflicher und würdiger Biographie

von Mörikofer die Episode über Badener Fahrten die einzige heitere Episode bildet. — „Zu Hirtzfelden wurden wir in einem unansehnlichen und ganz ländlichen Wirthshause über Erwarten gütlich und freundlich, den Mann zu 6 Btz., über Nacht gehalten. Als ich da die Tischgesellschaft mit verschiedenen englischen Geschichten*) ergötzt hatte, gab D. Breitinger zu allgemeiner Heiterkeit folgendes Distichon zum Besten:

„Bringet is, ach Adele! Frisch Fisch, deren etliche braten,
Broth, Wein, Käs, Essig, Oblata, Nusse und Räthig.“**)

„Samstags den 3. diß assen sie zu Mittag in der Stadt **Colmar**: wurden von einem Ehrsamen Rath daselbst kostfrei gehalten.“ „Auch mit Ehrenwein (8 Flaschen Muskateller) im Beisein der Prediger Heiner und Hopf. Die Stadt ist, wie die meisten jener Reichsstädte, mit doppeltem Wall und Graben befestigt und mit einem schönen Zeughaus versehen. Der Stadtgraben ist sehr breit. Ein Führer zeigte uns die Sehenswürdigkeiten, während das Essen bereitet wurde.“ So wußten die Reisenden die Zeit auszunutzen. Bei der mühsamen Art zu reisen bot der Aufenthalt auf den Stationen nicht nur die nöthige Recreation, sondern auch geistige Genüsse im Verkehr mit Magistraten und Theologen oder Kirchendienern. Die gemüthliche Geselligkeit diente zur Würze gegen die Beschwerden der Reise.

„Uebernacht waren sie zu **Schlettstadt**,“ nachdem sie unterwegs mehrere Städte und Burgen passirt hatten, welche bald nachher zerstört worden, als der 30-jährige Krieg auch das schöne Elsaß verwüstete.

„Sonntags den 4. diß waren sie um Mittag in dem Dorff **Matzenheim**. Und selbigen Abends zeitlich zu **Straßburg**.“ Waser theilt eine Seitenansicht und einen Grundriß der damals noch deutschen freien Reichsstadt, sowie Abbildungen aus dem Münster, vom Uhrenwerk und Planetarium, insbesondere von einer Skulptur ob der Kanzel mit, welche in steinernen Thier-Hieroglyphen den Kirchenverfall des Mittelalters als stummer Zeuge laut verkündete, ein Werk entweder, wie damals angenommen wurde, einer seltenen evangelischen Erleuchtung

*) Er hatte von 1597 an in Cambridge, wo seine Familie um Bucer's willen seit Eduard VI. ein Stipendium genoß, studirt und die licentia S. Ser. erlangt.

**) „Adele“ vielleicht die Aufwärterin; „Braten“ = gebraten; „Oblata“ = Offleten, im Elsaß beliebt wie in Zürich. Eine interessante Straßburger Offleten-Presse oder Modell aus dem 17. Jahrhundert wird in der Pension Müller in Engelberg gebraucht. Für Historiker und Kunstfreunde!

oder dann humanistischer Aufklärung. Unter den Trachtenbildern sind von erstaunlichem Umfang und Steifheit der Reifrock eines Edelfräuleins, die Haubenkrone einer Braut und die Flügelhaube einer Bürgersfrau, welchen übrigens die Basler und Cölner an die Seite zu stellen sind.

„Wir besuchten das Münster und das Hospital, übernachteten beim Ochsen, wo uns Ehrenwein gereicht wurde. Es war auch Dr. Koner bei mir. Wir zahlten 8 Batzen, für den Kutscher von Basel her 8 Fl. 5 Btz.; unser Diener kaufte für 6 Btz., was zur Reinigung der Schuhe erforderlich war.“ Den Zürchern fiel auf, daß ihnen zu Straßburg so wenig Aufmerksamkeit erwiesen wurde („ne gutta quidem humanitatis aspersi“) während doch im vorhergehenden Sommer zwei Straßburger Abgesandte in Zürich vier Wochen lang volle Gastfreundschaft genossen hatten.

„Montags den 5. dingeten sie von Straßburg gen Heidelberg 3 Gutschen, fuhren über die Rhynbrugg gen **Liechtenau** zu dem Mittag-Essen (zu 9 Btz.)“. „Weil wir aber den Bediensteten in unsern Quartieren, wie auch den Armen und denen, welche uns die Sehenswürdigkeiten zeigten, immer wieder Gaben zu spenden hatten, so schoßen wir Namens der 4 Städte (je) einen Gold-Ducaten zusammen in eine gemeinsame Kasse, mit deren Verwaltung einstimmig Jkr. Marx Stapfer aus Zürich betraut wurde.“

„Die Nachtherberg hatten sie zu **Rastadt**, wie Stollhofen in der Markgrafschaft gelegen.“

„Dinstags den 6. diß assen sie das Mittag-Mahl zu **Lingenheim**, und fuhren für Udenheim bey **Rheynhausen** über Rhein, hatten zu **Spyr** ihr Nacht-Läger, zu 24 Batzen, im Einhorn, Frühstück inbegriffen.“ Die Stadt hieß früher Nemetum. „Wir sahen daselbst den neuen bischöflichen Pallast bei der Hauptkirche, die Kaisergräber (von Konrad I. bis Albrecht), römische Inschriften und Alterthümer, Statuen u. s. w.“

„Mittwochen den 7. kamen sie frühen Abends gen **Heidelberg**, da die Herren von der Universität mit ihnen zu Nacht geessen.“

„Donstags den 8. wurden sie aus der Herberig in einer Gutschen nach Hof gehollet, da sie Churfürst Friedrichen überantwortet ihre Commendatitias. Zu Hof assen sie das Mittag-Mahl, in des Staatischen Ambassadoren Haus das Nacht-Mahl, unterzwüschen wurde ihnen da und dort alles gezeiget.“ „Unsere Straßburger Fuhrleute

entließen wir mit 20 Fl. unserseits. Zu unserer Begrüßung eilten der daselbst residirende niederländische Gesandte für Deutschland und die Schweiz, Peter von Brederode, sowie die Universitätsprofessoren Dr. Scultetus und Dr. Tossanus, nebst Dr. Gottfried herbei, und Letztere speisten mit uns auf ihre Kosten. In Heidelberg machten wir auch am folgenden Tag noch Halt. Dr. Reutter führte uns in die churfürstliche Bibliothek. Im 6=spännigen Churfürstlichen Wagen fuhren wir in das hochgelegene, mit königlicher Pracht ausgestattete, mit den Standbildern aller Churfürsten geschmückte Schloß und wurden in des Churfürsten Namen von dem Kanzler Christoph von Grin und dem Haushofmeister Carl Pauli empfangen. Nach Tische machten wir dem Churfürsten unsere Aufwartung; nachher küßten wir dessen Söhne Heinrich Friedrich und Carl, und unterhielten uns mit ihnen auf Englisch. Wir bewunderten den runden Thurm, den Garten der Churfürstin, aus einem steilen Abhang in herrliche Anlagen umgestaltet, eigentlich in drei Gartenterassen verwandelt, mit Wasserleitungen von erstaunlicher Kunst, deren eine den Gesang der Vögel täuschend nachmacht, sodann Grotten, den Bergwerken nachgebildet, endlich im Keller Fässer, deren eines das größte in ganz Deutschland ist.

Nachdem wir das alles besichtigt, stiegen wir in die Stadt hinab, die Gefährten in's Gasthaus, ich aber mit meinem Ringler in's Haus des Grafen Solms, den ich um churfürstliche Empfehlungen an den König von England anging, welche er mir nachzusenden versprach. Vom Gasthause aus folgten wir der Einladung des Gesandten von Brederode, wo ich mich ebenso sehr an der angenehmen Unterhaltung mit Dr. Paräus, Scultetus, Tossanus, Gottfried und Brederode erquickte, als das Uebermaß von aufgetragenen Speisen mir widerlich war. In der Herberge schrieb ich dann noch an Burgermeister Ringler, an meine Frau und Vetter Jakob, wobei es aber Schlafeshalber Striche und Kleckse absetzte. Diese Briefe übergab ich dem Herren Veyraß. Die Zeche betrug 8 Fl. 2 Btz.“ So weit der Basler Meyer. Einen hübschen Zug theilen die Zürcher mit. Der Hofmann, der sie im Schlosse herumführte, zeigte ihnen zuerst in der Schatzkammer goldene und silberne Gefässe und andere Kleinodien; dann sagte er, sie würden nun noch den höchsten Schatz des Churfürsten und der Churfürstin sehen, worauf er sie in ein Gemach führte, wo die beiden Churfürstlichen Kinder waren, ein Knabe Heinrich Friedrich von etwa fünf Jahren und Carl Ludwig, ungefähr einjährig; das sei seines Herrn theuerstes Kleinod.

„Freytags den 9. sassen die Pfälzischen und die Eydgenößischen Theologen sammt allen ihren Gefehrten zu Schiff, versehen mit Speis und Trank, und fuhren des Tags gen **Worms**." Dieses Schiff war zum Schutz gegen die Unbill der Witterung mit einem Bretterverschlag versehen, auch in zwei Räume getheilt worden. Die Churfürstlich Pfälzischen Abgeordneten waren Prof. Dr. Abr. Scultetus (mit den Begleitern Joh. Heuser und Joh. Quirin Keller), Kirchenrath Dr. Paul Tossanus (mit stud. Friedrich Sehler), und Prof. Dr. Heinr. Alting (mit Candidat Engelbert Carisius). Alting jedoch war früher abgereist, um private Angelegenheiten in Friesland zu besorgen. Diese Pfälzer hatten gemeinsam einen besondern Ausweis oder Paß von ihrem Fürsten mitbekommen, der sie als Gesandte beglaubigte und dadurch von Zöllen befreite. Glücklicherweise wurden die Schweizer von den Grenzzöllnern als zu der Gesandtschaft gehörend betrachtet; sonst hätten sie sich all' den zeitraubenden Plackereien an den verschiedenen Grenzstationen der kleinen Herrschaftsgebiete unterziehen müssen. Auf dieser Fahrt ging die Gesellschaft bis Holland selten an's Land, indem man den nöthigen Mundvorrath jeweilen in's Schiff nahm. In Heidelberg war Meyer bei Bekannten zurückgeblieben und dann in einem Nachen den Neckar hinunter an „Burgen und Städten vorbei" geeilt. Zu Worms logirten sie im Kaufhause, einem sehr eleganten und großen Gasthofe, bei „einem sehr widerwärtigen Wirthe".

„Samstags den 10. hatten sie ihr Nacht-Läger zu **Maintz**." „Zu Beschaffung von Lebensmitteln legte jeder von uns 2 Fl. in die gemeinsame Kasse. Zu Oppenheim in der Pfalz stieg ich aus dem Schiff und sank tief in den Schlamm, aus dem ich fast nicht mehr herauskam." (M.) — „In Mainz suchten sie lange eine Herberge. Ihrer 13 fanden endlich ein Unterkommen „zur weissen Burg", zu 13 Btz. 9 D., Meister Ryff aber im Gasthause „zum Spiegel" für 9 Btz., die wir ihm erstatteten, für Sauerwasser (= Selterser?) (aqua acidularum) 6 Btz., Summa 4 Fl. 6 Btz. 4 D."

Die fast kleinliche Aufzählung der Zechen jeder Station könnte auffallen, wenn sie nicht durch die Nothwendigkeit der Rechnungsablage geboten, zugleich aber ein Zeichen gewissenhafter Sorgfalt gewesen wäre.

Der Wirth in der churfürstlich erzbischöflichen Residenz muß angenehmer und unterhaltender gewesen sein als der Pfälzer in Oppenheim, denn er tractirte seine Gäste mit ländlicher Local-Poesie vom Rhein und Wein in Lob und Tadel:

„Würzburg am Stein, Ochem*) am Mayn,
Bacharach am Rhein, da wachst gemeinlich der beste Wein."
Dagegen: „Bobarter**) Mägd, Coblentzer Brod und Andernacher Wein,
Solch Ding g'schandt den ganzen Rhein."

„Sonntags den 11. fuhren sie neben dem **Mäus-Thurm** hin, aber zu **St. Goar** lagen sie über Nacht." „Kaum hat man irgendwo einen schönern Anblick und so viele Städte und Schlösser. Es liegt zu beiden Seiten ein lustig Ort am andern, und dazwischen anders nichts als Weinberg. — Lorch ist ein Judennest. — Diebach hat seinen Namen von Digitus Bacchi (Finger des Bacchus), Manebach von manus (Hand) Bacchi, Bacherach von ara (Altar) Bacchi, woselbst auf einem Felsen im Rhein die Heiden dem Bacchus opferten. Daselbst werden die Reben mit zerstoßenen Schiefersteinen gedünget. Die Kirche ist von sehr hohem Alter.†) Der Pfarrer Paulus von Leonhardi setzte uns Bacharacher vor und gab uns noch einige Maß in einem Kruge zum Geschenk mit. Wir sahen daselbst auch die Kunst, den Wein mit Feuer zu klären. Sie nennen's: „den Wein feuern." Sie machen in einem verschlossenen Gemach, zwischen zwei Faß mit Wein, ein Kohlenfeuer, und stärken dasselbige nach und nach, bis daß endlich von der Hitze die Daugen der Fässer von einander gehen, daß man den Wein sehen mag, und lauft doch nicht hinaus, welches in zwey Tagen und zwey Nächten verrichtet wird." In dem Hofe des Thurmes im Rheine bei Bacherach hat Dr. Scultetus den 12. September 1612 vor der Reise mit dem Churfürsten nach England eine Predigt vor den Hofleuten gehalten. Nahe bei jener Burg liegt das Städtchen Caub mit einer hübschen Burg auf der Bergspitze. . . . . . „Ein Meil ob St. Gewär oder Gervast (Goar „a S° Cowardo nomen habens") laufet der Rhein zwischen zween hohen mit Reben wunderlicher Weis besetzten Schiefersteinen-Bergen, und ist daselbst so eng, daß man mit einem Stein kann hinüberwerfen (?) Daselbst gibt es ein stattliche Echo, die alle Wörter und Syllaben ganz klarlich reddiret. Wir haben zwei Pistolen abgeschossen, hat wie ein Carthaunen getönet.††) . . . . Den Namen der benachbarten Burg und Grafschaft Katzenellenbogen, dem Landgrafen von

*) Hochheim.

**) Boppard.

†) Bekanntlich jetzt noch eines der schönsten Baudenkmäler.

††) Es ist wohl der Lorlei-Felsen gemeint, wo das Schießen jetzt noch gebräuchlich ist.

Hessen gehörig, gibt das Echo zweimal völlig zurück. Unterhalb St. Gewer werden die Fürreisenden gehanßet (= müssen Zoll bezahlen)." Vom Rhein theilt Waser eine Reihe Landschaftsbilder aus zwei verschiedenen Sammelwerken mit.

„Montags den 12. diß hatten sie ihr Nacht=Läger in einem großen Dorff, heißt **Brysich**, nicht ohne Gefahr." „Ist ein Lehen von der Churpfalz. Da in der Nachbarschaft spanische Truppen nach Beute schwärmten, holten wir nach dem Abendessen beim Fackel= und Laternenschein unser Gepäck aus dem Schiffe in die Herberge."

„Dienstags den 13. kamen sie auf den Abend in die Stadt **Cölln**. Mittwochen den 14. lagen sie zu Cölln still und besichtigten die Stadt." „....In der Jülich'schen Stadt Reinmagen (Remagen) ist eine spanische Besatzung; ebenso in Oberwinter.... Zur Linken auf einer Bergspitze steht das dem Erzbischof von Cöln gehörende Schloß Rulendocks (Rolandseck). In dieser Gegend saß das Schiff eine Zeitlang auf dem Sande fest. Auf der dortigen Rheininsel ist ein Kloster..... Bei Königswinter unter dem Siebengebirge haben mein Christoph Ringler und Bernhard Bayer eine Gans, welche sie zu Breisich um einen Reichsthaler gekauft, heimlich verzehrt. Bonn hat ein überaus schönes Zollhaus, das sich an den Rhein hinaus erstrecket. Bei Cöln sahen wir viel aneinander gehängte Flöß, von großen Eichbäumen, bringen's aus Ober=Teutschland und führen's nach Dortrecht, Schiff daraus zu machen und gilt der Schuh ein Goldgulden. Um 3 Uhr landeten wir durch Gottes Güte wohlbehalten in Cöln und kehrten „zur harten Faust" auf dem Heumarkt ein. Der Wirth Gyllmann Lauter war heimlich der reformirten Religion zugethan. „Den folgenden Vormittag setzten wir über den Rhein, um die Trümmer der Stadt Mülheim zu sehen, welche die Cölner dem Boden gleich gemacht." Die übrige Zeit des Tages besahen wir die Stadt Cöln. Wir besuchten das Jesuiten=Collegium und dessen reichhaltige und wohlgeordnete Bibliothek. Man empfahl uns besonders des Barradius Schrift über die Evangelien=Harmonie, den Stanislaus Grodicius und Coster über die Pericopen. Die nur aus 30 Personen bestehende Gesellschaft wohnt in einem unansehnlichen Gebäude, erbaut aber jetzt mit Hülfsmitteln, welche der Bayerische und andere Fürsten gespendet, ein neues Collegium für 100 Mitglieder, nebst einer prachtvollen Kirche, deren Fundament 33′ tief und 12′ breit sein soll. Wir bestiegen auch den unvollendeten Thurm des Domes; wir zählten 247 Stufen.

Von der Höhe hat man eine freie und weite Aussicht über die Gegend. In der Apostelkirche wurde uns die Stelle gezeigt, wo im Jahr 1357 eines reichen Mannes Gattin mit einem goldenen Ringe begraben worden; als dann bei Nacht die Todtengräber den Ring stehlen wollten und deßhalb das Grab öffneten, kam die todt Geglaubte wieder zu sich und aus dem Sarg heraus, ergriff die von den flüchtigen Dieben zurückgelassene Lampe und begab sich in das Haus ihres Gatten, mit welchem sie noch 7 Kinder erzeugte ... Nachdem wir noch das stattliche Rathhaus (mit seinen Inschriften ...) besichtigt, besuchte ich Joh. Le Grand, den Schwager meines Vetters Emanuel, und seinen Sohn, welche jedoch meine Einladung zum Abendessen nicht annahmen. Dagegen ließ mein alter Freund D. Heimbach mich durch eine Magd mit einer fünfarmigen Laterne zum Wirthshause geleiten. Der Wirth stellte zuerst kaltes, dann warmes Fleisch auf und zwischen hinein einen Hasen, der den Kopf aus der Schüssel streckte. Jede Mahlzeit kostete 10 Btz., zusammen also 10 Florin. Einmal ging ich nüchtern zu Bett und gewann so 10 Btz. Für das Miethsschiff zahlten wir 60 Reichsthaler."

Ueber die Weiterfahrt berichtet Waser: Am 15. October verkauften die Pfälzer ihr Schiff, weil es zur Fahrt nicht weiter geeignet war. Denn da der Rhein, je breiter er wird, desto langsamer fließt, bedient man sich so großer Schiffe, welche nicht wol mit Rudern, sondern nur mit Segeln getrieben werden können. Ihre Gestalt ist fast zylindrisch. Im Segeln haben die Cölner, besonders aber die Niederländer eine solche Gewandtheit, daß sie selbst bei Windstille, bei leichtem Luftzug am Ufer und sogar bei Gegenwind durch geschickte Segelstellung die bewegte Luft auffangen und dem Schiff jede beliebige Richtung geben können, was auf dem Oberrhein nicht der Fall ist. Es ward daher um 60 Imperialen ein Schiff bis Dortrecht gemiethet und gegen 11 Uhr bestiegen. — Das beigegebene Bild bei Waser stellt den Hafen von Cöln dar, wie die Herzogin Antonia von Lothringen als Braut des Herzogs Joh. Wilhelm von Jülich unter militärischen Ehrenbezeugungen und großem Jubel des Volks ihren Einzug hält.

„Donnerstags den 15. sassen sie in ein grössers und stärkers Schiff, auf welchem um mehr Sicherheit willen aufgesteckt waren 2 schöne Fähnlein, eins der Pfalz, das ander Printz Mauritzen. Zu **Düsseldorf** waren sie über Nacht. Diese Stadt war besetzt mit Spaniern." Gegen Abend langten sie in dieser Hauptstadt des Herzogthums Berg an und

kehrten „zum Ritter" und „zum Stockfisch" ein („aselli arefacti"). Von einigen treuen Glaubensgenossen wurden ihnen 6 Krüge Wein geschenkt. Drei dieser Freunde erzählten mit Schmerzen, wie viel sie unter der spanischen Tyrannei durch Unterhalt der Truppen zu leiden hätten, deren Zahl, ungerechnet Weiber und Kinder, 1000 überstieg, während die Stadt verhältnißmäßig klein war. So hatte z. B. das Jahr zuvor allein Dr. Retikofer 138 Imperialen für Beschaffung von Holz zu entrichten. Der Wirth zum Stockfisch mußte ein aufgerüstetes Bett und monatlich 1½ Thlr. liefern. „....Düsseldorf hat seinen Namen von dem Flüßchen Düssel oder Dissel. In der Kirche daselbst sahen wir das Grab des Herzogs Wilhelm von Jülich. Die armen Einwohner müssen 1200 Mann Besatzung, ohne die Weiber und Kinder, erhalten. Mit uns speisten die drei Kirchenältesten Wilhelm Braumann, Franz Ulis und Christoph Krämer, von denen der erste 4 Reiter und 5 Fußsoldaten nebst deren Weibern und Kindern das ganze Jahr hindurch in seinem Hause auf eigene Kosten unterhalten mußte. Wir vernahmen von ihnen, daß es im Jülich'schen Gebiet 24 reformirte Gemeinden gebe und eben so viele in Cleve und Berg. Der Oberst versprach Dr. Scultetus und mir sehr freundlich, uns des Morgens in aller Frühe das Thor öffnen zu wollen; wir sollten nur bleiben, denn zu Kaiserswerth*) würde man uns viele Schwierigkeiten machen. Während der Mahlzeit ließen die Lutheraner uns fragen, ob sächsische Theologen unter uns wären, denen sie Ehrenwein reichen könnten. Wie wir zu Cöln von den Päpstlern Schweizer-Päpste genannt worden waren, so sagte zu Düsseldorf ein Fähndrich: Das sind keine Kaufleut, die in diesem Schiff sind; der Teufel weiß, was sie sind."

„Freitags den 16. hatten sie die Nacht-Herberg in der Stadt **Orsow**, „zum Helm, zum Salmen und zur Sonne". Ist besetzt mit (300) Spaniern und Italiänern." „Orsow im Herzogthum Cleve ist sehr stark befestigt, hat ein Kastell, wo der Neuburger**) eine Besatzung hält. Ein Soldat hat uns die Wäll, Laufgräben und Casematten gezeigt, wofür ich ihm extra 5 Bz. gab. Die nur 185 Bürger mußten der Besatzung monatlich 385 Thlr. bezahlen."

---

*) „Keissersschwert" scheint Meier von „Kaisers-Schwert" statt von „Kaisers-Weerth" abzuleiten („Werd" und „Werder" = Flußinsel.)

*) Graf von Pfalz-Neuburg.

„Samstags den 17. assen sie in der bösen Spanischen Stadt **Rheinbergen** zu Morgen. Die Spanier durchsuchten ihre Schiffe." — „Das verschreyte Raubnest Reinberk gehört zum Erzbisthum Cöln; aber die Spanier haben die Besatzung. Es liegt eine starke Vestung am Rhein vor der Stadt, durch welche wir gegangen sind, bis zum Stadtthor, dessen Thurm gar zerschossen; sind durch einen Soldaten zum Gubernator geführt worden, welcher uns die Stadt zu besichtigen erlaubt hat; ist ziemlich groß und lustig erbauen. Daselbst haben wir im Morgenessen 12 Bz. verthan; und zum Zeichen, daß ich da gewesen, hab ich um 6 Batzen ein Paar Henschen (Handschuhe) kauft, welche ich auch aufzuhalten willens. Die Kriegsleut sagten: Das sind die Prädikanten, welche die Arminianer wöllen aus dem Land jagen. Zu Reinberk hat es einen sehr schweren Zoll; weil aber der Spanier denselben behaltet, so hat der von Cölln einen doppelten Zoll auf Kaiserss chwert gelegt, also daß kein schwererer Zoll am Rheinstrom ist als derselbige. Es liegen darzu sieben Companeyen, fünf zu Fuß und zwey zu Pferd. Gegen Reinberk über auf der rechten Hand liegt eine starke Schantz, also daß daselbst von den Spanischen allerdings beschlossen (geschlossen) ist."

Die äußerst feste Stadt Rheinbergen haben sie nach Waser's Bericht einigermaßen aus Neugierde besichtigt, waren dann aber froh mit heiler Haut davon gekommen zu sein. Entweder waren nämlich Einige von vornherein mit diesem Besuch nicht einverstanden gewesen, oder dann haben sie allgemein den Eindruck bekommen, daß sie ohne Noth sich in Gefahr begeben, weßhalb sie Gott dankten, unbeschimpft und ungebüßt aus dem bösen Orte entkommen zu sein, denn es sei eine Verwegenheit, ohne Noth sich mitten unter die Wölfe zu begeben. Auch bei der strengen Zollabfertigung gab's Verlegenheit. Die Psalmen, Testamente und Controversschriften wurden verdächtig angesehen. Doch sollen die Mauthbeamten nur zu den Schiffern gesagt haben: Diese Leutchen sind berufen die Arminianer zu verurtheilen; ihre Ankunft war uns schon vor 10 Tagen gemeldet.

„Im Fürüberfahren giengen sie auch in die traurige Stadt **Wesel**, die zwaren gantz Evangelisch, aber besetzt waren mit 4000 Spaniern. Sie grüßten und trösteten dieser Stadt Kirchendiener und Aeltesten." — Dieser Eine Zug eröffnet uns einen Blick in die Drangsale der Zeit überhaupt und in das Elend und Leiden der kirchlich und politisch hervorragenden

Stadt einerseits und in die herzliche Theilnahme der Glaubensgenossen anderseits. So sind die scheinbar dürren Aufzeichnungen Breitinger's beredte Zeugen der Leiden und der Glaubenstreue der Reformirten am Niederrhein. Zugleich zeigen sie uns, mit welchen Gefühlen der hochherzige Zürcher Antistes, dessen weiter Blick und warmes Herz stets die gesammte reformirte Kirche umfaßte, wie seine Synodalreden bezeugen, jene Gegenden durchzog. Der Zweck seiner Reise beherrschte ihn, das Loos der Kirche erfüllte sein Gemüth. Das läßt er stellenweise wohl durchblicken. Die einfachen, öfter wiederkehrenden Worte: „war besetzt von Spaniern", drücken tiefe Empfindungen aus und rufen viele Gedanken wach.

Wesel, zum Unterschied von Oberwesel am Mittelrhein auch das Clävische oder Unterwesel genannt, wo sie wieder mitten durch die Feinde schritten, war im sog. Jülich'schen Aufstand von den Spaniern besetzt worden und seufzte noch unter dem schweren Druck ihrer Tyrannei, und einer Besatzung von 4000 Mann. Doch war den Reformirten freie Uebung ihres Gottesdienstes gestattet. Daselbst nahm ein emeritirter Prediger des Evangeliums die Deputirten äußerst freundlich in sein Haus auf und sagte unter Seufzen, indem seine Stimme in Thränen fast erstickte: Wir predigen im Rachen der Spanier. — Die Stadt ist ziemlich groß und schön und nach der Uebergabe von dem spanischen Oberfeldherrn Ambrosius Spinola mit erstaunlichen Wällen und Gräben umgeben worden. Die Besichtigung derselben wurde vom Gouverneur abgeschlagen; Breitinger aber gerieth mit den Zürcher Begleitern infolge eines Mißverständnisses auf einen verbotenen Weg und gelangte durch denselben merkwürdiger Weise ungehindert durch alle Festungswerke und heraus, ohne auch nur darüber zur Rede gestellt zu werden, was sie der Güte Gottes verdankten. Merkwürdig, daß gerade der besonnene Breitinger am meisten der Gefahr ausgesetzt gewesen.

Der Basler berichtet: „Gestracks gegenüber Birik, wo eine spanische Besatzung ist, liegt die höchst bedrängte Stadt Wesel, darin 4000 spanische Soldaten liegen. Sind daselbst von dem Gubernatore, unter dem Namen der Eidgenossen von Basel, die Stadt zu besichtigen, zugelassen worden. Hat gewaltige Wäll und aussen vor der Stadt ein aufgeworfene große Schantz, darinnen 1000 Wallonen liegen. Hab daselbst den H. Knutium, welcher an der quartana (Wechselfieber) krank war, heimgesucht; hernach auch den alten H. Brantium, seinen Sohn, und den Secretarium Rasfild, welche uns ihren betrübten Stand zum

Höchsten geklagt. Ein Paar Büchsenschütz ob Wesel lauft die Lipp in den Rhein. Unter Wesel ein halb Meil lauft ein klein Wässerlein, auf der linken Hand, in den Rhein. Daselbst lauft der Rhein auf die linke Hand und wird genannt der Bollgraben. An diesem Ort war ich A. 1597 auf meiner Reis nach England gefangen worden. . . ."

„In der Stadt Rees hatten sie ihr Nacht-Läger (beim „Sternen" und zur „Stadt Niewegen"). Diese Stadt war Papistisch, aber besetzt mit Staatischem Volk (6 Compagnien, darunter eine schweizerische)." Nach einigen topographischen und historischen Notizen über verschiedene Ortschaften fügt Wolg. Meyer bei: „Auf den Abend spät kamen wir zu Räß an (unrichtige Schreibart für Rees) und nahmen unser Losament zum Sternen. Denselbigen Abend besuchte ich den Leutenant Muntzinger. Morgens besuchten wir die Wäll und Festungen, welche sehr stark sind, rings um die Stadt her; und as der Stadtprediger mit uns zu Nacht, welcher bezeugt hat, die Kirch nehme je länger je mehr zu, also daß auch der Bürgermeister und der größte Theil des Raths zu unserer Seite getreten seyen. Daselbst ist ein abtrünniger Schulmeister (Apostata, wohl vom reformirten Bekenntniß rückfällig zum römischen), welcher die Päpstischen und Evangelischen in der Schule gemeinsam unterrichtet, diese im Katechismus des Ursinus,*) jene aber im Römischen. (In der That ein merkwürdiges Beispiel nicht eines confessionslosen, sondern eines biconfessionellen Unterrichts!) Es ist uns zu Räß (durch den Prediger Johannes Brucher beim Nachtessen, Br.) angezeigt worden, es haben die Papisten („obwohl unter Holland stehend", wie Breitinger bemerkt) zu Räß, Emmerich und andern Orten das vierzigstündige Gebet gehalten, damit alles Uebel, das ihnen aus dieser Synode zustehen möchte, abgewendet werde. Von dem Printz Moritz sagen sie: Ist er denn Papst, daß er die Befugniß hat, eine Synode zu berufen?" Näher dem Ziel der Reise und Angesichts der Drangsale der Evangelischen kommt auch der Basler Berichterstatter mehr auf die brennenden Fragen zu sprechen. Der Zürcher hebt noch hervor, daß die Generalstaaten den Päpstlichen freie Religionsübung gewähren, damit den Reformirten zu Wesel und anderswo Gegenrecht gehalten werde.

„Sonntags den 18. biß assen sie das Mittagmahl zu Emmerich, und hatten ihr Nachtlager in der Schenken-

*) Bezeichnende Benennung für den Heidelberger, der den Inhalt hauptsächlich dem Ursinus, die Form dem Olevian verdankt.

schantz.' .... „Emmerich*) ist eine schöne große und lustige Stadt (stark bevölkert, mit schönen Gebäuden, z. B. Schule und Stiftscollegium). Die Staaten haben darin 11 Companeyen, und darunter eine schweitzerische. Der Isenkrämer ist Hauptmann und liegen viele tapfere Basler unter ihm. Als ich mit dem Isenkrämer zu Tisch gesessen, und kaum zu essen angefangen, kam Schwager D. Beck zu uns und fordert mich ab, mit Vermelden, die Schiffgefährten wollen länger nicht warten. Daselbst haben wir den Rathsherr zun Kürschnern, Gebhart genannt, gefunden und ihn vermahnet, wieder nach Haus zu reisen, damit er seines Ehrensitzes nicht beraubt werde. Hab seinethalben den Hauptmann um Urlaub und Paßport angesprochen, welches er ihm auch mitzutheilen verheissen. Und weil mich der Rathsherr um ein paar Thaler angesprochen, haben wir ihm eine doppelte Dukaten geben, welche er auch wieder zu geben verheissen. Daselbst habe ich Doctorem Scalichium, meinen alten Freund, am Gestad angetroffen, welcher uns auch gebeten einen Trunk in seinem Haus zu thun; weil aber die Schiffleut absegeln wollten, haben wir fort müssen. .... Besser hinunter theilt sich der Rhein in zwey Ströme (Waal und Rhein) und machet eine lange schmale Insel, und liegt vorne am Spitz die weitberühmte, durch Natur und Kunst gleich geschützte Festung, welche der Oberst Schenk vor 30 Jahren erbauet hat und nach seinem Tod von seinen Soldaten der Stadt verkauft worden. Diese Schantz, die ein stattliches Dorf umschließt, und 5 Compagnien Besatzung enthält, hat 5 gewaltige Bollwerk, auf welchen wir rings herum gegangen sind, durch den Corporal begleitet. Sind im Wirthshaus zum „Engel" und zum „Schiff" über Nacht gelegen, da Nimwegen nicht mehr zu erreichen war; daselbst haben wir überall (= im Ganzen) verthan 4 Fl. 12½ Bz., die Dukate für 82 Steiffer**) (— soll wohl heißen stuiver = Stüber —) d. i. 41 Bz. gerechnet. Haben des Morgens ein Süpplein von spanischem Wein getrunken. Sind von Räß bis gen Schenkenschantz mehr nicht als 3 Meil; haben auch widerwärtigen Windes halber weiters nicht kommen können. Der Prediger daselbst ist auch ein Arminianer." W. M.

„Montags den 19. assen sie zu Morgen in der Stadt **Nimmegen**.†) Wurden von einem Ehrsamen Rath freundlich

*) Dahin war W. Meyer in einem Nachen vorausgeeilt, wohl weil er Bekannte besuchen wollte. — Emmerich war auch die erste geistige Bildungsstätte Bullinger's gewesen.

**) Klangverwechslung, wie „Räß" für „Rees"; richtiger „Steuffer" bei der „Irten" (Uerte) in „Bommel".

†) Holländ. Nymegen, deutsch Nimwegen, Nymwegen, lat. Neomagum.

gehalten, und ab der Herberg gelöst. Die Nacht-Herberg hatten sie in der Stadt **Tiel**, dahin sie kommen bey dunkler Nacht-Zeit um 10 Uhr. Gleich nach Mittnacht um 2 Uhren sassen sie wieder zu Schiff." — „Nimwegen ist eine der schönsten, nettesten und saubersten Städte; hat schöne, breite und erhabene Gassen, daß das Wasser allen Unrath abwischet und durch die Nebengräblein hinausführet." Sie besichtigten die Gegend von einem Thurm aus, die Gräber des Oberst Schenk und des Grafen Adolf von Nassau, die Inschriften u. s. w. in der Kirche und andere Merkwürdigkeiten . . . . „Die Geldrische Stadt Tiel zeichnet sich durch ihre Festungswerke, die Reinlichkeit der öffentlichen Plätze und die Schönheit der Gebäude aus. Daselbst hab ich den Wächtern auf dem Wall in englischer Sprach zugeschrieen, zu dem Gubernator zu gehen und zu verschaffen, daß uns die Porten möchten geöffnet werden, welches auch beschehen, und hat uns der Bürgermeister selber die Porten eröffnet, mit vielen Soldaten und uns zum Wirthshaus zur Kronen geführet, auch uns mit 4 Kannen den Wein verehret. Haben für Nachtessen und Morgensuppen mit spanischem Wein verthan in allem 4 Fl. bracht für einen allein 12 Btz.". — In der Absicht, wenn immer möglich, nun in Einer Tagesfahrt Dortrecht zu erreichen, wofür die Schiffer alles zu thun versprachen, erlangte man vom Bürgermeister zu Thiel die Erlaubniß, früh Morgens zu beliebiger Stunde aus dem Thore gehen zu dürfen. Nach kaum dreistündigem Schlafe begab man sich daher zu Schiff. Allein die schlauen Schiffer spielten ihnen einen Streich, welchen Waser nicht mit Stillschweigen übergehen wollte. Dieselben setzten zwar das Schiff tüchtig in Bewegung. Als aber die müden Reisenden wieder von einem festen Schlafe überwältigt wurden, ließen Jene alsbald die Anker nieder, um auch des Schlafes zu pflegen, bis die Morgenröthe anbrach. So kam es, daß sie in Gorcum übernachten mußten.

„Zinstags den 20. assen sie das Mittagmahl in der Stadt **Bommel**, und waren über Nacht in der Stadt **Gorcum**." „ . . . Daselbst hat die Wirthin, welche eine freche, junge Wittib, ein zweispitzige Kreide gebraucht und allwegen für ein Maas zwei Strich angemacht. Daselbst war unser Irten (Uerte, Zeche) 33 Steuffer (per Mann) und für den Ryssen 16 Steuffer. Aber die Wirthin hat sich selber um ein Irten von 33 Steuffer betrogen, d. i. um 16½ Btz." . . . . „Workum ist die letzte Stadt in Geldern. Eine Viertelstunde

darunter liegt gegenüber Gorcum, die erste Stadt in Holland (— Provinz, deren Hauptstadt Dortrecht —). Daselbst fängt das Meer an auf und nieder zu laufen. Um 5 Uhr sind wir daselbst angelandet, und ist uns die Wirthin zur Kronen entgegengeloffen, mit Bitten bey ihr einzukehren. Die Stadt ist über die Maßen schön, hat saubere Gassen, und läuft der vorüberfliessende Strom an etlichen Orten durch die Stadt, daß die großen Meerschiffe in der Stadt liegen können. Auf den Brucken, welche bis in die Mitte bergauf steigen, sind schmale Fallbrücken, daß die hohen Mastbäume hindurch gehen mögen.... Als wir durch die Stadt nach Haus gegangen, ist uns von Alten und Jungen ein solche Menge nachgelaufen und uns angeschaut, daß wir kaum gehen können."

„Mittwuchen den 21. so bald sie wieder zu Schiff getretten, stund an ein gar schöner Tag, und erwunschter Nachwind, daß sie zu **Dortrecht** mit Freuden angelangt nach Mittag um 2 Uhren." „.... Weil dieser Tag, neuem Kalender nach, Sankt Wolgangstag gewesen, haben mich die Herren im Schiff mit einem extemporaneo sermone, welches Hr. Dr. Scultetus gestellet, gewürget. Um Mittag sind wir zu Dortrecht angelandet, und je zween und zween durch die Stadt, dem Wirthshaus zum Pfauen, darin ihr Exzellenz pflegt einzukehren, zugegangen. Daselbst haben wir Dr. H. Altingum angetroffen, welcher uns angezeigt, dies Wirthshaus sey für die Fremden bestellt; sollen deßwegen allhie verbleiben, bis uns andere Losamenter bestellt seyen. Das Mittagmahl haben wir Eidgenossen mit den Pfälzischen gehalten, wie auch hernach immerdar beschehen, und hat uns D. Alting erzählet, wie alle Sachen standen..... So waren sie glücklich am Ziele angelangt in der Stadt, wo in ernstem Geisteskampfe dem Lande der Friede errungen werden sollte, wofür die Inschrift am Hafenthor als gutes Omen erscheinen mochte: „Dir, du edelste der Städte, müsse guter Friede beständig hold sein, und es müsse wohl gehen denen, die dich lieben."

III. Der Aufenthalt.

„Zu **Dortrecht** kehrten sie erstlich ein in dem Wirthshaus zu dem Pfauen. Bald kamen zu ihnen von der Stadt wegen Herr Burgermeister von Beveren, zwei Herren des Raths, samt dem Stadtschreiber. Deßgleichen kamen auch die anwesenden Niederländischen Theologi und empfingen sie gar freundlich. Am dritten Tag darnach theilte man sie aus in etlicher geachteter Bürgers-Häuser, und wohnte Herr Breitinger die 3 oder 4 ersten Wochen bey Herrn Heinrich von Dillsee. Die übrige ganze Zeit aber bey Herrn Johann Kuykhoven.*) Bei diesem hatten die Pfältzischen und Eydgenößischen ein gemeinsame Tafel. Herr Breitinger aber hatte bey ihme auch die Wohnung (bei der „neuen Brücke"), und war von dem gantzen Volk die gantze Zeit gar freundlich gehalten. Dieses Herren Haußfrau hieß Anna Voit, ein aus dermassen gottselige Matron. Hatten zwei Söhn, deren der älter Adam, der jünger Cornelius hieß, und Anna, ein Tochter von 14 Jahren, ein gar vernünftig wol zogen Kind. Ware eins von den geachtisten Häuseren dieser Stadt. Doch war dieser von Kuykhoven Papistischer Religion, die er noch behalten von seinen Eltern"; ein Bruder war Jesuit, ein Sohn ebenfalls katholisch, Mutter und Tochter streng reformirt, die Schwiegermutter eifrige Anabaptistin.

„Nach dem Essen sind etliche Herren des Ehrsamen Raths zu uns kommen, und uns in lateinischer Sprach gegrüßt, mit Vermelden, wir sollen da verharren, bis unsere Losamenter gerüstet seyen. Nach dem Essen haben wir den Schiffslohn zusammengeschossen. Die von Heydelberg haben 20 Reichsthaler geben und wir Eydgenossen die übrigen 40; hat uns Basleren angetroffen 10½ Reichsthaler, und sind Meister Justus und Bernhard Meyer dringegangen. — Den 22. Oct. sind wir nach dem Mittagessen hingegangen, das Theatrum zu besichtigen; hernach des alten Grafen von Holland Pallast; in demselbigen hanget eine schöne Tafel, darin das ganze Land um Dortrecht hin, welches anno

*) Ein Großhändler mit Schiffsbauholz.

1421 untergegangen mit 72 Dörfern, abgemalet ist. Bey 30 Jahren her sind etliche 1000 Jucharten durch die Dämm eingeschlossen, und durch die Windmühlen von Wasser gereinigt worden, welches noch von Tag zu Tag beschieht, also daß jetztund daselbst wieder ein schön Land ist, und hoffet man in 30 Jahren werde man bis gen Gertrutenberg zu Land kommen. Hr. Dr. Alting erzählte uns eine spaßhafte Geschichte, welche dieser Tage zu Amsterdam vorfiel: Ein Fuhrmann führte mit einem Pferd etwas in die Stadt. Weil aber das Pferd stättig war und nicht ziehen wollte, so sagte er endlich: „Ich sehe wol was dich beseelt; du bist auch arminianisch und willst deinen freien Willen haben; *) ich aber will dir denselben mit guten Streichen vertreiben“, worauf er dann das Pferd tüchtig schlug. Um 5 Uhr sind die englischen Deputirten ankommen, welche wir Morgens gegrüßt, darauf sie nach Grafenhagen abgeschieden. Auf den Abend hat man einem Jeden einen sonderbaren (= besonderen) Furierzedel geben; meiner hat also gelautet: „By de Manbrug Cornelis Ruis, Wynkooper (= Weinhändler) soll logeren Doctœr Wolffgangus Maier und den Diener.“

Den 23. Oct. haben wir Urlaub (Abschied) vom Wirth genommen und für unser Theil 19 Bz. 3 Kreuzer geschenket. Hernach sind wir in unsere Losamenter eingezogen und hab ich ein überaus herrlich und schier fürstlich Gemach bekommen, wie auch nicht weniger H. Dr. Beck.

Den 24. Oct. hab ich nach Haus geschrieben an Hrn. Bürgermeister Ringler und an meine Hausfrau. Weil in der Einfurierung einem jeden Herrn nur ein Diener zugegeben worden und deßwegen unser gemeiner (gemeinsamer) Diener anderswo von uns abgesondert wohnen müssen, so hat er als mal content Urlaub von uns begehrt, wieder nach Haus zu ziehen“. — Breitinger bezog von den drei ihm angebotenen Privatlogis das eine mit seinem Diener Tanner, Stapfer und Waser das andere, und Schennis das dritte. So einquartirt, verschaffen die Zürcher uns eine kleine Umschau in Stadt und Land.

Breitinger führt des Nähern aus, warum Dortrecht besonders geeignet war, als Sitz der Synode zu dienen. „Diese Stadt war allerdings einer so heiligen und von allen Guten längst ersehnten

*) Ein Zeichen, wie die Angelegenheit in's Volk gedrungen. Auch die Frauen nahmen leidenschaftlich Partei. Breitinger Miscell. II. 410. Schreiben an seine Amtsgenossen in Zürich.

Versammlung durchaus würdig. Denn für's Erste sicherte die der Sache gewogene Stimmung der Einwohner alle Theilnehmer vor jeglicher Unbill. Diese erste Metropole der Provinz Holland ist vor ungefähr 200 Jahren (1421) durch den Zusammenfluß von 4 Strömen, wodurch sie von Brabant abgeschnitten worden, zu einer Insel gemacht. Sodann ist die Stadt ziemlich groß, hat schöne Häuser und zeichnet sich durch Reinlichkeit aus, welche durch die Bewässerung bewirkt wird. Ferner hat sie außerhalb der Festungswerke, wo durch den Fleiß der Bewohner täglich neuer Boden gewonnen wird, Spaziergänge und vorzüglich schöne Gärten. Ebenso steht sie an Nettigkeit und schmuckem Aussehen des Hausrathes kaum einer Nation oder Stadt nach. Zudem sind die Bürger gesittet und gastfreundlich. Mit demselben Vertrauen, dessen sie selbst würdig sind, achten sie andere und fliehen mit unüberwindlicher Abscheu jegliche Falschheit und Treulosigkeit. Endlich hat der große Handelsverkehr hier einen Stapelplatz für Rheinwein, Getreide, Baumaterial und andere Waaren gebildet, welche auf dem Rhein und der Maas herbeigeführt werden. Zuletzt ist die Gegend selbst reich an Fischen aller Art, an Schwänen und anderm Geflügel, an guter Butter, Milch, Käse und Fleisch. Was die Gegend selbst nicht bietet an Lebensmitteln, das wird vom Meere her in reicherer Fülle und Mannigfaltigkeit als irgend anderswo, nicht nur aus Europa, sondern auch aus andern Erdtheilen gebracht, wie spanische, kretische, französische und andere Weine, Genußmittel (Colonialwaaren) aller Art aus Spanien, Italien u. s. w. Die Luft hier ist zwar etwas feuchter und schwerer, aber keineswegs weniger gesund als in irgend einer andern Stadt Hollands. — Obwol nun freilich Niemand wegen solcher Genüsse und Genußmittel zum Conzil kommen soll, so war es doch auch nothwendig (aus Bedürfniß), daß der Sitz des Conzils mit den Dingen ausgestattet sei, welche zum äußern Wohlsein gehören, zumal zur Erhaltung der Gesundheit bei dem Zusammenfluß so vieler Fremden aus weiter Ferne, aus anderer Luft und Lebensart."

Noch weiter und mit sichtlichem Wohlgefallen ergeht sich Waser über Land und Leute in „Nieder-Deutschland": Das Land ist flach, nur von wenigen Hügeln durchzogen, das Klima gleichmäßig, die Luft zwar etwas feucht, aber gleichwohl gesund („und soll der Verdauung zuträglich sein"). Die Leute erreichen ein sehr hohes Alter, besonders in Brabant. Der Sommer ist angenehm, nicht allzu heiß, hat wenig Ungeziefer (Fliegen und Mücken) und selten Ungewitter.

Der Winter freilich ist lang und rauh. Das Land ist stärker bevölkert als irgend ein anderes. Hat es doch 208 befestigte und 150 ebenso große offene Städte und eine erstaunliche Zahl von Kirchdörfern, außerdem Villen, Schlösser und Burgen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, vorzüglich für Viehzucht geeignet, der Gewerbsfleiß der Bewohner und namentlich der Seehandel, machen das Land reich. Die Holländer sind von kräftigem und gesundem Wuchs und pflegen sich bequem und gefällig zu kleiden (Siehe die Trachtenbilder). Ihre geistigen Eigenthümlichkeiten bilden einen schroffen Gegensatz zu dem Charakter der Spanier, mit denen sie zur Zeit ihrer Herrschaft und auch vor der Glaubensspaltung niemals Eins werden konnten. Die Bewohner haben von den stammverwandten Deutschen zwar die krasse Gewohnheit des Trinkens angenommen, was sie aber in ihrer rüstigen Thätigkeit und steten Rührigkeit, worin übrigens die Frauen mit den Männern wetteifern, nicht im geringsten hemmt. Naturkraft und Uebung befähigt sie, einen Weindusel mit größter Leichtigkeit zu überwinden, so daß man von einem nächtlichen Gelage des folgenden Tages an ihnen rein nichts spürt. — Der Boden ist reich an Wasser und saftigen Wiesen, geziert mit stattlichen Bäumen, theils in Alleen, theils in lauschigen Gruppen gepflanzt, und beweidet von starken Pferden und kräftigem Rindvieh. Die Ausstattung der Häuser, die nach außen oft ganz unansehnlich, übertrifft an Schönheit alle Länder, wie die vielgereisten Kaufleute bezeugen. Eine Eigenthümlichkeit der wasserreichen Gegend sind die Windmühlen, mittelst deren man auch Sümpfe trocken legt.

Aber auch die nächste Räumlichkeit, auf welche die Gesandten gewiesen waren, wird uns beschrieben, nämlich der Sitzungssaal, wovon Abbildungen auf Papier, auf Seide und auf Denkmünzen erstellt und nachher den Theilnehmern eingehändigt wurden. Die Erstellung des geräumigen Lokales hatte 6000 holl. Gulden gekostet. Die Sitze waren gepolstert und mit blaugrünem Tuch überzogen („an viridis dicam coloris an pratini dubito"), Schreibzeug, Papier und Federn lagen für jeden Abgeordneten bereit. Zahlreiche Candelaber und drei große hängende Leuchter dienten den Abendsitzungen. Auch Tribünen, Büchergestelle u. drgl. fehlten nicht. Die Erwärmung ward bewirkt durch ein großes Kamin hinter dem Präsidentenstuhl und durch Fußwärmer für jeden Einzelnen („stufa" für das holländ. stoofje), worin Torfkohlen brannten, welche weder übeln Geruch verbreiteten noch einen dem Kopfe nachtheiligen Dunst.

Wie sorgfältig man auch in äußerlichen Dingen verfuhr, zeigt der Umstand, daß die Generalstaaten durch drei Theologen die Schweizer anfragen ließen, ob es ihnen genehm sei, ihre Plätze neben den Hessen einzunehmen. Sie antworteten ebenso gewissenhaft als bescheiden, daß sie in dieser Beziehung kein Mandat haben und mit jedem Platze vorlieb nehmen, wenn sie nur etwas zum Wohle der Niederländischen Kirche beitragen könnten; sie überließen daher die Anordnung der Weisheit und dem Wohlwollen der Abgeordneten der Generalstaaten.

So viel von der Ankunft und Aufnahme der schweizerischen Deputirten zu Dortrecht. Ueber die Verhandlungen der Synode, an welcher theilzunehmen Zweck der Reise war, und welche Breitinger so eingehend dargestellt hat, daß sein handschriftliches Werk den offiziellen holländischen Akten ebenbürtig an die Seite tritt, werden wir uns, wie zu Anfang gesagt, nicht verbreiten, sondern blos das Urtheil von Prof. Alex. Schweizer anführen: „Aeußerlich betrachtet ist diese Synode eine großartige Erscheinung, auf protestantischem Boden einzig in ihrer Art, imponirend theils wegen der Betheiligung so vieler Länder, theils wegen der Bedeutung des Streitgegenstandes, theils wegen der Anwesenheit so vieler ausgezeichneter Theologen." Aus Breitinger's Berichten aber müssen wir allerdings noch Einiges mittheilen. Breitinger selbst ist in seinen Briefen an die Zürcherische Geistlichkeit und den Rath voll Lobes nicht nur über die Aufnahme, die ihnen zu Theil wurde, sondern über die Synode selbst, über die Frömmigkeit, den Ernst und Eifer, die Geduld und Mäßigung, den Gebetsgeist, die Gelehrsamkeit, die erstaunliche Bekanntschaft mit den Kirchenvätern und dem Alterthum, die genaueste Kenntniß der schweizerischen Verhältnisse und Reformationsgeschichte, welche er an den Niederländern wahrnahm. „Entweder hat der heilige Geist diesem Conzil oder dann überhaupt gar keinem beigestanden." Und seine Zürcher Amtsbrüder schreiben ihm: „Berühmter als diese Synode ist keine seit der Reformationszeit" (post renatum Evangelium, was die Meisten auf die Zeit Christi und der Apostel beziehen). In der Zürcher Herbstsynode 1619, wo er gern über die Dortrechter Synode berichtet hätte, wenn nicht dringende zürcherische Angelegenheiten ihn gehindert hätten, sagte er noch ganz unter dem Eindruck seiner Erlebnisse im Eingang zu seiner Schlußrede: „Dann mir nicht zweyflet, es wurde ein jeder auf empfangenen Bericht des gantzen Werks erkennen können, daß dieser Synodus und sein glücklicher Ausgang seye von den großen Gnaden,

welche der Liebe Gott sint der Reformation biß jetzt, seiner lieben Kirchen erzeigt, eine der allergrösten."*) Und was er auch sonst über die Dortrechter Themata sagt, auf die er öfter zu sprechen kommt, gehört zum Besten und Tröstlichsten, was in seinen Synodalreden sich findet (praktische Behandlung der Gnadenwahl).

Besonders auch in seinen Briefen an den Rath zu Zürich gibt Breitinger seiner Hochachtung und Freude Ausdruck. Zuerst (30. Oct.) berichtet er über ihre Ankunft und Aufnahme: "Die Pfälzischen Deputirten und wir sind samtlich in Gottes Namen zu Schiff (gegangen) und den 21. d. M. zu Dortrecht in Holland alle gar glücklich und wol ankommen. Darfür wir dem Herren Gott Lob und Dank sagen. An diesem Ort sind wir freundlich empfangen, und bald in bestellte Bürgers-Häuser je 2 und 2 abgetheilt, aber die Pfältzischen und Eydgnössischen, samt ihren zugehörigen, zusammen an eine gemeine Tafel verordnet worden. Wir haben auch gleich angehends unsere Credentz-Schreiben in den Haag verfertiget, darüber uns alle Freundschaft bis auf fernere Gelegenheit erbotten worden."

Die Schweizerischen Deputirten, welche sich unterwegs möglichst beeilt hatten, wozu sie auch von Brederode noch angetrieben worden, waren fast die Ersten, die in Dortrecht ankamen; denn selbst die Holländer waren noch nicht eingetroffen, da sie noch von den vorbereitenden Provinzial-Synoden in Anspruch genommen waren. Die Schweizer überzeugten sich bald, daß ihre Anwesenheit und Mitwirkung den Holländern (die Arminianer ausgenommen) höchst erwünscht war, und wie der Verlauf zeigte, ersprießlich sein würde, wie sie denn selbst die Zuversicht hatten, „daß dieser Niederländische National-Synodus ohne Frucht nicht abgahn, und neben Erhaltung unser alten, wahren, Christlichen Confession, auch viel gute nothwendige Ordnungen werden gemachet und angenohmen werden" (wie z. B. die Verbesserung der holländischen Bibelübersetzung einer Commission übertragen wurde, welche ein berühmtes und tüchtiges Werk lieferte in Text und erläuternden Anmerkungen, die sog. "Staaten-Bibel").

Ueber alle Vorgänge hat Breitinger getreulich und gewissenhaft berichtet. Zeuge sind seine dreizehn Briefe und besonders seine Akten-

*) Aehnliche Urtheile von Halesius, Scultetus, Wolfg. Meyer, Seb. Beck s. bei Böhl: „Erinnerungen an die Dort. Syn. nach 250 Jahren" 1868. S. 2.

sammlung, wovon Mörikofer sagt: „Breitinger hat durch seinen fleißigen Bericht an den Rath und an das Ministerium von Zürich, sowie durch die genaue und ausführliche Mittheilung der Akten ein werthvolles geschichtliches Material geliefert.“ Er hat sich auch hier durch rastlose Thätigkeit, unermüdlichen Eifer und außerordentliche Arbeitskraft als den treuen Nachfolger Bullinger's bewährt.

Uebrigens war es gerade eine der Hauptleistungen Breitinger's auf der Synode, den Nachweis zu liefern, daß die Arminianer oder Remonstranten fälschlich und ohne allen Grund für ihre Lehrweise sich auf Bullinger beriefen. Er schreibt darüber an den Rath (30. Nov. 1618): „Weil die Arminianer dise Land beredt, daß die Eydgnößischen Alten Gelehrten, Hr. Bullinger aber Lobl. Ged. füraus, ihrer Meynung zugethan seyen, ist ihnen, als sie wider diesen Synodum protestirt, den 1. Dec. von den Churpfältzischen Theologen in offener Versammlung fürgeworffen, obgleich sie verwerffen wolten die gegenwärtigen all, so können sie doch nicht verwerffen diejenigen, welche heutigs Tags in Lobl. Eydgnoßschaft an eben den Orthen predigen, in welchen noch vil deren im Leben, die Hrn. Bullinger selbst gesehen und gehört,*) und erkennind, daß Herr Bullinger und seine Nachfolger ein gleichförmige Lehr führind.“ Ulrich: „wie Breit. dieses in einer besondern dem Synodo übergebenen Apologie ex professo aus den Bullingerischen Schriften gezeiget“. Ausführlicher redet Breitinger davon im dritten Schreiben (16. Jan. 1619) und sagt dabei: „. . . Weilen nun ich aus Euer M. Gn. Hrn. Pfarrhaus**) etwas Schriften mit mir hiehar genommen, welche ich zu diesen vorhabenden Streitigkeiten dienstlich seyn erachtet, und unter denselben nicht ohne Gottes Fürsehung gefunden von Hr. Bullinger's sel. eigener Hand geschriebene Copien etlicher Zedlen und Briefen, mit Namen auch an den damalen gewesenen Rector zu Straßburg, deßgleichen an Herzog Friedrichen, Churfürsten und Pfalzgrafen am Rheyn, und Hr. Landgrafen zu Hessen, darinnen das Widerspiel alles dessen, was die Arminianer von Hrn. Bullinger sel. ausgeben, gar scheinbarlich (deutlich, augenscheinlich) und unverneinlich zu finden, so habe ich aus der Arminianern Büchern ihre Gründ, mit welchen sie Hrn. Bullinger verkleineren, zusamen gezogen, demselbigen eine Antwort aus gedachten Hrn. Bullinger's sel. eignen

---

*) Worunter Breitinger selbst nicht, da er im Todesjahre Bullinger's geboren wurde, 1575, so daß 1875 Beider 300=jähriges Jubiläum hätte stattfinden sollen.

**) Biblioth. Antistitii? — deren Stifter Breitinger.

Schriften, gleich als aus seinem eignen Mund, auf das bescheidenlichst und kürtzest entgegen gesetzt u. s. w. u. s. w. „Mir seye genug, daß in dieser namhaften Versammlung, Hrn. Bullinger's Ehr und Unschuld wider böse Leuth genugsam verthädiget zu seyn, erkennt werden könne. . ."

In weiteren Berichten ist er erstaunt über das anmaßende, widerwärtige und unaufrichtige Gebahren der Remonstranten einerseits, und über die Geduld der Synode und ihres Präsidenten anderseits. Jenes Benehmen bezeichnet er einmal geradezu als „lugenhaft, betruglich, unredlich und aufrührisch" (16. Jan. 1619). Interessant auch für andere Zeiten und Verhältnisse ist Breitinger's Bemerkung, daß die Remonstranten, deren Mund anfänglich nur von Toleranz übergeflossen sei, nachgerade mit ihrer ganzen Toleranz so intolerant geworden seien, daß sie nicht einmal mehr die gleichen Kirchen mit den Orthodoxen benutzen wollten. An den Letzteren aber rühmt er: „unglaubliche Gedult und Sanftmuth und insbesonders augenscheinliche Redlichkeit."

Da die Arbeiten der Synode, trotz allen angewandten Fleißes, zum Theil infolge tückischen Zögerns und Ausweichens der Arminianer und ihrer Intriguen, sich gegen das Frühjahr hinzogen, fingen die Schweizer und andere Ausländer an nach Hause zurückzuverlangen, wie man auch daselbst ihrer nicht gerne länger entrathen konnte.

In seiner Korrespondenz mit Geistlichkeit und Rath, welcher letzterer ihn in dem Schreiben vom 28. Dec. 1618 „Burger und Pfarrer" titulirt, beschränkt sich Breitinger auf das Sachliche, schon weil er auf der Dortrechter Insel nicht mit der Außenwelt verkehrte, sondern sich seiner Aufgabe widmete, sodann weil politische Neuigkeiten, wie er sagt, „in gemeinen Zeitungen" (ob wirkliche „Zeitungen" oder nur „Nachrichten", in welcher Doppelbedeutung ja auch „Post" gebraucht wird?) früher nach Zürich gelangten als durch seine Vermittlung. Wir sehen auch hier wieder den gewissenhaften und ganzen Mann, der, wiewohl er ein Auge für Alles hat, wie Wenige, wovon seine Synodal-Reden reiche Beweise liefern, doch auf seine vorliegende Aufgabe mit aller Kraft des Geistes sich conzentrirt. Wie hätte er sonst so erfolgreich mitwirken und wie solche Aktenberichte liefern können. Das ist denn auch der Grund, weßhalb er während der Dauer der Synode es sich nicht wie einzelne seiner Begleiter gestattet hat, Ausflüge nach verschiedenen Theilen der Niederlande zu machen. Begreiflich ist das von den Nichttheologen, da die Verhandlungen sich in die Länge zogen. So reiste

Waser nach England, da Breitinger's Fleiß und Geschicklichkeit den Secretär entbehren konnte. Aber auch der Basler Theologe Wolfgang Meyer kann über einen Abstecher nach Antwerpen berichten. Der Berner College hat wegen „Unschreibseligkeit" wenig aufgezeichnet und berichtet und mußte deßhalb gemahnt werden, namentlich unter Hinweisung auf Breitinger's Verkehr mit seiner Regierung. So prägen sich denn auch in diesem Verhalten der Genossen drei verschiedene, — wohl mehr individuelle als kantonale — Charaktere aus: Ernst und Strenge*) bei dem Einen, eine gewisse Schwerfälligkeit bei dem Berner, Gemüthlichkeit bei dem Basler. Dem entsprechen in der That die Bildnisse Breitinger's, Rütimeier's und wohl auch Meyer's. Dem Letzteren war jedenfalls Gesprächigkeit und gesellige Heiterkeit individuell, so daß sein Bruder ihn warnte, sich nicht allzu sehr gehen zu lassen.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß Breitinger unter seinen Landsgenossen in Dortrecht die hervorragendste Stelle eingenommen. „Du hast uns übrigen Schweizern zum Trost und zur Zierde gereicht", schreibt ihm Rütimeier. Darin stimmen denn auch alle Berichte überein, sowie das Gewicht, welches die Niederländer seinen Gutachten beilegten. Wir brauchen es nicht näher nachzuweisen. Ist er doch überhaupt von kundiger Seite „der größte kirchliche Charakter der reformirten Kirche während des 17. Jahrhunderts" genannt worden. Die entsprechende Anerkennung wurde ihm denn auch, wie wir nachher sehen werden, beim Abschied von Holland und bei der Ankunft in der Heimat zu Theil.

Begreiflich trug Breitinger nicht nur Achtung und Ansehen davon, sondern gewann auch dauernde Freundschaftsverbindungen mit den Gelehrten und mit holländischen Familien, mit welchen er nachher in brieflichem Verkehr blieb, sowohl mit der edlen Hauswirthin zu Dortrecht, als mit frommen und gebildeten Leuten in Amsterdam. Die innere Geistesgemeinschaft hat ja auch von solch' äußerer Pflege Gewinn und wird gefördert. An solchen Beispielen geistigen und brieflichen Verkehrs ist jene Zeit, welche Breitinger oft und mit Grund (namentlich in seinen Synodalreden) eine schwere nennt, reich.

Von besonderen Erlebnissen während des Dortrechter Aufenthaltes sind zu erwähnen das Reformationsjubiläum und der Hinschied des jungen Stapfer. — In Zürich hatte Breitinger kein Jubiläum veranstalten wollen, da er die Zeit nicht dazu angethan fand, indem die

*) Jedoch gepaart mit Umgänglichkeit. Mörikofer S. 34.

reformirte Kirche vielfach bedrängt und die allgemeinen Verhältnisse der Art waren, daß man eher zu Bußtagen Ursache hatte. Denn auch abgesehen von den Drangsalen der Reformirten in verschiedenen Ländern, mußte es mit Besorgniß erfüllen, wie die römische Kirche unter Anführung der Jesuiten mächtig ihr Haupt erhob, und überdieß in der reformirten Kirche selbst allerlei sittliche Mängel beim Lehrstand und dem Volke zu Tage traten. Daher Breitinger's ernstes und eifriges Wirken für Reformation der Sitten, namentlich auch der Geistlichen. Zu Dortrecht aber konnte er sich's doch nicht versagen, den 1. Januar 1619 in dankbar-freudigem Gedächtniß an die Wiederherstellung des heilsamen Evangeliums zu begehen. Darum versammelte er um sich die hervorragendsten Mitglieder der Synode als Repräsentanten ihrer Länder und Provinzen: den Engländer Georg, Bischof von Landaff, den Staaten-Abgeordneten Daniel Heinsius, den Synodal-Präses Joh. Bogermann, den Professor Sibrandus Lubbertus von Franeker, den Dortrechter Prediger Johann Debbetius, die Pfälzer Scultetus, Tossanus und Alting, die Genfer Johann Deodati und Theodor Tronchin, seine Gefährten Rütimeier, Beck, Meyer und Koch. Beim festlichen Mahle ertönten zahlreiche ernste und heitere Reden.

Ein ergreifendes Ereigniß bildete wenige Wochen nachher der Hinschied und das ehrenvolle Begräbniß des Junker Marx Stapfer, worüber Breitinger theilnahmsvoll und eingehend an dessen Eltern berichtet (Miscell. I. v. S. 27—32). Dieser junge Mann war gegen Ende Januar 1619 an der Ruhr erkrankt und trotz sorgfältigster Pflege und ärztlicher Hülfeleistung dahingeschieden. Breitinger erzählt den Eltern umständlich den Hergang und berichtet von der Theilnahme, welche Schweizer und Ausländer dem Kranken gewidmet; von der Sorgfalt, welche Schwager von Schennis und einheimische Aerzte angewandt; von der rührenden, wahrhaft mütterlichen Pflege im gastlichen Hause; von den großartigen Ehrenbezeugungen bei dem nach der Sitte des Adels eingerichteten Begräbnisse in der Pfarrkirche. Er bezeugt den gefaßten Gemüthszustand und den erbaulichen und gottseligen Hinschied des Jünglings, wie er den apostolischen Glauben und Christenthum als seinen einzigen Trost bekannt habe und dann entschlafen sei.

Auch mehrere andere Theilnehmer an der Synode sind während der Dauer derselben gestorben, wie W. Mayer anmerkt. Da dessen Berichterstattung über die Rückreise uns fehlt, so heben wir noch Weniges aus seinen Beobachtungen über Dortrecht heraus. Am 13. November

erhielt er beim Essen den Bericht aus Basel, daß Wolleb zum Professor für das alte Testament ernannt worden. Ebenso vernahm er, der für England sich besonders interessirte, durch Bischof Jos. Hal, daß Sir Walter Raleigh, vor 15 Jahren zum Tode verurtheilt, aber vom König begnadigt, jetzt wegen schlechten Verhaltens in Indien zu London enthauptet worden sei. Er bemerkt auch, daß er und seine Genossen bei schönem Wetter oft in den Alleen längs der Kanäle in dem neugewonnenen Lande bei Dortrecht spaziert seien. — Eine kleine Streitfrage hatte sich zwischen den Schweizern, betreffend Vertheilung der Unterhaltskosten,*) erhoben, indem die Zürcher und Schaffhauser nach der Kopfzahl überhaupt (die Diener mitzuzählen), die Basler aber nach der Zahl der Deputirten oder Theologen vertheilen wollten, wobei sie jedoch den Kürzeren zogen, freilich unter Protest und ohne Präjudiz.**) — Einmal erschien auch eine dänische Frau, der in England ihr Mann gestorben, zu Dortrecht angeblich auf Befehl des heil. Geistes, um auf der Synode „von der Prädestination, von der Bekehrung der Juden und dem jüngsten Gericht eigentlichen Bericht zu geben; war wohl bekleidet und redete vernünftig." — Am 11. December hat Maier mit Dr. Trigland zu Schiff eine Fahrt nach Rotterdam und von da nach Delft und Gravenhaag gemacht, und traf daselbst im goldenen Löwen Dr. Em. Iselin am Podagra leidend. Er speiste mit Dr. Theodat. Er wohnte auch der englischen Predigt des Dr. Amesius Vor- und Nachmittags bei und ward, vom Bischof von Landaff empfohlen, zwischenhinein vom englischen Gesandten freundlichst aufgenommen und bewirthet, wie auch Tags darauf. Auch den außerordentlichen französischen Gesandten D. Boisisium, den er von England her kannte, besuchte er. Mit dem englischen Gesandten zum Prinzen Moriz zu gehen, verhinderte sie der Regen; doch konnte er sein Anliegen Abends noch vorbringen.†) So verkehrt der gewandte Mann, der zugleich Privatangelegenheiten anzubringen hat, noch einige Zeit mit den hohen Herrschaften, so auch mit dem pfälzer Gesandten Dr. Schwert, dem Grafen Wilhelm, dem Prinzen selbst u. A. Weniger günstig war ihm der Wind auf der Rückfahrt, denn das Schiff scheiterte in der Nähe von Iselmünde. Aber auch der Landweg war beschwerlich und gefährlich. Bei un-

*) Täglich 104 Fl. für die Schweizer und Pfälzer.

**) Die Basler hatten 2 Theologen und wenig Diener, die übrigen 3 Städte dagegen je nur 1 Theologen, aber mehr Begleiter und Diener.

†) Vielleicht dieselbe Angelegenheit, weßhalb der Gesandte in Heidelberg ihm Empfehlungen versprochen.

günstigstem Wetter, abscheulichem Wege und dichtester Finsterniß schritt er mit dem französischen Prediger aus Middelburg (auf Seeland) und einem Führer (um 24 Stuiver = ca. 2 1/2 Fr. gedungen), den morastigen Damm entlang und gelangte nicht ohne Gefahr („der Middelburger war 3 Mal überbürzelt und schier gar in den Wassergraben gefallen"), doch unversehrt, unterwegs mit schlechtem Bier erfrischt, gegen Morgen in das Gebiet von Dortrecht, trocknete die Kleider, restaurirte sich, setzte über die Maas und kam um 9 Vormittags in der Stadt an, wo er sich, um ja keine Sitzung zu versäumen, sogleich in die Synode begab. Ausgelegt hatte er vier Ducaten. Er scheint aber in jener strapaziösen Nacht, wo es gegen Morgen fror, eine Erkältung davon getragen zu haben, denn eines folgenden Tages blieb er zu Hause: „und hat mir die Frau Lydia vin brûlé gemacht, das ist, sie nahm halb Wein und halb Bier in ein Düpfe, schlug das Gelb von einem Ey darein, deßgleichen Zucker, Zimmet, Nägelein und Muskatnuß, trank's als heiß ich immer konnte, und befand mich recht wohl dabey." „Diese ganze Zeit bis 4. Januar hat Christoph sich sehr schlecht betragen mit Widerbellen, Murren und Drohen, von dem andern Diener aufgestachelt." „Am 4. Januar wechselten unser vier, D. Tossanus, Rüttimeyer, Beck und ich unsern Tisch, was die Zürcher und Schaffhauser übel nahmen; aber am 19. kehrten Rütimeier und Beck, am 21. auch ich an den Tisch zu Kykhoven's zurück." „Ich kaufte für meine Frau silberne Messerhefte und Leinenzeug für 43 Frk." — „Wir schickten Mr. Justus nach dem Haag mit 200 Frk., woran ich die Hälfte gab, um die Schulden unseres Dieners zu zahlen!" „Am 4. Februar gab die Stadt Dortrecht uns Schweizern, den Nassauern, Genfern, Bremensern und Emdenern mit Scultetus ein Essen, das bis zur Nacht dauerte." „Am 19. nach dem Nachtessen hat Dr. Beck mich geneckt und vor den Dienern ausgelacht wegen einer geringfügigen Behauptung, um derentwillen er mich auch bei D. Rütimeier mit Hohngelächter und unguten Worten überhäufte . . ." „Am 28. mahnte mich D. Rütimeier zu meinem Geld besser Sorge zu tragen, denn man habe meinen Christoph beim Ballspiel viel Geld verthun und Goldstücke wechseln gesehen. Dieser, darüber zu Rede gestellt, gestand einen goldenen „Albert" aus meiner Kasse entwendet zu haben, weiter aber nichts, obwol ich sah, daß er beständig Geld hatte."

Im Weitern beschreibt Mayer noch seine Tour über Breda, wo sie Ostern mit den Heidelbergern verbrachten, nach Antwerpen (Antorff)

und die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt (Findelhaus, Spital, Castell, Zuchthaus, „Osterhaus“ und Dominikaner-Kloster), wohin ihn Dr. Beck begleitete. Dieses liegt aber außerhalb unseres Rahmens, schon weil Breitinger dabei nicht betheiligt war.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Dr. Wolfgang Meyer auch ein Stammbuch hinterließ, in welches sämmtliche Mitglieder der Dortrechter Synode ihre Namen und Denksprüche eingetragen. Wir heben daraus zwei unserer Schweizer und denjenigen des Vorsitzenden heraus:

„Gott ist reich an Erbarmen.“

Dem berühmten Theologen Herrn Wolfgang Meier, dem Abgesandten der hochansehnlichen Stadt Basel zur Dortrechter National-Synode widmet dieses Denkzeichen der Freundschaft und steter Erinnerung

Joh. Jac. Breitinger
Diener der Kirche Zürich.
Dordrecht 2. April 1619.

„Jesus Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung; darum will ich nichts anderes wissen als Jesum Christum den Gekreuzigten.“

Dem vortrefflichen, verehrten und berühmten Gottesgelehrten Herrn Wolfgang Mejer, dem würdigen Abgeordneten der blühenden Basler Kirche zur Dortrechter Synode, meinem hochehrwürdigen Freund und Bruder in Christo widmet dieses Zeichen seiner Hochachtung zu Dortrecht . . Mai 1619

Marcus Rütimeier
S. S. Th. D. und Diener der
Kirche zu Bern.

„Gott mit uns!“ (Immanuel)
Darum
fröhlich und getrost
(in Bekenntniß und Glauben)
Friede und Leben in Christo.

Dem verehrten, gelehrten, vortrefflichen, um die Kirche Gottes wohlverdienten Herrn Wolgang Mayer, S. Th. D. und der Stadt und Kirche Basel Abgeordneten zur Dortrechter Synode, zum Zeichen der Bruderliebe, der Hochachtung und alter, jetzt innig erneuerten und bleibenden Freundschaft in Christo widmet dieses Denkzeichen

J. Bogermann
Präses der Dordrechter Synode
27. Febr. 1619 (alten Styls).

„Unsere Arbeit wird nicht vergeblich sein:
Unser Lohn ist reichlich im Himmel bereit.“

Unverkennbar haben diese 3 Denksprüche Bezug auf die Verhandlungsgegenstände der Synode, die sich in das Eine Wort zusammenfassen in Lehre und Bekenntniß bestimmt und consequent festzustellen, was Inhalt und Wesen der Reformation war, nämlich: — **die Gnade allein!**

IV. Die Rückkehr in die Heimat.

Dank und Ehrenbezeugungen wurden Breitinger und seinen Gefährten am Schlusse der Synode zu Theil, wie das Schreiben der Generalstaaten an die Magistrate der 4 Städte bekundet, wie auch die Briefe des Synodal-Präses Joh. Bogermann vor und des Pfarrers Joh. Dibbezius zu Dortrecht an Breitinger nach der Synode bezeugen. Letzterer sagt, daß zwar alle auswärtigen Theilnehmer ihm theuer geworden, jedoch keiner in dem Maße, wie Breitinger, wofür er sich nicht nur auf Gott, sondern auch auf seine Collegen, auf seine Familie und auf Breitinger's Gastfreundin, die Frau von Kuyckhoven als Zeugen beruft. Seiner gedenkt er in Reden, in Gebet und Fürbitte; gegen ihn schüttet er nun den Jammer seines Herzens aus über das Elend, welches über die Pfalz gekommen, über die Kirche, die Männer Gottes, die Universität, über Heidelberg und das Land durch die Furie des Krieges; dagegen kann er von Wundern des Allerhöchsten reden, wie belagerten Städten in Holland Hülfe geworden.

Dieser Anerkennung ward auch die volle Entschädigung für alle Kosten nebst Ehrengeschenken, besonders eine goldene Denkmünze, beigefügt, während ihrerseits auch die Schweizer Geschenke hinterließen. Breitinger schreibt hievon: „So lang der Synodus währte, gienge alles in der Herren Staaten Kosten; was ein jeder im Hinunder-Reisen verzehrt hatte, stellten sie gleich angehends einem jeden wiederum zu.“

„Nach Follendung des Synodi verehrten die Herren Staaten einem jeden einen guldenen Pfenning von 37 Ducaten, deßgleichen ein Stuck Atlaß, darauf der Synodus gar künstlich gedruckt war. Auf die Heimreis liessen sie den 5 Eydgnößischen Gesandten bezahlen 4000 Brabantische Gulden, einer 9 gut Batzen. Diß Geld ist getheilt worden in 5 Theil, weil von Basel der Theologen 2 waren.*) Hundert Gulden gaben sie Herrn Breitingern zum Vortheil“ (also auch so eine Anerkennung seiner besondern Stellung).

*) Beck als Abgeordneter der Universität, Meyer Namens der Geistlichkeit.

„Breitingers Theil 880 Fl. Darvon außgeben. Dem Herren im Haus zur Letze an einen Becher gesteuert, 10 Fl. Der Frauen zur Letze 80 Fl. an 20 Ducaten. Ihrer Schwöster und Tochter jeder einen silbernen Synodum, 16 Fl. Ihrem Sohn 8 Fl. Dreien Mägden 15 Fl. In der Heimreis verzehret 469 Fl. Von hieraus (nämlich von Zürich, wo Breitinger diese Spezial-Rechnung dem Diarium eigenhändig beigefügt), gen Dordrecht zu einem Gruß 40 Fl. an 10 Ducaten: 4 der Frauen, 3 ihrer Schwöster, 2 ihrer Tochter, 1 den Mägden. Fuhrlohn 30 Fl. Summa 668 Fl. ohn Mr. Tanner des Dieners Belohnung 24 Fl. und 9 Fl. Trinkgeld, auch ohn was ich den Hrn. Burgermeister und andern Herren gekramet."

Die obgenannte goldene Denkmünze, neben welcher auch eine kleine silberne bestand, stellte auf der einen Seite den Versammlungssaal der Synode mit der Umschrift: „Asserta Religione“, auf der andern Seite einen Tempel auf einem hohen Berg dar, auf welchen von allen vier Seiten die Winde losstürmen, mit der Umschrift: „Erunt, ut Mons Sion.“ Sie vererbte sich auf einen Pfarrer Christoph Breitinger in Fällanden, und kam nachher in Besitz des Bürgermeister Waser, der Breitingern als Freund und Genosse verbunden geblieben.

Aber auch höhere Ehren waren Breitinger zugedacht: Der theologische Doktorhut, der damals selten geschenksweise verliehen wurde. Gewiß war Breitinger ein würdigster Träger und die Auszeichnung wohl verdient. Gleichwohl schlug er sie aus und zwar mehr aus Bescheidenheit, als weil dieser Titel in Zürich nicht zu tragen gestattet war; denn eine Ausnahme würde der Rath schon bewilligt haben. Die höflichen Abschlagsgründe begleitete er mit dem Scherze: wenn er als Doctor heimkäme, so hätte er niemals Ruhe, indem alle seine kranken Kirchgenossen und andere Patienten zu Stadt und Land aus großem Zutrauen ihm täglich ihr Wasser schicken würden. Der Berichterstatter fügt erläuternd hinzu: „NB. Zu Zürich weißt man von keinen andern Doctoribus, als Medicinæ, quibus lucri bonus odor, ut Vespasiano olim, ex re qualibet, d. i. aus dem Wasser gschauen."

Während die Pfälzer und Namens der Zürcher auch Marcus Stapfer zu Dortrecht die Staatlichen Entlassungs- und Beglaubigungsschreiben aus dem Haag abwarteten, benützte Breitinger die günstige Gelegenheit und Zeit zu einem Abstecher nach Amsterdam. Die

Reise ward mittelst „Treck-Schuit" (einem von Pferden gezogenen Schiff)*) ausgeführt und ging an Oude-Water vorbei, dem Stammort des Arminius, des „Anstifters all' dieser Unruhen." Das Städtchen war bekannt durch Verfertigung von Seilen, Stricken, Tauen und andern Fischer- und Schiffergeräthen für Holland und Seeland. In der Umgegend wurde nämlich sehr viel Hanf gepflanzt. In Amsterdam weidete die Gesellschaft, während Einer in einem Gasthofe Logis bestellte, ihr Auge auf der Börse an all' den für sie neuen Sehenswürdigkeiten, und machte Einkäufe nach Herzenslust. Die Börse ist nämlich ein prächtiges Gebäude mit einer aus Gewölben aufgeführten Waarenhalle, wo die seltensten und kostbarsten Gegenstände, die man nur wünschen kann, zu kaufen sind, so daß man mit dem Dichter sagen kann:

Hier ist, was immer du wünschest,
Wie nirgends auf Erden zu finden.

In der Halle kommen täglich die bedeutendsten Kauf- und Geschäftsleute zusammen: Deutsche, Franzosen, Engländer, Dänen, Schweden, Polen, Russen, Norweger, Spanier, Portugiesen, Italiener, Mauren, Numidier, Juden, Türken. Beim Herausgehen trafen sie den Kaufmann Paul Pels, an welchen Breitinger von Heinrich Werdmüller in Zürich empfohlen war und welcher nun die Gesellschaft durch die weite und prächtige Stadt auf die bedeutendsten Plätze und Märkte führte, zum Waisenhaus, Pfrundhaus (Greisenasyl), Krankenhaus, Armenhaus, Findelhaus u. s. w. Als sie von all' dem müde und der Abend hereingebrochen war, lud der Gastfreund sie zu sich in sein Haus zum Abendessen und zum Logis; allein nur Breitinger nahm die Einladung an, Waser und Wolf aber kehrten zum Schwert ein, wo sie schon bestellt hatten. Des folgenden Morgens in aller Frühe begaben sich diese Beiden „zu ihrem Gebieter" (herum) zurück, bestiegen mit Herrn Pels als Führer das Verdeck (ageis) eines außerordentlich großen Kriegsschiffes, um die Beschaffenheit solcher großen Seehäuser, die Magazine, die Maste, das Takelwerk u. s. w., sowie die Angriffs- und Vertheidigungsweise, wenn auch nur flüchtig, kennen zu lernen. Nach einem Frühstück im Hause ihres Führers und Verabschiedung von seiner Gattin wurden sie von ihm noch zu ihrem Reisewagen begleitet, indeß sie aufmerksam und mit Verwunderung unterwegs die Klöster des hl. Ambrosius,

*) Von trekken = ziehen und schuit = Schiff.

des hl. Augustin, des hl. Benedikt und anderer Heiligen, besonders aber das Stift des hl. Raspinus und seines Gefährten, des hl. Ponus, d. h. das Zuchthaus betrachteten. Den sehr zahlreichen bösen und faulen Insaßen fehlt es nicht an strenger Zucht, peinlichem Arrest, Fasten und strenger Lebensordnung, an Enthaltsamkeit und anstrengenden Uebungen aller Art. Den an Brüchen Leidenden wußte der hl. Raspinus durch Vermittlung des hl. Ponus neue Lebenskraft beizubringen; auch Schwachen und Lahmen stellte er die Gesundheit wieder her. Nachdem sie sich von Herrn Raspin und Herrn Pels unter herzlicher Dankbezeugung verabschiedet, kehrten sie auf dem früheren Wege nach Dortrecht zurück. Bis tief in die Nacht und am frühen Morgen packten sie ihre Sachen zusammen und übergaben sie theilweise dem Herrn Abraham Byben von Wesel, der in Dortrecht ein Geschäftshaus hatte, zur Spedition nach Straßburg und zur Weiterbeförderung durch Kaufleute, welche von dort zur Zürcher Messe gingen.

Nachdem sie sich von ihren edeln Gastfreunden herzlich verabschiedet, schickten die schweizerischen Gesandten sich fröhlich im Rückblick und Ausblick nun zur

„Heimreis."

„Nachdem die Frömden und Niederländischen Gelehrten, wie auch alle die, so dem Synodo die gantze Zeit (vom 3. November 1618 bis 28. April 1619, also 25 Wochen) beygewohnet, einanderen zum freundlichsten abgnadet (indem in einer Plenarsitzung den fremden Abgeordneten Dank erstattet und die Synode mit Gebet, Segenswünschen und Händedruck geschlossen worden), auch Herr Breitinger mit seinen Gefehrten etliche Tag zuvor nach Amsterdam gefahren, sind sie mehrteils aufgebrochen, jeder nach seinem Heimat." Der Magistrat von Dortrecht hatte noch ein Festmahl mit Musik veranstaltet.

„Montags den 3. May 1619 ist auch Herr Breitinger mit seinen Zugehörigen von Dortrecht abgescheiden, und hatte das erste Nacht-Läger in der Stadt **Utrecht**, da er auch im Gasthof zum Pförtchen angetroffen die Herren Pfältzer, den von Bern, und den von Schaffhausen, wie auch die aus Hessen." Gerade an diesem Tage wurde im Haag die Hinrichtung Oldenbarnevelds vollzogen.

„Dienstags den 4. langten sie an zu **Nimmägen**, der Haubt-Stadt Gelderlands."

„Mittwochen den 5. hielte ihnen ein Ehrsamer Rath daselbst ein kostlich Mittag-Mahl, lößten darzu sie alle aus der Herberg, und ordneten ihnen zu Geleits-Leuthen 9 wol armierte Reuther mit einem Herold bis gen **Cölln**. Diß Tags hatten sie das Nacht-Lager in der Stadt **Cleve**, des Clevischen Fürstenthums Haubt-Stadt, da dißmalen gewohnet **Geörg Wilhelm**, Hertzog zu Brandenburg, und da kamen auch zu ihnen die Wetterauischen Gelehrten mit 4 Staatischen Reutern." Eine Einladung an den Cleve'schen Hof lehnten sie höflich ab. Die Reisegesellschaft war nun auf 40 Mann angewachsen (12 Abgeordnete, 16 Begleiter und 13 Reiter).

„Donstags den 6. diß Morgens am Tag stellte der Wirth ihnen allen widerum zu die am Abend bezahlten Uerten (Zechen) mit Vermelden, das geschehe aus Hoch-ermeldten Fürsten Befehl. Gleich ausser der Stadt in einem Lust-Wäldli hielte der Fürst selbst mit seiner Cavallerie, und wünschte allensamen mit Handbieten viel Glück zur Heimreis. Das Mittagmahl assen sie in der Stadt **Xanten**, war besetzt mit Spaniern, hatten die Nachtherberg in einem grossen Wald, in einem einsamen ungeliebten Wirths-Haus, „zum Landtbock", von kleinen Gräben umgeben, von allen Wohnungen entfernt, liegt in der Grafschaft **Mörs**."

„Freytags den 7. assen sie das Mittag-Mahl in der Stadt **Neus**, vor dessen Thoren sie zwei Stunden hatten warten müssen, weil die ganze Einwohnerschaft eine Prozession zu Ehren ihres Schutzheiligen hielt, und kamen selbigen Abends gen **Cölln**, wo sie mit Mühe „zur harten Faust" ein Unterkommen fanden.

„Samstags den 8. diß wurde ihnen von der Stadt der Wein verehrt. Da liessen sie die Staatischen Reuther mit einer Verehrung (Ehrengabe, Geschenk) wieder zurück, wie auch die Holländischen Gutscher. Sie aber sassen in ein eigen bestelltes Schiff, das sie für 56 Imperialen bis Mainz gemiethet. In diß Schiff kam heimlich ein Faß mit gutem Rhynwein, ohngefehr 1½ Eimer, aus Anordnung der heimlichen Evangelischen Gemeind. Abends waren sie in der Stadt **Bonn**." Von Cöln aus schlug Dr. Altstedt einen andern Weg ein.

„Sonntags den 9. waren sie über Nacht in einem Dorff, heißt **Alten=Gers**." (= Alt=Engers?)

„Montags den 10. nahmen die Hessischen und Wetterauischen ihren Abscheid, und naheten sich ihrem Land, und mit ihnen reiset der von Bern auf Marpurg,*) die andern hatten ihre Nacht=Herberg zu **Ober=Wesel**." In Bacharach faßten sie Proviant, ohne sich länger aufzuhalten, trotz freundlichster Einladung. Dagegen überreichte ihnen der Kunstschreiber und Schulinspector von Bacharach einige Krüge vom besten Bacharacher, welchen sie mit den beiden Gebern, die sie bis Bingen begleiteten, im Schiff gemüthlich tranken.

„Dinstags den 11. erreichten sie gar spathen Abends die Stadt **Maynz** mit grosser Arbeit und nicht ohne Gefahr, beyde des Wassers und der Wacht halben. Nur eine halbe Meile vor Mainz von der Nacht überfallen, verweigerten die Schiffer rundweg die Weiterfahrt, da bei Nacht keine Schiffe in die Stadt eingelassen würden. Da eilten die Gesandten mit einigen Begleitern schnellen Schrittes in die Stadt, wohin die Uebrigen mit dem Geldsack und den Werthsachen ihnen folgen sollten mittelst eines Nachen, falls die Brücke schon aufgezogen wäre. Als nun Jene die Brücke passirt hatten, wurde sie mit Ketten aufgezogen und diese waren abgeschnitten, wurden auch von den Schildwachen sehr unfreundlich empfangen und erhielten mit Noth die Bewilligung, in der Vorstadt Fietzbach ein Unterkommen zu suchen. Der um sie besorgte Breitinger aber machte sich bei Nacht und Nebel zu ihnen auf und brachte sie in den Gasthof, wo ihnen für die Unannehmlichkeiten des Abends durch aufmerksamste Bewirthung reichlich Ersatz geboten wurde. Dieses Tags schieden auch und nahmen von Bingen aus einen nähern Weg die Pfältzischen."

„Mittwochen den 12. fuhr der von Zürich und der von Schaffhausen gen **Frankfort**, da sie über Nacht waren."**) Früher nämlich als sie gedacht, hatten sie ein Fuhrwerk besteigen müssen, mit dem sie, nach einem Mittagsmahl in Hochstett, vor Sonnenuntergang „in der Gersten" zu Frankfurt anlangten. Des folgenden Tages

*) Zu seinen Verwandten, denn seine Frau war aus Marburg, wo er studirt und promovirt hatte. Promotion und Verlobung waren dazumal öfter verbunden.

**) Die Basler waren nach England und zurück durch Frankreich gereist.

von 5—9 Uhr besahen sie die Stadt, das Rathhaus, Schloß „Brunfels“, die Bartholomäuskirche und die berühmte Säule des Fetmilch. Um 45 Imperialen mietheten sie einen Vierspänner für 7, und einen Zweispänner für 2 Personen. Zu Hanau schied auch der Wetterauer Georg Fabricius von ihnen, sodaß nur noch die Zürcher und Schaffhauser übrig blieben. Hinter Hanau kamen sie vom rechten Wege ab und irrten lange im Walde und erreichten spät Abends das Landgräflich Darmstädtische Städtchen Langen.

„Donstags den 13. dingeten sie bis gen Schaffhaussen 2 Gutschen, assen das Mittag-Mahl zu **Hanau**, das Nacht-Läger hatten sie in einem Städtlein, heißt **Langen.**“

„Freytags den 14. fuhren sie durch Allerheiligen und **Darmstadt**, dem Sitz des Landgrafen von Hessen, und assen den Imbis in der ansehnlichen Churfürstlichen Stadt **Bentzheim**, dann Heppenheim und Ladenburg,*) des Abends erreichten sie **Heydelberg.**“

„Samstags den 15. gingen sie (Breitinger und Koch mit Prof. Dr. Alting) gen Hof, gratulirten dem Churfürsten das Vicariat des damals ledigen Kayserthums. In der Sapientz assen die Herren von der Universität mit ihnen das Mittag-Mahl, fuhren des Abends noch gen **Heidelsheim.**“

„Sonntags den 16. waren sie zu Mittag zu **Pfortzheim**, das Nacht-Läger zu **Willemstatt.**“

„Montags den 17. waren sie über Nacht zu Veeringen, einem Wirtenbergischen Dorff.“

„Dienstags den 18. assen sie das Mittag-Mahl zu **Rottwyl**, die Nacht-Herberg hatten sie zu **Tonningen.**“ Um den östreichisch-spanischen Truppen auszuweichen, hatten sie sich auf einem freilich mühsamen Wege über Metzingen und Weringen führen lassen. Auf der Höhe des Fürstenberges überfiel sie ein gewaltiger Regen, der den abschüssigen und verwachsenen Weg noch schwieriger machte. In Merishausen empfingen sie die Räthe und Bürger von Schaffhausen und geleiteten sie mit frischen Pferden in die Stadt.

„Mittwochen den 19. biß erreichten sie **Schaffhausen**, wurden da diesen Abend, und morndeß „vff dem Herren

*) Im Mscr. Landenburg.

Gärtli" den gantzen Tag gar ehrlich und freundlich gehalten von beyden Ständen (Geistlichkeit und Rath), auch aus der Herberg gelöst, und mit Pferden aus ihrem Stall*) versehen bis gen Eglisau." Auch hier begrüßte sie Kanonendonner.

„Freytags am Morgen den 21. diß begleiteten 2 Herren des Raths von Schaffhaussen Herrn Breitinger bis under den Lauffen. Da wurden sie mit Böllerschüssen begrüßt. Im Schloß Eglisau asse man das Imbis-Mahl bey Herrn Vogt Grebel, der ihnen mit andern Patriziern bis in den Wald entgegengekommen. Diß Abends kam er zwüschen 6 und 7 Uhren frisch und gesund wieder gen Zürich. Gott dem Allmächtigen sey Lob, und Ehr, und Danck, und Preis, nun und in Ewigkeit, durch Jesum Christum unseren Herren. Amen."

„Es ritten aber ihme entgegen ein grosse Zahl Burger Geistliches und Weltliches Standes, — waren 64 Pferd — etliche hinaus für Eglisau. Aussert Kloten im Feld haben sie ihn empfangen. Von Bülach an bis hinein zur Stadt waren alle Strassen so vollen Volks, als dieser Orthen möchte hievor je geschehen seyn. Jedermann ließ sich ab der Wiederkunft ihres Vorständers vermerken einer besonderen Freud." Auf dem Klotener Felde wurde er von Johannes Ruter, Pfarrer zu St. Peter in Zürich, Namens des Rathes und der Bürgerschaft bewillkommt, welche Alle seine Heimkehr ersehnt hatten. Von der Niederdorf-Porten an waren nicht nur die Gassen, sondern auch alle Fenster gedrängt voll von Theilnehmenden.

„Auf die Heimkunft überantwortet Herr Breitinger dem Herrn Verwalter am Gestift, was er für Geld empfangen auf die Reiß, namlich 560 Fl. Hiemit hatten Unser Gnädig Herren dieser Reiß halber gar keinen Kosten überall nicht, und was Herr Breitinger diesere gantze Zeit, als ein Gesandter ausgeben von gemeiner Stadt und Kirchen Zürich Ehren wegen, dasselbig alles hat er verrichtet aus dem, was er zu Nutz ihme selbsten hätte erübrigen mögen von der Hrn. Staaten Verehrungen und Letzi-Geld. Ihn aber hat weit gefreut über alles Gold und Silber-Geld, daß diß grosse und

*) Obrigkeitlicher Marstall?

gar weit aussehende Werk, durch Gottes ganz besondere Gnad und Güte, so glücklich abgegangen, die bösen Secten der Arminianeren und Socinianeren getüscht, und die herrlichen Länder **Holland, Gelderland, Seeland, Frießland**, und andere, wieder zu Einigkeit, Fried und Ruh gebracht worden sind. Der Allmächtig Gnädig Gott wölle diesere, und alle andere seine Kirchen bey Göttlicher Lehr und Wahrheit beständig erhalten, durch unseren lieben Herren und Heyland Jesum Christum, Amen."

Sind die Abgeordneten der Schweizerstädte zu Hause mit Freuden erwartet und mit Ehren aufgenommen worden, so war das in Zürich mit Breitinger in besonderem Maße der Fall. In der allgemeinen freudigen Theilnahme gab sich das große Ansehen kund, in welchem Breitinger beim Rath, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft stand. „Was gnädigen Vergnügens Unsere Gnädigen Herren an seinen Verrichtungen gehabt, ist aus Dero Erkantnuß zu sehen, auch aus den vier (zwei?) schönen vergüldten Geschirren, damit er deßwegen beschenkt worden, dergleichen in den dreyen andern Evangel. Städten von der Obrigkeit keinem dieser Synodal-Gesandten begegnet ist", sagt die Biographie zu Breitingers und des Rathes Ehren zugleich. Diesem hatte Breitinger nicht nur den Reise-Ueberschuß von 73 Fl., sondern auch die Denkmünze eingehändigt; wurde aber ihm wieder zugestellt mit dem Ausdruck besonderer Zufriedenheit und Anerkennung seiner Uneigennützigkeit. Das „Erkenntniß" vom 17. Juni 1619 sagt: „Habend Meine Gnäd. Herren zum vorderisten an allem seinem Thun und Verrichten ein gutes Vergnügen und dankbarliches Wohlgefallen gehabt. Und obgleichwol Herr Breitinger von wegen seiner in diesem Christlichen Werk erzeigten sonderbaren grossen Treuw und Fleisses, und ausgestandenen Mühe und Arbeit, sich dergestalt verdient gemacht, daß er darum nicht genugsam zu belohnen: So habend doch Wolgemält Meine Gn. Herren, zur Anzeig und Bezeugung verdienter Dankbarkeit, sich erkennt, und wöllend, das ihme Herrn Pfarrern nit nur obgedacht fürgeschossen Gelt, samt dem verehrten guldenen Pfänning, zu einer Gedächtnuß verbleiben: sonder auch noch überdiß von Ihr Meiner Gn. Herren, und dann auch von des Gestiffts zum Großen Münster wegen, von jedem Theil fünffzig Kronen, an ein oder zwey par vergült silberne Schalen,

ald*) Trinkgeschirr, verwändt, und ihme zum Gedänkzeichen seiner getreuwen und heilsamen Diensten zugestelt und verehrt werden söllind. Da beyde Meine Herren die Burgermeistere, samt dem Herrn Verwalter des Gestiffts, Bevelch und Gewalt habend, solche Trink-Geschirr gebührender Form und Massen rüsten zu lassen." — Der eine Becher trug die bezeichnende Inschrift:

Duplex robur inest cathedræ, cui curia nexa est,
Curiæ inest duplex, proxima cui cathedra est.

d. i. Doppelte Kraft hat die Kanzel, die mit dem Rathhaus verbunden,
Doppelte Kraft hat der Rath, mit der Kanzel vereint.

Auf dem andern soll die Inschrift gelautet haben (vom Ministerium oder dem Stift ausgehend, daher auf die Gelegenheit Bezug nehmend):

Christe, tibi asserta pro Religione perennis
Esto honor! Assertam porro defende. Nocentes
A grege pelle lupos. Pastores suffice fidos.

d. i. Ewig sei dir, Herr Christ, für Erhaltung des Glaubens die Ehre!
Fernerhin wollest du ihn jetzt auch mächtig beschützen und deine Heerde,
Tüchtigen Hirten vertraut, vor schädlichen Wölfen bewahren.

Unstreitig hat Breitinger's Betheiligung an der Dortrechter Synode sein Ansehen in der Heimat und im Auslande erhöht und auf die Dauer befestigt, so daß er auch in dieser Hinsicht ein Nachfolger Bullinger's geworden ist, indem er nun erst recht mit hervorragenden Gelehrten und Kirchenmännern des In- und Auslandes verkehrte und der reformirten Kirche aller Länder treulich gedient hat. Er stand damals in der Blüthe der Kraft (44 Jahre alt, seit 5 Jahren Antistes) und durfte noch 26 Jahre der Kirche vorstehen, also bis fast zu Ende des 30jährigen Krieges. Die Gefahren des Vaterlandes, die Noth der Kirche, die Beschaffenheit ihrer Diener und ihrer Glieder stets mit klarem Blicke, warmem Herzen und kräftiger Hand erfassend, und auf dem Gebiete des öffentlichen, des staatlichen wie kirchlichen Lebens reformirend eingreifend, weßhalb er auch „Reformator der Sitten" genannt worden ist. Wenn für Andere die Theilnahme an der Dortrechter Synode der Höhepunkt ihres Lebens genannt worden ist (wie von

*) = oder.

Trechsel in Bezug auf Rütimeier), so war es für Breitinger mehr: es ist dadurch der ökumenische, die ganze reformirte Kirche umfassende Beruf Bullingers auf ihn übergegangen.

Von dieser Seite hat uns die Reisebeschreibung neben der allgemeinen Bedeutung eines kleinen Culturbildes ein neues Interesse geweckt und uns auf dem Hintergrund jener Kriegszeit die hehre Gestalt eines Zürcher Antistes abgehoben, wie es vorher nur Einen und nachher keinen gegeben.

Uebersicht

der im Jahr 1877 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.*)

Geschichte und Politik.

Amtliche Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede. Vierter Band, Abtheilung 1 b (1529—1531), bearbeitet von Dr. Joh. Strickler, Staatsarchivar. Zürich, 1876. Selbstverlag.

Fiala, F. Zum Processe des Bürgermeisters Hans Waldmann und des Junkers Georg Grebel in Zürich (Nr. 5 des „Anzeigers für schweiz. Geschichte". Solothurn, Schwendimann. 1877).

Jahrbuch für schweiz Geschichte, herausgegeben auf Veranlassung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft. 2. Jahrgang. Zürich, S. Höhr.

Meyer von Knonau, Prof. Dr., G. Unsere jetzigen schweizerischen Grenzen. Bern, Stämpfli. 1877.

Meyer von Knonau, Prof. Dr., G. St. Gallische Geschichtsquellen. III. Ekkehardi IV. Casus S. Galli. St. Gallen, Huber & Co., 1877. (Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. Neue Folge V. u. VI. Heft.)

Riggenbach, B. Das Chronikon des Konrad Pellikan. Herausgegeben zur vierten Säcularfeier der Universität Tübingen. Basel, Bahnmeyer. 1877.

Sauerteig, Belial. Der Züriherrgott (politisches Pamphlet gegen Dr. Alfred Escher). Wülflingen, Expedition des Weinländers, 1877.

Sickel, Dr., Th. Ueber Kaiserurkunden in der Schweiz. Zürich, S. Höhr, 1877.

*) Für jeweilige Mittheilung vom Erscheinen der betreffenden Publikationen wird die Redaction für die Folge sehr dankbar sein. Allfällige Lücken in gegenwärtiger erster Uebersicht bittet sie zu entschuldigen.

Strickler, Dr., J. Urkunde Graf Rudolfs von Habsburg betreffend den Zehnten zu Knonau. (Nr. 3 des „Anzeigers für schweiz. Geschichte".) Solothurn, Schwendimann, 1877.

Studer, J., Der Pietismus in der zürcherischen Kirche im Anfang des vorigen Jahrhunderts. (G. Volkmar, Jahrbuch der historischen Gesellschaft Zürcher Theologen.) Zürich, Cäsar Schmidt.

Wolfensberger, J. R. Ein Spiegelbild aus der Reformationszeit. Nr. 15, 16 und 18 des „Kirchenfreund".

Wyß, Prof. Dr., G. von. Vortrag vor der Gesellschaft der Böcke, gehalten im großen Bote derselben am 8. März 1877. (Eine Untersuchung über die Geschichte der Böcke von Zürich.) Druck von F. Schultheß. Nicht im Buchhandel. — (Vide Meyer von Knonau in den Göttinger gelehrten Anzeigen. 1877.)

Zimmermann, Dekan, Rudolf. Die Zürcherkirche von der Reformation bis zum 3. Reformations-Jubiläum nach der Reihenfolge der zürcherischen Antistes. Zürich, S. Höhr, 1877.

Cultur-, Literatur- und Kunstgeschichte.

Bächtold, Jakob. Von und über Bodmer. (Archiv für Literaturgeschichte VI. 1. Heft.) Leipzig, Teubner, 1877.

Bürkli-Meyer, A. Das zürcherische Seidenhandwerk oder die erste Periode der zürcherischen Seiden-Industrie im 13. und 14. Jahrhundert, urkundlich dargestellt. Zürich, Druck von Orell Füßli & Co.

Catalog der Ausstellung von ältern Glasmalereien aus hiesigem Privatbesitz. Künstlergut Zürich 1877. (Von Prof. Dr. J. R. Rahn und H. Zeller-Werdmüller). Druck von Orell Füßli & Co.

Hirzel, L. Göthe-Erinnerungen aus der Schweiz. (Im neuen Reich. 1877. I. pag. 101 und folgende.) Leipzig, S. Hirzel.

Mörikofer, Dr., J. C. Briefe von Karl August und Louise von Weimar an Lavater. (Im neuen Reich. 1876. II. pag. 266 und folgende.) Leipzig, S. Hirzel.

Pestalozzi, L. F. Leopold von Stolberg und seine Zürcherfreunde. (Nr. 30 und 31 des „Evangelischen Wochenblattes". 1877.)

Rahn, Prof. Dr., J. R. Studien über die Manessische Liedersammlung. (Nr. 3 des „Anzeigers für schweiz. Alterthumskunde". 1877.) Zürich, Herzog.

*

Rahn, Prof. Dr., J. R. Die neuentdeckten Wandgemälde in der Kirche zu Oberwinterthur. (Nr. 4 des „Anzeigers für schweiz. Alterthumskunde". 1877.) Zürich, Herzog.

Wyß, Friedr. von, sen. Die Eheschließung in ihrer geschichtlichen Entwicklung nach den Rechten der Schweiz. (Band XX der Zeitschrift für schweizerisches Recht.) Basel, Bahnmeyer.

Biographie.

Biographie, Allg. Deutsche. Band V und VI, mit Artikeln von Prof. Dr. Georg von Wyß und Prof. Dr. G. Meyer von Knonau über Zürcher aus verschiedenen Familien, von Dürsteler bis Fäsy.

Denzler, Hans Heinrich, zur Erinnerung an, von Prof. R. Wolf. Separatabdruck aus den Verhandlungen der 59. Jahresversammlung der schweiz. naturforschenden Gesellschaft in Basel. Basel, Georg, 1877.

Escher, Alfred. Bild und Lebensskizze. (Nr. 51 der illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer", 1877.) Stuttgart, Hallberger.

Meyer, Wilhelm. Kurzer Lebensabriß, verfaßt von seinem Sohne. (Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 21. März 1877 u. f.)

Muralt, Joh., von. Eine Pädagogen- und Pastorengestalt der Schweiz und Rußlands aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von Hermann Dalton. Wiesbaden, Niedermann, 1876.

Ulrich, Prof., J. J. Kurzer Nekrolog von befreundeter Hand. („Allgem. Schweizerzeitung" vom 30. März 1877.)

Weiß, Joh. Heinrich, alt Pfarrer. Nekrolog. (Nr. 12 des „Evangelischen Wochenblattes", 1877.)

Zehnder, Dr., Ulrich, Bürgermeister. Biographie, verfaßt von seinem Sohne. (Separatabdruck aus der „Neuen Zürcher Zeitung".) Zürich, Meyer und Zeller, 1877.

Ziegler, Andreas, alt Pfarrer. Nekrolog. (Nr. 21 des „Evang. Wochenblattes", 1877.)

Topographie und Statistik.

Adreßbuch der Stadt Zürich und Umgebung für 1877. Zürich, Orell Füßli & Co.

Binder, J. J. Die Uetlibergbahn. Heft 2 der „Illustrirten Wanderbilder". Zürich, Orell Füßli & Co. 1877.

Binder, J. J. Die Wädensweil-Einsiedlerbahn. (Heft 5 der „Illustrirten Wanderbilder".) Zürich, Orell Füßli & Co. 1877.

Zürichs Gebäude und Sehenswürdigkeiten. Beschreibung der Stadt mit 57 Illustrationen und einem Plane in Farbendruck. — Anläßlich der XXVII. Jahresversammlung des schweiz. Ingenieur- und Architekten-Vereins zusammengestellt und bearbeitet von der Sektion Zürich. Zürich, Orell Füßli & Co., 1877.

Müller, C. K. Graphische Statistik des Kantons Zürich. Zürich, Wurster & Co.

Die schweiz. Mobiliar-Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit und ihre 50-jährige Wirksamkeit, bearbeitet von einem Freunde vaterländischer Anstalten. Zürich, Herzog, 1877.

Volkswirthschaft.

Cohn, Gustav. Die Finanzlage der Schweiz. (Bezugnahmen auf die zürch. Finanzverhältnisse.) Zürich, Orell Füßli & Co., 1877.

Coutin, Jules. Etude sur le Chemin de fer du Nord-Est-Suisse. (Heft 2 der „Schweizer Zeitfragen".) Zürich, Orell Füßli & Co. 1877.

Geiser, Dr., C. F. Die Krisis der Nordostbahn. Rückschau und Ausblick auf die schweiz. Eisenbahnpolitik. (Heft 5 der „Schweizer Zeitfragen".) Zürich, Orell Füßli & Co., 1877.

Memminger, A. Der Krach. Kritische Gänge durch das schweiz. Eisenbahnwesen. Zürich, Selbstverlag. 1877.

Memminger, A. Die Nordostbahn im Lichte der Ziffern. Zürich, Franz & Co., 1877.

Situation und Reconstruktion der Nordostbahn. Bericht der von einer Aktionär-Versammlung gewählten Commission. Zürich, Orell Füßli & Co., 1877.

Belletristik.

Keller, Gottfr., Zürcher Novellen. (Deutsche Rundschau, 1876/1877.) Berlin, Gebr. Paetel.

Usteri, Joh. Martin, Dichtungen. Herausgegeben von David Heß. Dritte Auflage in 3 Bänden. Leipzig, S. Hirzel, 1877.

Wendeler. Liebesidylle eines Zürchers (Thomann zur Linden) vom glückhaften Schiff auf dem Freischießen zu Straßburg 1576. Halle a/S., Lippert, 1877.

Verzeichniß der Zürch. Neujahrsblätter
für das Jahr 1877.

Stadtbibliothek. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 1. Hälfte. Verf.: Prof. Dr. J. R. Rahn.

Feuerwerkergesellschaft. Betrachtungen über das Entstehen der Burgunderkriege und den Verlauf des Tages von Murten, 22. Juni 1476. Verf.: U. Meister, Oberstlieut. im Generalstab.

Waisenhaus. Volkskrankheiten. Verf.: Prof. Dr. H. Spöndly.

Naturforschende Gesellschaft. Wohin und warum ziehen unsere Vögel? Verf.: Dr. C. Mösch.

Hülfsgesellschaft. Die wohlthätigen Stiftungen, Anstalten und Vereine in Chur. Verf.: Pfarrer Herold.

Künstlergesellschaft. Personalien von Kasp. Heinr. Merz von St. Gallen. Verf.: C. von Gonzenbach.
Lebensskizze der Künstlergesellschaft von Zürich. Verf.: Prof. R. H. Hofmeister.

Allg. Musikgesellschaft. G. A. Rossini. Verf.: Pfarrer H. Weber.

Antiquarische Gesellschaft. Lebensbild des hl. Notker von St. Gallen. Verf.: Prof. Dr. G. Meyer von Knonau.

Neujahrsblatt von Unterstraß. Unsere Kirchen. Verf.: Pfarrer A. Näf.

Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur. Die alten Oefen von Winterthur und Umgebung. (Schluß der Arbeit: Das Hafnerhandwerk und die alten Oefen in Winterthur.) Verf.: Dr. A. Hafner.

Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft von Winterthur. Die Belagerung von Winterthur durch die Eidgenossen, 1460. Verf.: Dr. A. Hafner.

Zum Titelbilde.

Die Redaktion des Zürcher Taschenbuches hat sich vorgenommen, jedem Jahreshefte eine heraldische Abbildung beizugeben. Es soll dabei speziell auf zürcherische Monumente Bedacht genommen und die chronologische Entwicklung der verschiedenen Style illustrirt werden. Wir beginnen mit einem charakteristischen Spezimen aus der spätgothischen Epoche, indem wir zum Gegenstande der ersten Tafel die (freilich nicht mit der vollständigen Kraft und Charakteristik des Originals wiedergegebene) Kopie eines Glasgemäldes veröffentlichen, das sich in der Stadtbibliothek zu Winterthur befindet. Dem Style nach zu urtheilen dürfte diese Scheibe, zu der sich ein im Charakter der Zeichnung und Technik vollkommen entsprechendes Seitenstück am selben Orte befindet, aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts stammen.

